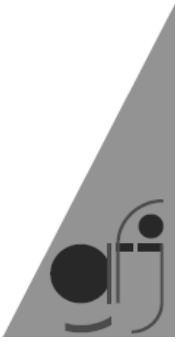
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
im Deutschen Institut für Urbanistik



Aktuelle Beiträge
zur Kinder- und Jugendhilfe 81

Wann ist Heimerziehung für Kinder erfolgreich?

Dokumentation der Fachtagung
am 19. und 20. Mai 2011 in Berlin

Deutsches Institut für Urbanistk gGmbH
Sitz Berlin
AG Charlottenburg – HRB
Geschäftsführer:
Univ.-Prof. Dr.-Ing. Klaus J. Beckmann

Zimmerstraße 13-15 ·D-10969 Berlin
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Telefon 030 39001-136 ·Telefax 030 39001-146 ·
E-Mail: agfj@difu.de
Internet: www.fachtagungen-jugendhilfe.de

Die Fachtagung wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert.

Impressum:

Herausgeber:

Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH
Zimmerstraße 13-15 · 10969 Berlin

Redaktion, Satz und Layout:

Dörte Jessen
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH, Berlin

Fotos:

Rita Rabe
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH, Berlin

Hinweise zur Download-Ausgabe:
Der vorliegende Tagungsband wird von der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe im Deutschen Institut für Urbanistik nicht mehr als Druckfassung aufgelegt. Es besteht die Möglichkeit, die Fachbeiträge und Diskussionen aus dem Internet herunter zu laden. Leerseiten und Fotoseiten wurden entfernt.

Berlin 2011

ISBN 978-3-931418-88-5

Inhaltsverzeichnis

Seite

Eröffnung der Tagung 7
BRUNO PFEIFLE
Leiter des Jugendamtes der Landeshauptstadt Stuttgart,
Vorsitzender des Beirats der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe

Wie wirkt Heimerziehung? Wie ist die Frage des „Lebenserfolgs“ in wissenschaftlichen Untersuchungen beantwortet worden? Gibt es neue Erkenntnisse? 15
PROF. DR. CHRISTIAN SCHRAPPER
Erziehungswissenschaftler, Fachbereich Erziehungswissenschaften,
Universität Koblenz-Landau

Was ist moderne Heimerziehung heute?

Aus Sicht der öffentlichen Jugendhilfe 33
KÄTHE BRUNNER
Leiterin des Jugendamtes Jena

Aus Sicht freier Träger der Jugendhilfe 39
DR. HANS ULLRICH KRAUSE
Leiter des Kinderhauses Berlin-Mark Brandenburg, Berlin
Vorsitzender der IGfH

Diagnostik und Indikation

**Wie kommen die Kinder ins Heim?
Wie findet „man“ die richtige Einrichtung für das Kind?**

Die Rolle der Jugendämter 47
DR. SUSANNE HEYNEN
Leiterin des Stadtjugendamtes Karlsruhe

Die Rolle der freien Träger 57
GEORG-FRIEDRICH BECKER
Pädagogische Leitung, Evangelische Jugendhilfe Münsterland, Steinfurt

Prozess- und Strukturqualität

Was passiert im Heim? Alltag im Heim, Elternarbeit, Beteiligung der Kinder, pädagogische Konzepte, Fachkräfte… 63
DR. PETER BÜTTNER
Geschäftsführer, Projekt PETRA, Schlüchtern

Wirkungsforschung und Nachhaltigkeit

Wie verlassen Kinder das Heim? Welche Anschlusshilfen gibt es? Was wird aus den Kindern? 71
DR. KLAUS ESSER
Kinderdorfleiter, Bethanien Kinder- und Jugenddorf Schwalmtal

Was können wir aus der Aufarbeitung der Heimerziehungspraxis in den 50-/60er-Jahren lernen? Welche Anforderungen an die Professionalität von Heimerzieher/innen gibt es? **85**
PROF. DR. PHIL. HABIL. CAROLA KUHLMANN
Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum

Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe 1: Mitsprache und Beteiligung von Kindern und Jugendlichen bei der Gestaltung ihres Alltags im Kinderheim **97**
DR. HANS ULLRICH KRAUSE
Leiter des Kinderhauses Berlin-Mark Brandenburg, Berlin
Vorsitzender der IGfH

Arbeitsgruppe 2: Elternarbeit – Wie muss eine stationäre Hilfe im Umgang mit der Herkunftsfamilie begleitet werden? **103**
DR. PETER BÜTTNER
Geschäftsführer, Projekt PETRA, Schlüchtern
BIRGIT SCHMIDT
Erzieherin, Kinderhaus Berlin-Mark Brandenburg, Berlin

Arbeitsgruppe 3: Das Kinderheim als Teil des Sozialraumes **111**
SEBASTIAN KALAMORZ
Geschäftsführer, Kinderheim Machern gemeinnützige GmbH

Arbeitsgruppe 4: Professionelle Haltung von Heimerzieher/innen - Anforderungen an Ausbildung und Qualifikation **116**
PROF. DR. REGINA RÄTZ
Professorin für Soziale Arbeit, Alice Salomon Hochschule Berlin

Professionelle Haltungen von Erziehenden im „Heim“ und anderswo **126**
JULIA MENNEKING
Erzieherin, „Betreutes Jugendwohnen LiVe“,
Nachbarschaft hilft Wohngemeinschaft e.V., Berlin

Arbeitsgruppe 5: Der Bildungsauftrag in der Heimerziehung. Schulerfolg und ein gelingender Übergang in Ausbildung und Arbeit als Voraussetzung für ein eigenständiges Leben „danach“ **128**
PROF. DR. DIRK NÜSKEN
Professor für Theorie und Praxis in der Sozialen Arbeit, Fachbereich Soziale Arbeit, Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum

Arbeitsgruppe 6: Alltag in der Heimerziehung – Lust und Leid: Die vielfältigen Anforderungen an die Fachkräfte der Heimgruppe **143**
LUCAS-JOHANNES HERZOG
Bereichsleiter für Erziehungshilfe, Jugendamt der Landeshauptstadt Stuttgart; Vorstand der IGfH

Arbeitsgruppe 7: und plötzlich ist es Thema…
Wie gehen wir heute mit Missbrauch und Gewalt in Einrichtungen der Erziehungshilfe um? **149**
RAINER KRÖGER
Vorsitzender des AFET – Bundesverband für Erziehungshilfe e.V., Hannover;
Vorstand des Diakonieverbundes Schweicheln e.V., Hiddenhausen

„Was sind Erfolgskriterien für eine gelingende Heimerziehung?“
Eine Befragung der Tagungsteilnehmer/innen **157**
MAJA ARLT
Mitarbeiterin der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe im
Deutschen Institut für Urbanistik, Berlin

Podiumsdiskussion zum Thema:
„Was sind Erfolgskriterien für eine gelingende Heimerziehung?“ **163**
Gesprächsparter/innen:

DR. KLAUS ESSER
Kinderdorfleiter, Bethanien Kinder- und Jugenddorf Schwalmtal

DR. SUSANNE HEYNEN
Leiterin des Jugendamtes Karlsruhe

BRUNO PFEIFLE
Leiter des Jugendamtes Stuttgart

ZUZANA PLASKOVA
Erzieherin, GFB Heimverbund in der Märkischen Schweiz, Bollersdorf,
Oberbarnim

PROF. DR. CHRISTIAN SCHRAPPER
Erziehungswissenschaftler, Fachbereich Erziehungswissenschaften,
Universität Koblenz-Landau

STEFFEN SCHROEDTER
Erzieher, Kinderhaus Berlin-Mark Brandenburg e.V., Berlin

Literaturhinweise **177**

Eröffnung der Tagung

BRUNO PFEIFLE
Leiter des Jugendamtes der Landeshauptstadt Stuttgart und
Vorsitzender des Beirats der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

zu unserer Fachtagung „Wann ist Heimerziehung für Kinder erfolgreich?“ möchte ich Sie herzlich begrüßen und freue mich, dass wir uns heute hier in dieser Runde in Berlin zusammengefunden haben.

Zunächst darf ich mich Ihnen kurz vorstellen: Mein Name ist Bruno Pfeifle. Ich bin seit 20 Jahren Leiter des Jugendamtes in Stuttgart und seit einigen Jahren auch Vorsitzender des Beirats der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe im Deutschen Institut für Urbanistik, dem Veranstalter dieser Tagung.

In der Teilnehmerliste dieser Tagung habe ich gesehen, dass der weitaus größere Teil von Ihnen aus der freien Jugendhilfe kommt. Das ist bei dieser Thematik natürlich nicht verwunderlich. Ich möchte aber an dieser Stelle besonders die anwesenden Kolleginnen und Kollegen aus den Jugendämtern auffordern, sich in die fachliche Diskussion einzubringen, damit ein kooperativer und ergebnisorientierter Austausch gelingt.

Auf diesen Austausch wird bei den Tagungen der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe immer sehr großer Wert gelegt und der Konzipierung einer solchen Tagung geht in der Regel eine intensive inhaltliche Debatte in unserem Beirat voraus, die dies mit im Blick hat.

In der Vorbereitungsgruppe zur heutigen Fachtagung haben mitgearbeitet:

- Herr Dr. Peter Büttner, Geschäftsführer, Projekt Petra, Schlüchtern,
- Herr Dr. Siegfried Haller, Jugendamtsleiter Leipzig,
- Herr Dr. Hans-Ullrich Krause, Geschäftsführer, Kinderhaus Berlin-Mark Brandenburg,
- Frau Dr. Maria Kurz-Adam, Jugendamtsleiterin München, und ich.

Ihnen allen möchte ich an dieser Stelle für ihre Gedanken und Ideen zum Tagungsthema und nicht zuletzt für die Zeit, die sie sich dafür genommen haben, ganz herzlich danken.

Meine Aufgabe ist es, Sie als Moderator durch die nächsten beiden Tage zu begleiten und Ihnen zu Beginn dieser Veranstaltung kurz zu berichten, was Sie in den nächsten beiden Tagen hier erwarten dürfen.

Wir alle wissen:

- Heimerziehung ist die **älteste Form der Erziehungshilfe.**
- Heimerziehung betrifft Kinder, deren schwierige familiäre und häusliche Situation eine Fremdunterbringung erfordert.

- Heimerziehung wird von Eltern und Kindern - vorsichtig formuliert - nicht immer ganz freiwillig in Anspruch genommen.
- Heimerziehung sollte in der Regel zeitlich befristet sein.
- Heimerziehung ist eine in der Kinder- und Jugendhilfe fest verankerte, notwendige Form der „Hilfe zur Erziehung“ **mit hohem professionellem Anspruch und erheblichen Kosten**.

Das sind zunächst Tatbestände, die es auch schon vor 20 Jahren gab. Sie könnten zu Recht die Frage stellen: „Was also unterscheidet diese Tagung von einer Tagung zur Heimerziehung von vor 20 Jahren?“ Nun, auf den ersten Blick erst einmal nichts, denn die Fragen, die wir uns im Verlauf dieser Tagung stellen werden, sind nicht alle wirklich neu.

Aber:

- Die Jugendhilfe hat in den letzten 20 Jahren **viele neue Fachkräfte** in der öffentlichen und freien Jugendhilfe dazu gewonnen, denen die fachliche Diskussion der letzten 20 Jahre vielleicht nicht so gegenwärtig ist. Für sie stellen sich viele unserer Tagungsfragen möglicherweise jetzt einfach neu. Den langjährigen Fachkräften unter Ihnen geht es hingegen vielleicht eher um eine Selbstvergewisserung der eigenen Arbeit und um Erfahrungsaustausch, u.a. auch zur Historie der Heimerziehung.
- Das **Zusammenleben mit den Kindern und Jugendlichen im Heim hat sich verändert.** Die Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen, von Familien heute sind anders, komplexer als noch vor 20 Jahren. So hat zum Beispiel die **Beteiligung von Kindern und Jugendlichen** an Entscheidungen, die ihr Leben betreffen, heute eine weitaus größere Bedeutung als früher. Auch hat sich die Elternarbeit bis hin zur Einbindung der Eltern in den Heimalltag erheblich gewandelt.
- Ein weiteres „aber“ begründet sich **mit der Aufarbeitung der Geschehnisse zur Heimerziehung in den 50er und 60er-Jahren,** worüber in den letzten beiden Jahren ein sehr intensiver Diskurs geführt wurde, den wir im Rahmen dieser Tagung auch thematisieren wollen.
- Darüber hinaus haben wir heute auch **belastbarere wissenschaftliche Ergebnisse zu der Frage, wann Heimerziehung für Kinder erfolgreich ist und was aus diesen Kindern wird.** Aus diesen Ergebnissen lassen sich Rückschlüsse für unsere fachliche Arbeit ziehen. Hierzu werden wir von Herrn Prof. Schrapper und auch von Herrn Dr. Esser sicher Interessantes erfahren.

Diese „aber“ sind aus unserer Sicht hinreichende Gründe für unsere Tagung mit dem Titel „Wann ist Heimerziehung für Kinder erfolgreich?

Was erwartet Sie nun in den folgenden zwei Tagen?

1. Was ist moderne Heimerziehung heute?

- Ist die Heimerziehung mehrheitlich heute noch immer das „letzte Mittel“, wenn alle ambulanten Maßnahmen gescheitert sind?

- Leitet uns eher der Gedanke an den „sicheren Ort“ für das Kind bzw. den Jugendlichen und dient die Heimunterbringung damit auch unserem eigenen Schutz?
- Muss nach einem Aufenthalt in einer Heimeinrichtung in der Regel auch eine Rückführung in die Ursprungs-Familie erfolgen?
- Welche Bedeutung hat dies alles für die Arbeit und den Umgang mit der Herkunftsfamilie, für Elternarbeit? Und viele Fragen mehr.

Was ist moderne Heimerziehung heute? Frau Brunner, Leiterin des Jugendamtes Jena, wird uns diese Frage aus Sicht der öffentlichen Jugendhilfe, Herr Dr. Krause, Leiter des Kinderhauses Mark-Brandenburg, aus Sicht der freien Jugendhilfe beantworten.

2. Wie kommt es zu einer Aufnahme ins Heim?

Aus unserer täglichen Arbeit wissen wir, oft stehen die Jugendämter unter dem Druck, Kinder und auch Jugendliche schnell unterzubringen. Anlass können überbelegte Kinder- und Jugendschutzeinrichtungen, hoch gefährdete Kinder oder auch entsprechende Weisungen von Familiengerichten sein. Im Vordergrund steht dabei immer die Frage nach einer sicheren Unterbringung der Kinder.

Wie findet „man“ die passende Einrichtung für das Kind? Wie können sich Einrichtungen auf die jeweiligen Erfahrungen und Förderbedarfe des einzelnen Kindes einstellen?

Der „Luxus“ und das Zeitfenster für die Auswahl einer passenden Einrichtung für das Kind sind oder scheinen nicht immer gegeben zu sein. Dieser Zeitdruck stellt auch die Träger und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Heimen vor eine große Herausforderung. Wie können sie sich trotz geringer Vorbereitungszeit auf die jeweiligen Erfahrungen und Förderbedarfe der einzelnen Kinder einstellen?

Frau Dr. Heynen, Leiterin des Jugendamtes Karlsruhe, beleuchtet zu diesen Fragen die Rolle der Jugendämter, Herr Becker, pädagogische Leitung der evangelischen Jugendhilfe Münsterland, die Rolle der freien Träger.

3. Was passiert im Heim?

Bei der Beantwortung dieser Frage geht es um den Alltag im Heim und den Umgang, die Kooperation mit den Beteiligten an der Hilfe:

- Was sind die pädagogischen Konzepte?
- Mit welcher Haltung arbeiten Fachkräfte im Heim?
- Wie muss eine stationäre Hilfe im Umgang mit der Herkunftsfamilie begleitet werden?
- Wie wird die Beteiligung der Kinder gewährleistet?
- Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit der Schule und anderen Institutionen?
- Wie wird die Arbeit reflektiert und evaluiert?
- Welche Standards gelten?

Zu diesen Fragestellungen, wird heute Nachmittag Herr Dr. Büttner, Geschäftsführer des Projektes Petra in Schlüchtern, referieren, der auf eine mindestens 40-jährige Erfahrung in diesem Bereich zurückblicken kann.

4. Wie verlassen die Kinder das Heim?

Heimerziehung soll Kinder und Jugendliche in ihrer Entwicklung positiv fördern. Eine Förderung, die in der Herkunftsfamilie nicht oder zumindest zeitweise nicht gewährleistet erscheint. Bei der Frage „Wie verlassen die Kinder das Heim" geht es insbesondere um die Nachhaltigkeit von Heimerziehung.

Wann ist der richtige Zeitpunkt gekommen, eine „Fremdunterbringung" zu beenden und was kommt danach? Hier nur einige der zahlreichen Fragestellungen dazu:

- Wann und wie wird Heimerziehung beendet?
- Wie werden die Kinder auf das Leben „danach" vorbereitet?
- Welche Anschlusshilfen gibt es?
- Wann ist eine Reintegration in die Herkunftsfamilie sinnvoll?
- Was wird aus „Heimkindern"?

Die Frage nach der Wirksamkeit der Heimerziehung, dieser teuren Hilfe, hat – leider nicht im positiven Sinn – insbesondere in den letzten beiden Jahren einen großen Raum nicht nur in der fachlichen Diskussion, sondern auch in der Öffentlichkeit und in verschiedenen Medien eingenommen.

Herr Dr. Klaus Esser, Leiter des Kinder- und Jugenddorfes Schwalmtal, wird uns morgen früh an seinen Erfahrungen und Erkenntnissen teilhaben lassen.

5. Was können wir aus Fehlern lernen?

Moderne Heimerziehung versteht sich heute als „unterstützender, fördernder und sicherer Lebensort" für Kinder und Jugendliche, die zeitweise oder auf Dauer nicht in ihren Herkunftsfamilien aufwachsen können.

Das war, wie wir wissen, nicht immer so. Fragen, die sich in diesem Kontext stellen, und mit denen sich insbesondere der Runde Tisch zur Aufarbeitung der Geschehnisse in der Heimerziehung der 50er, 60er (und vielleicht auch noch 70er) Jahre intensiv beschäftigt hat, sind:

- Was müssen wir aus der Aufarbeitung der Heimerziehungspraxis in den 50-/60er-Jahren lernen?
- Wie kann die Betroffenenperspektive verbindlicher einbezogen werden?
- Was heißt das für die Umsetzung des Partizipationsgebotes im SGB VIII?
- Wie muss ein verbindliches Beschwerdemanagement für Kinder und Eltern gestaltet sein?
- Welche Anforderungen an die Professionalität der Heimerzieher/innen ergeben sich daraus?

- Welche Fachkräfte brauchen wir und was müssen wir dafür tun, dass wir sie auch bekommen?

Frau Professor Dr. Kuhlmann wird – ebenfalls morgen früh – über diese Fragen referieren.

Nun habe ich noch eine Bitte an Sie als Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieser Tagung!

- ***Was ist Erfolg in der Heimerziehung und woran messen wir ihren Erfolg?***

Zu dieser „Generalfrage" möchten wir Sie – als in der Praxis tätige Fachkräfte – zu Beginn dieser Tagung gern befragen. Ich bin sicher, Ihnen fallen sofort Kriterien ein, wann Ihrer Meinung nach Heimerziehung für Kinder erfolgreich ist. Ich möchte Sie deshalb bitten, die **3** für Sie **wichtigsten Kriterien** auf dem grünen Blatt in Ihrer Tagungsmappe zu notieren und dieses bis zur Kaffeepause heute um 15.45 Uhr am Tagungscounter abzugeben.

Wir werden die von Ihnen genannten Kriterien dann bündeln und das Meinungsbild der Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieser Tagung zu Beginn der Podiumsdiskussion am zweiten Tag bekannt geben. Sozusagen als kleinen Input für unsere letzte Diskussionsrunde zum Thema: „Was sind Erfolgskriterien für eine gelingende Heimerziehung" und natürlich als Anregung zum Nachdenken.

Nun freue ich mich auf unsere gemeinsame Diskussion und hoffe natürlich, dass Sie nach den beiden Tagen hier sagen: „Das Kommen hat sich gelohnt. Ich fahre mit neuen Anregungen wieder nach Hause."

In diesem Sinne lade ich Sie nun dazu ein, Ihr Erfahrungswissen in diese Tagung einzubringen und die Gelegenheiten zum Diskutieren zu nutzen.

Ich übergebe jetzt das Wort an Herrn Prof. Dr. Schrapper von der Universität Koblenz-Landau, der aus wissenschaftlicher Perspektive darüber sprechen wird, wie Heimerziehung wirkt und wie die Frage des „Lebenserfolgs" in wissenschaftlichen Untersuchungen bisher beantwortet wurde.

Vielen Dank.

Wie wirkt Heimerziehung? Wie ist die Frage des „Lebenserfolgs“ in wissenschaftlichen Untersuchungen beantwortet worden? Gibt es neue Erkenntnisse?

PROF. DR. CHRISTIAN SCHRAPPER
Erziehungswissenschaftler, Fachbereich Erziehungswissenschaften,
Universität Koblenz-Landau

1. Von Wirkungen und Erfolgen

So banal es klingt: *Heimerziehung wirkt, wenn sie erfolgreich ist.* Wie grundsätzlich für die Pädagogik als Konzeption und Wissenschaft der Erziehung, so gilt auch für die Heimerziehung, dass ihre möglichen Erfolge wesentlich von ihren Aufträgen und Absichten geprägt werden, also von der Frage: Was soll und will (Heim-)Erziehung erreichen? Als Antwort auf diese Frage biete ich einen wiederum (scheinbar) einfachen Satz an: *Erziehung ist erfolgreich, wenn sie Ordnung schafft,* denn: *Ordnung schaffen ist die wesentliche Aufgabe und der Auftrag der (Heim-)Erziehung.*

Dieser Satz mag auf den ersten Blick irritieren, er wird jedoch mein Leitthema sein: Wie weit gelingt es der Erziehung in Heimen, Ordnung zu schaffen? In den Köpfen und Herzen der Kinder Ordnung zu schaffen oder – in zeitgemäßer Sprache – jungen Menschen dabei behilflich zu sein, wie sie ihre Erfahrungen und Erklärungen der Welt so ordnen und verstehen können, dass sie sich in der Welt zurechtfinden. Dies soll Erziehung möglichst erfolgreich versuchen. Hinzukommen muss ein weiteres, nämlich die Erwartung der Älteren, dass die Jüngeren nicht nur die Ordnung der Welt (er-)kennen, sondern auch verstehen und akzeptieren, sich an diese Ordnung zu halten. Ordnung, die durch Erziehung geschaffen werden soll, ist also in dreifacher Weise gemeint:

(1) im Sinne der Vorstellungen über Normen und Werte, die bei uns gelten und an die man sich halten muss, über das, was man tut und was man besser lässt;

(2) im Sinne von Wissen, wie die Welt beschaffen ist, wie sie funktioniert;

(3) im Sinne von Moral und Sitte, die Sinn schafft – die das, was ich erlebe, was ich tue, was ich spüre, sehe, höre, in eine sinnvolle, aufeinander bezogene Ordnung bringen hilft.

All das ist das „Geschäft“ der Erziehung, bei dem sie erfolgreich, weil wirkungsvoll, sein kann – oder auch nicht. Für die Heimerziehung kann die Wirkungserwartung in der traditionellen Diktion dann heißen: Sie ist erfolgreich, wenn aus ihren Zöglingen „ordentliche Menschen“ werden. Das wirft drei Fragen an die Wissenschaft auf, die solche Wirkungen untersuchen will:

1. Was ist ein „ordentlicher Mensch“?
2. Wie kann festgestellt werden, ob ein Mensch ordentlich geworden ist?
3. Wie kann nachvollzogen werden, welchen Beitrag Heimerziehung geleistet hat, dass aus einem unordentlichen ein ordentlicher Mensch geworden ist?

1.1 Was ist ein ordentlicher Mensch?

Hier lassen sich in zeitlicher Ordnung drei Antworten unterscheiden, alle drei bis heute aktuell:

(a) Die klassische Antwort: Ordentlich lebt, …

- … wer seinen Lebensunterhalt durch eigene Arbeit verdient (Männer) oder mit einem solchen Verdiener-Versorger legal zusammenlebt (Frauen),
- … wer dabei nicht kriminell geworden ist,
- … wer sozial (so) integriert ist, dass eigenständiger Verdienst/Versorgung nachhaltig gesichert sind.

Diese Wirkungserwartung an die Heimerziehung nennt die Wissenschaft *Lebensbewährung* mit den drei Aspekten: Lebensbewährung in der Arbeit, Legalbewährung und Sozialbewährung. *Hermann Stutte* – der bekannteste Jugendpsychiater der 1950er-Jahre und ausgewiesener „Heimerziehungs-Erfolg-Forscher" hat in einem Überblicksartikel im Handbuch der Heimerziehung 17 Erfolgsuntersuchungen an Fürsorgezöglingen von Jugendbehörden zwischen 1911 und 1943 aufgeführt (die von 1943 ist seine eigene Untersuchung) und 17 Erfolgsuntersuchungen an Heimfürsorgezöglingen aus anderer Quelle zwischen 1867 und 1953[1] **(Abbildung 1 und 2)**.

Die erste Erfolgsprüfung im Jahr 1867 wurde von *Johann Heinrich Wichern* durchgeführt, einem der bekanntesten Reformatoren und Gestalter der Heimerziehung bis heute. Auch er hielt es für nötig zu evaluieren, was Heimerziehung bewirkt. Die Suche nach Antworten auf die Fragen ist also absolut nicht neu.

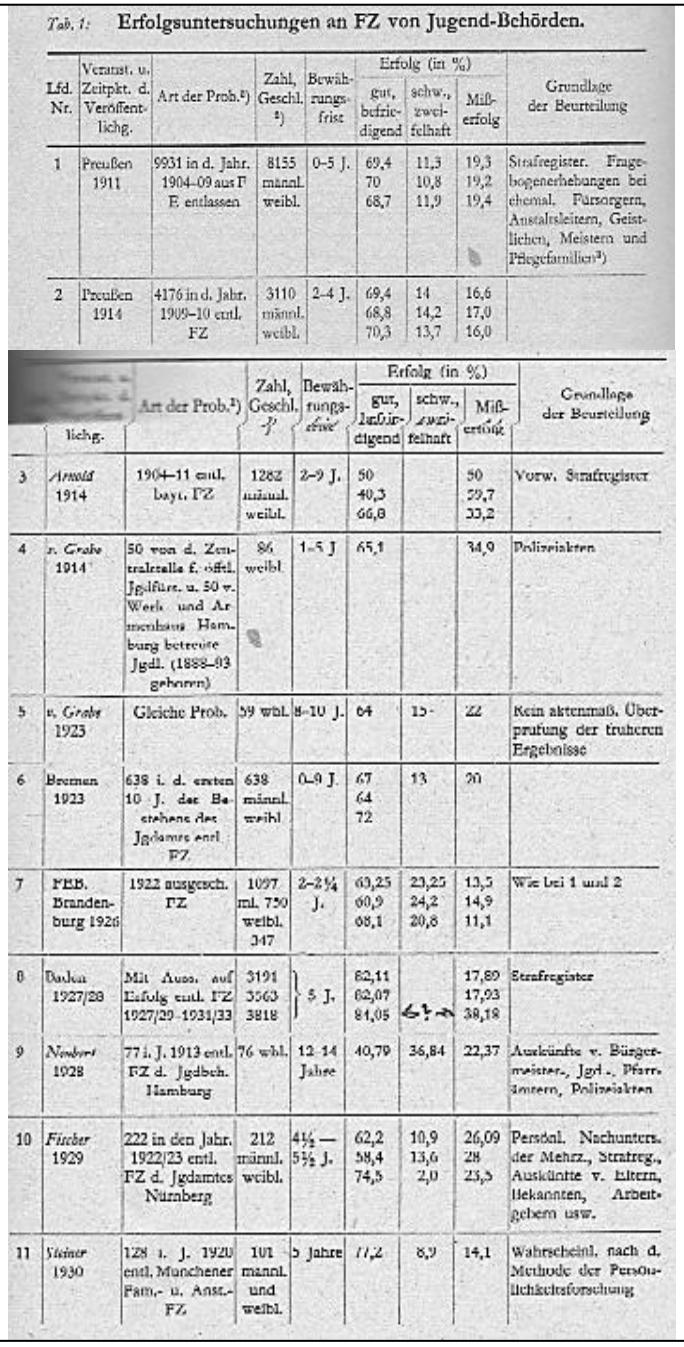
Zentrale Befunde – „allgemeingültige Feststellungen über den Lebenserfolg ehemaliger Fürsorgezöglinge"[2] –, die aus den Studien von *Stutte* zusammenfasst wurden, sind:

- etwa drei Fünftel (60 Prozent) gelangen zu einem vollen bzw. befriedigenden Lebenserfolg;
- der soziale Ausgang ist bei den weiblichen Fürsorgezöglingen (FZ) durchweg günstiger;
- die Erfolgsquote ist bei den Unehelichen nicht ungünstiger;
- die aus passiven Gründen zugeführten FZ weisen eine günstigere Erfolgsquote auf, als die aktiven verwahrlosten FZ;
- Schizophrenie, manisch-depressives Irresein, erbliche Fallsucht und Selbstmord werden bei FZ nicht häufiger beobachtet;
- Begabungsmängel, nervöse Störungen, Trunksucht und Charakterabartigkeiten sind jedoch erhöht;
- die **Kriminalitätsziffer** der FZ ist um das Drei- bis Fünffache erhöht;
- eine bemerkenswerte Entsprechung zwischen sozialen Qualifikationen ehemaliger FZ und denjenigen ihrer **Ehepartner und Kinder.** Es ist nach dieser Erkenntnis offensichtlich „erblich bedingt", ob man in ein Heim kommt oder nicht.

---

[1] Stutte (1962 – 1966) S. 553 - 566

[2] Stutte, S. 565



Tab. 1: **Erfolgsuntersuchungen an FZ von Jugend-Behörden.**

Lfd. Nr.	Veranst. u. Zeitpkt. d. Veröffentlichg.	Art der Prob.[2])	Zahl, Geschl. [1])	Bewährungsfrist	Erfolg (in %) gut, befriedigend	schw., zweifelhaft	Mißerfolg	Grundlage der Beurteilung
1	Preußen 1911	9931 in d. Jahr. 1904–09 aus F E entlassen	8155 männl. weibl.	0–5 J.	69,4 70 68,7	11,3 10,8 11,9	19,3 19,2 19,4	Strafregister. Fragebogenerhebungen bei ehemal. Fürsorgern, Anstaltsleitern, Geistlichen, Meistern und Pflegefamilien[3])
2	Preußen 1914	4176 in d. Jahr. 1909–10 entl. FZ	3110 männl. weibl.	2–4 J.	69,4 68,8 70,3	14 14,2 13,7	16,6 17,0 16,0	
3	*Arnold* 1914	1904–11 entl. bayr. FZ	1282 männl. weibl.	2–9 J.	50 40,3 66,8		50 59,7 33,2	Vorw. Strafregister
4	*v. Grabe* 1914	50 von d. Zentralstelle f. öfftl. Jgdfürs. u. 50 v. Werk und Arbeitshaus Hamburg betreute Jgdl. (1888–93 geboren)	86 weibl.	1–5 J.	65,1		34,9	Polizeiakten
5	*v. Grabe* 1923	Gleiche Prob.	59 wbl.	8–10 J.	64	15	22	Kein aktenmäß. Überprüfung der früheren Ergebnisse
6	Bremen 1923	638 i. d. ersten 10 J. des Bestehens des Jgdamts entl. FZ	638 männl. weibl.	0–9 J.	67 64 72	13	20	
7	PEB. Brandenburg 1926	1922 ausgesch. FZ	1097 m. 750 weibl. 347	2–2¼ J.	63,25 60,9 68,1	23,25 24,2 20,8	13,5 14,9 11,1	Wie bei 1 und 2
8	Baden 1927/28	Mit Ausn. auf Erfolg entl. FZ 1927/29–1931/33	3191 3563 3818	5 J.	82,11 82,07 81,05		17,89 17,93 18,18	Strafregister
9	*Neubert* 1928	77 i. J. 1913 entl. FZ d. Jgdbch. Hamburg	76 wbl.	12–14 Jahre	40,79	36,84	22,37	Auskünfte v. Bürgermeister., Jgd.-, Pfarrämtern, Polizeiakten
10	*Fischer* 1929	222 in den Jahr. 1922/23 entl. FZ d. Jgdamtes Nürnberg	212 männl. weibl.	4½ — 5½ J.	62,2 58,4 74,5	10,9 13,6 2,0	26,09 28 23,5	Persönl. Nachunters. der Mehrz., Strafreg., Auskünfte v. Eltern, Bekannten, Arbeitgebern usw.
11	*Steiner* 1930	128 i. J. 1920 entl. Münchener Fam.- u. Anst.-FZ	101 männl. und weibl.	5 Jahre	77,2	8,9	14,1	Wahrscheinl. nach d. Methode der Persönlichkeitsforschung
12	Preußen 1930	8126 i. J. 1922/23 entl. FZ	5684 männl. weibl.	5–6 J.	73,7 71 78,1	13,0 14,1 11,1	13,3 14,9 10,5	Fragebogenerhebungen bei Jgd.-, Pfarr-, Schulämtern, Strafregister usw.
13	*Wehn* 1930	107 vor d. 1. 1. 1915 geb. u. zwischen 1. 6. u. 31. 12. 26 entl. FZ des Reg.-Bez. Wiesbaden	107 männl. weibl.	3 Jahre	60 63 53		40 37 47	Berichte amtlicher u. privater Fürsorger, ärztliche Gutachten
14	*Hoffmann* 1932	378 i. d. J. 1904 — 1919 vom Amtsgericht Braunschweig angeordnete FE-Fälle	96 männl. weibl.	ca. 5–10 J.	34,4	28,1	37,4	Strafregister, Fürsorgeakten, z. T. persönl. Untersuchung
15	Hannover 1932	460 i. d. J. 1925/26 entl. FZ	329 männl. weibl.	5–6 J.	71,4 69,9 73,8	9,1	19,5	
16	*Wagner* 1936	250 Zugänge ein. Nordwestd. PEB an weibl. FZ i. J. 1924	127 weibl.	2; 7–10 J.; rd. 6½ J.	78,9		21,1	Strafregister, Prostit.
17	*Stutte*, 1943	158 bis 1897 geb. FZ des Städt. Jgdamts Gießen	114 männl. weibl.	26½ J.	56,2 52,6 63,8	23,7 25,6 19,5	20,1 21,8 16,7	Vielf. persönliche u. Fragebogenerhebungen b. Behörden, Arbeitgebern, Strafregister, Krankengesch., persönliche Untersuchung etc.

Ergebnisse der Bewährungsprüfungen an deutschen FZ 1911 – 1953

aus: Hermann Stutte: Methodik und Ergebnisse der Bewährungsprüfungen bei ehemaligen Fürsorgezöglingen. In: Hans Scherpner/ FriedrichTrost (Hg.): Handbuch der Heimerziehung, Berlin 1962 – 1966, S. 553 – 566

17 Erfolgsuntersuchungen an FZ von Jugend-Behörden 1911 – 1943

Tab. 2: **Erfolgsuntersuchungen an Heim-FZ.**

Lfd. Nr.	Veranstalter u. Zeitpkt. d. Veröffentl.	Art der Prob.	Zahl, Geschl.	Bewährungsfrist	Erfolg (in %) gut, befriedigend	schw., zweifelhaft	Mißerfolg	Grundlage der Beurteilung
1	*Wichern* 1867/8	8013 FZ aus 79 Rettungshäus.	7125 männl. und weibl.	ca. 15 J.	71	19	10	Erhebungen durch die Heimleiter mittels Fragebogen
2	*Roth* 1901	1626 i. d. J. 1883–92 aus 25 schles. Rettgsh. entl. FZ	1307 (bzw. 1162) m./w.	7–16 J.	81,04	6,05	12,69	Fragebogenerhebungen d. Heimleitungen am Wohnort d. Prob., bei Polizei-, Gerichtsbeh., Strafanstalten
3	*Gregor* 1918	1916–18 aus FE-Heim Kleinmeusdorf entl. FZ	100 ml.	1–2 J.	47	24	29	Urteile der Lehrer, Erzieher, Eltern und Arbeitgeber
4	*Voigtländer* 1918	„	97 wbl.	1–2 J.	63,9	21,7	14,4	„ „
5	Mädchenheim Prenzlau (Brandenburg) 1925	1915–17 großjährig gewordene Heim-FZ.	73 wbl.	5–7 J.	63	19	11	
6	*Kluge* 1926 a)	67 i. J. 1922/23 vollj. geword. (vorwiegend psychisch abnorme FZ der Brandenburger Landesanstalt Potsdam	61 männl. weibl.	3–4 J.	49,18 49 50	14,75 9 21,5	21,31 21 21,5	Fragebogenerhebungen durch die Anstalt
	b)	25 Berliner FZ. der gl. Anst.	24 m./w.		25	54	21	
7	*Rehm* 1926	150 FZ., die 1919 in ein Bremer Beobacht.-Heim eingewiesen wurden	103 m./w.	mind. 5 Jahre	45	20	35	Nachforschungen des Jugendamts, Polizeiakten
8	Diak. Haus Berlin-Teltow 1928	1922/23 mündig gewordene Heim-FZ.	57 wbl.	4½ bis 5½ J.	50,88	15,79	31,58	Erkundungen durch d. Fürsorgerin
9	*Schüller* 1929	1925/26 aus der Anst. der Kongreg. Unserer Frauen von der Liebe des guten Hirten entl. FZ.	? wbl.	2–4 J.	ca. 56	ca. 25	ca. 9*)	*) ca. 10% in andere Anstalten verbracht. Methodik?
10	*Fuchs-Kamp* 1929	90 Zugänge von 1910 der Anstalt Flehingen (Schwererziehbare)	64 ml.	12 J.	21,87	39,06	34,37	Aktenmaterial, Auskünfte Dritter, persönliche Dokumente, eigene Untersuchung
11	*Gregor* 1932	100 i. J. 1925 entl. Flehinger FZ (Schwererziehbare)	91 ml.	5–7 J.	66	11	23	Wie bei 10, persönliche Untersuchung!
12	*Späth* 1934	155 i. d. J. 1924/31 im Barschenhaus Schloß Stutensee entl. FZ	97 ml.	0–7 J.	64,5		30,5	Auskünfte v. Bürgermeister- und Jugendämtern, Strafanstalten, Angehörigen, persönl. Briefe der Prob., Strafregister
13	*Lückerath* 1934	201 i. J. 1925/26 im FE.-Heim Euskirchen aufgenommene schwererzb. FZ	166 ml.	2½ — 6½ J.	75,9		24,1	
14	*Kohnke* 1939	203 FZ (schulentl.), die 1926–1932 aus dem St.-Konradi-Haus Schellklingen entl. wurden	203 ml.	(4½ — 10 J.) ca. 6–7 J.	67		33	Strafregister
15	*Späth*, 1939	125 i. d. J. 1924–33 in Stutensee entl. FZ.	125 ml.	5–14 J.	54	14	23	Wie bei 12, 9% unauffindbar
16	*Erlingshagen* 1951	165 FZ. eines Hamburger Schwererziehbarenheims	?	mind. 4 J.	65	20	15	Zit. nach *Middendorf*
17	*Waldeck* 1953	622 i. d. Z. vom 1. 7. 1947 — 31. 12. 1950 aus d. Jgdhof Berlin entl. FZ.	154	? mind. 1 Jahr	66,2		33,7	„ „ „

17 Erfolgsuntersuchungen an Heim-FZ 1867 - 1953

In der bekannten Studie „Lebensbewährung nach öffentlicher Erziehung“[1] von *Liselotte Pongratz* und *Hans-Odo Hübner* aus dem Jahr 1959 wurden Fürsorgezöglinge – sowohl aus der Fürsorgeerziehung (FE) als auch der Freiwilligen Erziehungshilfe (FEH) – der Entlassjahrgänge 1950/51 aus Hamburg untersucht. Insgesamt sind Akten und Befragungen über 340 von 459 Zöglingen ausgewertet worden. Dabei stellten sich folgende zentrale Befunde heraus:

- 50 Prozent noch fünf Jahre nach der Entlassung „haben sich bewährt“,
- 35 Prozent nicht so günstig,
- 15 Prozent „mussten wir als gescheitert bezeichnen“.

Im Jahr 1966 stellte Lieselotte Pongratz auf einer Tagung des AFET die „Sicherung des Erziehungserfolges nach Beendigung der Heimerziehung“ folgende **Schlussfolgerungen** aus ihren Befunden zur Diskussion:[2]

- Ursachen der schweren Einordnungsstörungen werden während der Heimzeit oft nicht erkannt.
- Arbeitserziehung in der Landwirtschaft bereitet junge Männer nicht auf Industriearbeit vor.
- Gute hauswirtschaftliche Kenntnisse helfen jungen Frauen ihre Ehe zu stabilisieren.
- Gute Kontakte zu Erziehern und Kameraden erleichtern soziale Einordnung.
- Eltern haben negativen Einfluss auf Ersatzerziehung, wenn sie Widerstand leisten, daher muss „Einsicht gefördert“ werden.

Das Problem, dass die Ursachen der an den Kindern und Jugendlichen als Störungen erlebten Beeinträchtigungen nicht erkannt werden, begleitet die Heimerziehung seit langem. Wenn nicht erkannt und erklärt werden kann, was das Kind konkret „braucht“, kann Heimerziehung nicht erfolgreich sein. Und auch die Frage, auf welches Leben die Heimerziehung junge Menschen vorbereiten soll, stellt sich damals wie heute. Die Erkenntnisse der Lebensbewährungsstudien sind also immer noch bedeutungsvoll, auch wenn sie heute anders, moderner formuliert werden.

1966 formulierte Frau Pongratz auf der Basis ihrer Studien folgende **Empfehlung für die Heimerziehung**[3]: „statt das „alte Milieu ausschließen“ … das „alte Milieu im Heim wirksam werden lassen. Erst in den dadurch entstehenden realen Konflikt- und Krisensituationen des Einzelnen werden seine Schwächen und Schwierigkeiten deutlich.“

---

[1] Pongratz/Hübner: 1959

[2] Pongratz (1966)

[3] ebenda, S. 26-28

Lieselotte Pongratz forderte weiterhin:

- Der Proband muss so viele **Kontakte** wie irgend möglich **zu seiner Familien** haben, persönlich wie brieflich.
- Die Probanden sollten so bald als möglich in **Arbeitsstellen außerhalb des Heimes** gegeben werden.
- In die Heimerziehung sollte immer die **Begegnung mit dem anderen Geschlecht** einbezogen werden.
- Das Heim sollte den Jugendlichen zu einem seinem späteren Verdienst **angemessenen Konsumverhalten** verhelfen.
- In der arbeitsfreien Zeit im Heim sollte der Proband angeregt werden, (…) zu **ihn befriedigenden Freizeitformen** zu kommen.

Auch diese Forderungen sind heute noch – übersetzt in eine zeitgemäße Sprache – für die Heimerziehung aktuell und sie sind Vorboten einer neuen Sicht auf den „ordentlichen Menschen".

(b) Die „moderne" Antwort: Ordentlich lebt, wer …

- … **Autonomie und Soziabilität**: Zustand der Selbstverwirklichung und Eigenständigkeit – dialektischer Zusammenhang von Selbstbestimmung und Verantwortung[4],
- … **Kreativität**: selbständig schöpferische Arbeit und Reflexion[5],
- … **Produktivität**: Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit in kritischer Distanz und ggf. Widerstand gegen bloßes Funktionieren[6],
- … **Sexualität**: alle Lebenskreise und -gebiete durchdringende Form menschlicher Existenz; Hauptthema von Sozialisation; Ergebnis der Erziehung zur Übernahme von Sexualrollen wird *Sittlichkeit* genannt[7]

als Sozialisationsziele erreichen konnte. In der Veröffentlichung „Mehr Chancen für die Jugend", die als eine Programmschrift für die Reform des Jugendhilferechts 1974 verstanden werden kann, wurden *Forderungen an die Heimerziehung als Sozialisationsfeld* so formuliert[8]:

- Aufbau eines „örtlich gestuften Systems ambulanter, sozialpädagogischer Hilfen",
- Reduktion und spezifische Qualifikation der Heime und Heimplätze,
- Qualifikation der Arbeitsbedingungen in den Heimen,
- Ausbau von Alternativen zur Heimerziehung.

---

4 Mehr Chancen für die Jugend – Inhalt und Begriff einer Offensiven Jugendhilfe (1974), S. 39
5 Ebenda, S. 117
6 Ebenda, S. 101
7 Ebenda, S. 81
8 Ebenda, S. 170-174

Solche Forderungen begleiten die Heimerziehung bis heute. Auch in diesem moderneren Jugendhilfe-Programm soll auf Heimerziehung nicht verzichtet werden, aber in einem deutlich eingegrenzten Rahmen, als in der Tradition der Jugendwohlfahrt. Alternativen zur Heimerziehung davor, daneben und danach sollen entwickelt und qualifiziert werden. Das ist ebenfalls eine Ansage an die Reform der Erziehungshilfen, die die nächsten 30 Jahre bestimmt hat.

Die Auseinandersetzung mit diesen Ansagen und Vorstellungen spiegelt sich auch in den wissenschaftlichen *Leistungs- und Effektestudien* wider, die versuchen, die Wirkungen und Erfolge der Heimerziehung und ihrer Aufgaben in den Blick zu nehmen. Zwei große Studien erscheinen um die Jahrtausendwende: „JULE" und „JES".

- „Leistungen und Grenzen der Heimerziehung" von Thiersch, Baur, Finkel, Hamberger, Kühn, 1998, durchgeführt 1994-1997, abgekürzt: JULE.

Hier wird eine Bilanzierung von Hilfeverläufen zu Beginn und am Ende im Hinblick auf Verhalten in Schule- und Ausbildung, Legalverhalten, soziale Beziehungen, Alltagsbewältigung, Persönlichkeitsentwicklung, familiären Hintergrund und individuell zentrale Problemkonstellation im Rahmen einer Untersuchung von 197 Heimfällen des vollständigen Entlassjahrgangs 1994 aus sechs Jugendämtern in drei Bundesländern vorgenommen.

Zentrale Befunde aus der JULE-Studie sind:

- für 53 Prozent positive, in 17 Prozent in Ansätzen positive, für 18 Prozent negative Entwicklung,
- Die Chancen effektiver Hilfen sind sechsmal höher, wenn fachliche Standards nach dem 8. Jugendbericht eingehalten werden.
- Hilfeplanung der Jugendämter ist ein kritischer Faktor, der im Verlauf der Hilfen deutlich abnahm.
- Die stationäre Hilfe ist erfolgreicher, wenn sie länger dauert.

In einer Kommentierung hierzu schreibt Thomas Gabriel: *„…statistische Befunde belegen Leistungen, bleiben jedoch in der bedeutungsvollen Leere des Allgemeinen."*[9] Es gab mehrere Untersuchungsbausteine in dieser Studie. Für die zentralen Befunde war insbesondere eine Aktenauswertung maßgeblich, außerdem wurden zahlreiche Interviews mit Jugendlichen sowie Gespräche mit Jugendämtern und Heimträgern geführt. Bei der Bilanzierung stehen wiederum zentrale Kriterien eines ordentlichen Menschen, wie Arbeit, Legal- und Sozialbewährung, im Vordergrund, aber sie werden differenzierter betrachtet als noch 30 Jahre vorher.

- „Effekte erzieherischer Hilfen und ihre Hintergründe" von Schmidt, Schneider, Hohm, Macsenaere, Petermann, Flosdorf, Hölzl und Knab, 2002, durchgeführt 1995-2000 und abgekürzt: JES.

[9] Gabriel u.a 2007, S. 6

Als zentrale Befunde der „JES-Studie“, einer prospektiven Längsschnittstudie mit 205 Fällen und 113 Katamnesen, sind festzuhalten:

- der Definition von Effekt und Qualität liegen psychopathologische Parameter von sozialer Auffälligkeit zugrunde (MAS und ICD-10),
- Wirkung als Reduktion von Auffälligkeit und Verbesserung des Funktionsniveaus,
- Heimerziehung:
  - Reduzierung der Gesamtauffälligkeit des Kindes: bei 46 Prozent aller Fälle (SPFH: 49 Prozent; Erziehungsbeistandschaften: 15 Prozent),
  - Steigerung des psychosozialen Funktionsniveaus: bei 38 Prozent (Tagesgruppe 36 Prozent),
- in Heimen weisen die Kinder die größte Auffälligkeit, geringste Funktionsfähigkeit und größten familiären Belastungen auf,
- eine längere Hilfedauer im Heim begünstigt die Wirkung,
- eine klinische Perspektive der Institutionen zeigt bessere Effekte bei der Reduktion von Symptomatik beim Kind.

Untersucht werden sollte auch, ob sich gewünschte Verhaltensweisen im Verlauf der Hilfeleistung verbessern oder verschlechtern. So wird nicht nur einmal am Anfang und einmal am Ende auf die Jugendlichen geschaut, sondern am Anfang ein Status eingeschätzt und im weiteren Verlauf die Entwicklung verfolgt. Im Unterschied zur „JULE-Studie“ vergleicht diese Studie auch unterschiedliche Hilfeformen. Zur Bewertung dieser Ergebnisse nochmals Thomas Gabriel:

„Das Ergebnis (…), dass eine klinische Orientierung von Hilfemaßnahmen zu besseren Ergebnissen führt, muss vor dem Hintergrund der Operationalisierung von individueller Auffälligkeit als psychopathologisches Konstrukt betrachtet werden.“[10] – oder schlicht: man hat „die Ostereier gefunden, die man vorher selber versteckt hat“.

Eine im Jahr 2007 von Thomas Gabriel vorgelegte *Metanalyse zu „wirkmächtiger Variablen“* in 11 quantitativen Forschungsarbeiten, die auch die JULE- und JES-Studie untersuchte, kommt zu folgenden Einschätzungen:

Den Effekt einer Hilfe zur Erziehung beeinflussen maßnahmenübergreifend:

- Qualität der Hilfeplanung,
- Dauer der Hilfegewährung,
- Kontinuität sozialer Bezüge,
- Grad der Partizipation junger Menschen und ihrer Eltern,
- Therapeutische und klinische Professionalität,
- Qualität und Kontinuität der Betreuung,
- Öffnung der Einrichtungen zum sozialen Umfeld.

[10] ebenda, S. 10

Negativ werden Erfolg und Wirkungen beeinflusst durch:

- Mangel an Stabilität der Platzierung und Qualität sozialer Netzwerke in stationären Hilfen,
- Mangel an Elternarbeit,
- Schulische und berufliche Benachteiligung junger Menschen in HzE.

Zusammenfassend schreibt Gabriel: *„Insgesamt weisen die Studien keine überraschend neuen Einsichten auf. Dies liegt auch an der starken Dominanz einer expertenbezogenen Perspektive und einer eher geringen Beachtung der Klientenperspektive."* Problematisch bleibe auch, *„dass die Experten bei der Einschätzung der Effekte ihrer eigenen Tätigkeiten zu weitaus besseren Ergebnissen kommen, als dies bei Messungen der Fall ist."*[11]

Diese Skepsis begegnet uns auch bei manch anderen Experten, wenn man sie nach der Wirkung ihrer Arbeit befragt. Diese Skepsis gegenüber den Wirkungsmöglichkeiten organisierter Erziehung leitet über zur dritten Antwort auf die Frage nach dem ordentlichen Menschen.

(c) Die „post-moderne" Antwort: Ordentlich lebt, …

- … wer seinen Lebensweg gestaltet,
- … wer seine Persönlichkeit entwickelt,
- … wer seinen sozialen Ort findet,
- … wer sich zu einer „eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit" entwickelt (§ 1 SGB VIII).

Die **Biografieforschung** will Antworten auf diese Fragen geben. Einige **Studien** aus dieser wissenschaftlichen „Abteilung" der Wirkungsforschung habe ich ausgewählt und jeweils die **Kernaussage** herausgegriffen.

Die Studie **„Ein Zuhause – kein Zuhause. Lebenserfahrungen und -entwürfe heimentlassener junger Erwachsener" (Abbildung 3)** von *Norbert Wieland* u.a. führte 1992 zu dem für die damalige Diskussion aufregenden Befund:

- Das zentrale Angebot von Erzieher/innen, das junge Menschen in Heimkontexten suchen und erwarten, ist, dass sie sich für eine exklusive Beziehung wählen lassen können.[12]

Exklusive Beziehung heißt, in seiner Individualität und Besonderheit als Beziehungsgegenüber gesehen und ausgewählt zu werden, und nicht, weil es der Dienstplan gerade so vorsieht, und es heißt auch, dass die Bezugspersonen nicht ständig wechseln können. Junge Menschen sind im Rückblick auf ihre Heimzeit befragt worden, was für sie wichtig war und was Erfolg für sie ausgemacht hat. Viele haben – unterschiedlich formuliert – geantwortet: „… dass es jemanden gab, der für mich exklusiv Beziehung angeboten hat."

[11] ebenda, S. 33

[12] Wieland u.a. (1992)

Genau das jedoch gestaltet sich im Kontext professioneller und institutionell organisierter Erziehung nicht so einfach.

Das zentrale Angebot: Sich für eine exklusive Beziehung wählen lassen

1992

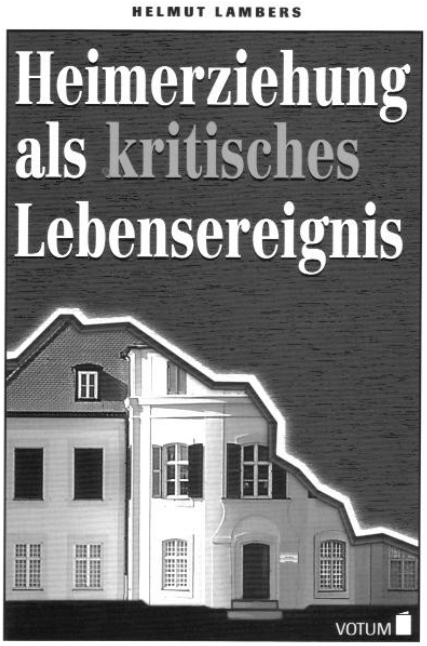
Abbildung 3

Helmut Lambers kommt in seinem Buch **„Heimerziehung als kritisches Lebensereignis" (Abbildung 4)** zu dem Fazit:

- Als günstig erweist sich, wenn die Erfolgsbilanzen des Familiensystems bei der Bewältigung kritischer Lebensereignisse explizit berücksichtig werden.[13]

Das klingt zunächst banal, kann aber im Kontext von Heimerziehung eine erhebliche Provokation, zumindest eine Herausforderung darstellen. Kinder kommen genau deshalb ins Heim, weil die Erfolgsbilanzen des Familiensystems nicht so positiv sind. Die aber trotzdem vorhandenen Erfolgsbilanzen sollen jedoch mit einbezogen werden.

[13] Lambers (1996)



Als günstig erweist sind, wenn die Erfolgsbilanzen des Familiensystems bei der Bewältigung kritischer Lebensereignisse explizit berücksichtig werden.

1996

Abbildung 4

Einer der zentralen Befunde aus der Studie **„Das zweite Zuhause. Lebensgeschichte und Persönlichkeitsentwicklung von Heimkindern“** von *Walter Gehres* **(Abbildung 5)** lautet:

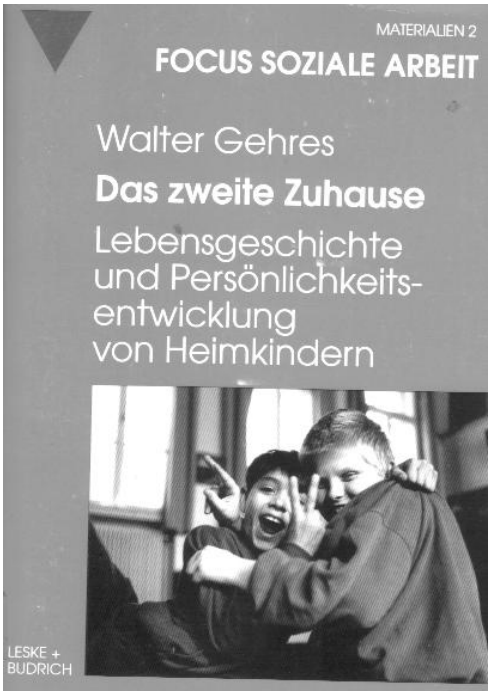
- Je angenommener, verstandener und wohler sich das Kind fühlt, desto größer ist der Einfluss auf seine Persönlichkeitsentwicklung.[14]

Margarete Finkel hat aus der bereits vorgestellten JULE-Studie von den 45 Einzelinterviews die Mädchen ausgewählt und in ihrem Buch **„Selbständigkeit und etwas Glück. Einflüsse öffentlicher Erziehung auf die biographischen Perspektiven junger Frauen“ (Abbildung 5)** noch einmal vertiefend analysiert, zum Teil auch noch einmal nachgehend mit ihnen gesprochen. Aus meiner Sicht ist ein ganz zentraler Befund:

- Förderlich ist Passung: Die Unterstützungsangebote sind an die biografische Vorgeschichte anschlussfähig zu gestalten.[15]

Finden die Unterstützungsangebote der Heimerziehung Anschluss an die Idee von Lebensentwurf, Lebensgeschichte und Lebenserfahrung, haben sie die Chance, wirkungsvoll und erfolgreich zu sein. Finden sie den Anschluss nicht, werden sie scheitern, das wird in der Studie an einem Beispiel recht dramatisch beschrieben.

[14] Gehres (1997)
[15] Finkel (2004)



1997

Je angenommener, verstandener und wohler sich das Kind fühlt, desto größer der Einfluss auf seine Persönlichkeitsentwicklung.

2004

Förderlich ist Passung: Die Unterstützungsangebote an die biografische Vorgeschichte anschlussfähig halten.

Abbildung 5

Aktuelle Metaanalysen zu dieser Frage sind im Kontext des **Projektes „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“**[16] zur Verfügung gestellt worden:

In **„Wirkungen erzieherischer Hilfen – Metaanalyse ausgewählter Studien“** werden im Schwerpunkt 11 quantitative Studien[17] und in **„Metaanalysen von Fallstudien erzieherischer Hilfen von Wirkungen und ‚wirkmächtigen‘ Faktoren aus Nutzersicht“** 12 qualitative, biografieorientierte Studien untersucht und am Ende werden in einer tabellarischen Übersicht sehr anschaulich Erfolgsfaktoren und Misserfolgsfaktoren aus diesen Studien gegenübergestellt[18].

Zusammen mit *Sabine Ader* habe ich 1998 für den 7. Landesjugendbericht Nordrhein-Westfalen[19] wesentliche **Wirkfaktoren erfolgreicher Heimerziehung** so zusammengefasst.

[16] www.wirkungsrorientierte-jugendhilfe.de
[17] Gabriel u.a. (2007)
[18] Wolf (2007)
[19] Ader/Schrapper (1998)

Heimerziehung hat dann eine Chance, erfolgreich auf die Lebensprozesse junger Menschen einzuwirken,

- … wenn Kinder die Chance und Unterstützung bekommen zu verstehen, was mit ihnen geschieht, gerade in den kritischen Phasen unvermeidbarer Trennung und Wechsel,
- … wenn in Krisen frühzeitig und ausreichend eingegriffen wird, aber Entscheidungen überprüft werden, Eingriffe transparent gemacht werden und eingeschlagene Wege reversibel bleiben,
- … wenn Hilfesysteme – gemeint sind die Helfer/innen und ihre Organisationen – ausreichend stabil sind, die Dynamiken familiärer Krisen und kindlicher Enttäuschungen auszuhalten,
- … wenn Hilfesysteme Kinder zuverlässig schützen und fördern können, ohne die Potenziale und Ressourcen ihrer Herkunftsmilieus abwerten und negieren zu müssen,
- … wenn Helfer/innen, vor allem aber ihre Organisationen, mehr kooperieren können als konkurrieren müssen.

Kinder müssen die Chance haben, nachzuvollziehen, was mit ihnen passiert und warum sie im Heim sind, auch wenn sie es selbst nicht befürworten. Die Aussage, dass die Heimkinder nicht verstanden haben, warum sie ins Heim gekommen waren, taucht in allen Studien auf. Es ist eine der Grundanstrengungen, dass Hilfesysteme in Heimerziehung zuerst regelmäßig mit Widerstand, Abwehr und mit Auseinandersetzungen rechnen müssen und eben nicht auf Begeisterung stoßen. Diese Dynamik muss ausgehalten und darf nicht hinter dicken Mauern versteckt oder auf andere Weise eingegrenzt werden.

Es ist nach meiner Erfahrung im Hinblick auf Hilfeplanungsprozesse nach wie vor ein großes Problem, dass sich die Begründung und die Rechtfertigung für eine Hilfe aus einer Abwertung und Negierung der Beziehungen und Lebensverhältnisse herleiten, die in der Familie prägend waren und es meist auch noch sind. Die Kinder erleben es genau auf diese Weise: ihre Familie wird abgewertet. Das ist ihre zentrale Empörung, Auseinandersetzung und Enttäuschung, in die sie auch immer wieder zurückkehren. Dieses Motiv hatten wir bereits Jahre zuvor bei *Liselotte Pongratz* gefunden: statt das *„alte Milieu ausschließen“ …* das *„alte Milieu im Heim wirksam werden lassen. Erst in den dadurch entstehenden realen Konflikt und Krisensituationen des Einzelnen werden seine Schwächen und Schwierigkeiten deutlich.“*[20]

1.2 Jede Zeit hat ihre Ordnung

Sie können das hier Vorgestellte als eine Entwicklung von äußeren Ordnungen (sich an die Regeln halten, arbeiten, nicht straffällig werden, sozial integriert sein) hin zu inneren Ordnungen (jeder ist seiner Biografie Schmied) begreifen. Das Kind, so die veränderter Idee der Pädagogik, soll es zunehmend auch selber in der Hand haben, sich sein Leben zu ordnen. Aber es bekommt damit auch die Verantwortung aufgeladen, Ordnung zu

[20] Pongratz (1966), S. 26-28

schaffen. Den Versuch, das Leben in eine Ordnung zu bringen und sich zu erklären, wie man zu dem geworden ist, als der man heute erscheint und der man heute ist, genau diese Leistung nennen wir Biografie.

Die Entwicklung der Ordnungsideen der (Heim-)Erziehung verläuft von hierarchischen, streng gegliederten hin zu flexiblen Ordnungsvorstellungen. Die Kinder im Heim erscheinen schon rein äußerlich wesentlich individueller als noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts.

Man kann die Entwicklung außerdem als einen Weg von gesellschaftlicher Verantwortung für ein ordentliches Leben („Wir bestimmen, wie du zu sein hast…") hin zur individuellen Verantwortung begreifen. Das Kind/der Jugendliche muss seinen Weg finden, das Hilfesystem kann sie bestenfalls dabei unterstützen.

Mir erscheint es aber realistischer, weniger von einer linearen Veränderung der Ordnungsauffassungen auszugehen, als von einer immer noch wirksamen Spannung zwischen eher traditionellen und eher modernen Ordnungsideen, die die Heimerziehung bis heute prägen:

- von äußeren **und** inneren Ordnungen,
- von hierarchischen **und** flexiblen Ordnungen,
- von gesellschaftlicher **und** individueller Verantwortung für ein ordentliches Leben.

Auch heute haben wir Vorstellungen und Erwartungen von Normalität, die von außen herangetragen werden. Die Verbindung von gesellschaftlicher und individueller Verantwortung für die Gestaltung eines ordentlichen Lebens ist als ein Anspruch und eine Erwartung anzusehen. **Für jede Zeit gilt aber: Heimerziehung ist erfolgreich, wenn sie zeitgemäß ordnen hilft, wenn sie Kindern und Jugendlichen hilft, ihr Leben zu ordnen.**

1.3. Alte und neue Erkenntnisse: Wann wirkt Heimerziehung erfolgreich?

Zentrale Befunde aus den letzten 100 Jahren hierzu sind:

- Die 66-Prozent-Konstante „erfolgreicher" Heimerziehung gilt seit über 100 Jahren: Gemeint ist, dass in den meisten Untersuchungen „rauskommt", dass etwa zwei Drittel aller Fälle als erfolgreich und wirkungsvoll „erzogen" angesehen werden.

- Der immerwährende Streit, ob Heimerziehung
  - *als **pädagogisches Krankenhaus*** (in dem „Erziehungskrankheiten" behandelt werden) oder
  - *als **lohnender Lebensort*** begriffen und wirksam gestaltet werden soll,

  ist noch nicht beigelegt.

Die Sicht auf das Heim als pädagogisches Krankenhaus speist sich aus der Ansicht über die früheren Begriffe wie „abnorme Charaktereigenschaften", die behandelt werden müssen, sowie über die modernen diversen Vorstellungen über psycho-pathologische Krank-

heiten und die Debatte darüber, wie viele der Kinder, die in der Jugendhilfe betreut werden, psychisch krank sind. Es stellt sich die Frage, ob dies die angemessene Perspektive auf die Heimerziehung ist oder ob diese Perspektive nicht erst die Probleme schafft, die sie dann zu lösen vorgibt. Eine der Formeln aus der Reform der Heimerziehung in den 90er-Jahren verweist dagegen auf das Heim als lohnenden Lebensort, an dem ein Kind bei seiner Entwicklung unterstützt wird.

- Die Forschungsbefunde bewegen sich zwischen *Rechtfertigung* einerseits und *In-Frage-stellen* andererseits.
- Jeder sucht sich seine Erfolgs-Belege.

Ein großer Teil der hier vorgestellten Forschungsberichte sind Auftragsarbeiten. Die JULE-Studie wurde vom EREV, die JES-Studie von der Caritas in Auftrag gegeben. Die neuesten Evaluationsstudien, die alle von Trägern beauftragt wurden, sind:

- „Evaluation des Pilotprojekts Ambulante Intensive Begleitung (AIB)" (2003)[21],
- „Mildere Maßnahmen sind nicht möglich"(2006)[22],
- „Evaluation individualpädagogischer Intensivbetreuungen im In- und Ausland in der Zeit von 1990 bis 2005 (2006)[23],
- „Jugendliche in Individualpädagogischen Maßnahmen" (2007)[24],
- „…und nach dem Heimaufenthalt? Eine katamnestische Erhebung bei ehemaligen Heimkindern" (2010)[25],
- EVAS-Stichprobe „Wirkungen in der Jugendhilfe"[26].

Ich kenne nur eine aktuelle katamnestische Erhebung eines Jugendamtes, des Jugendamtes der Stadt Regensburg: **„… und nach dem Heimaufenthalt? Eine katamnestische Erhebung bei ehemaligen Heimkindern"**. Darin wird anhand eines Entlassjahrgangs untersucht, was aus den ehemaligen Heimkindern geworden ist. Das wesentliche Problem dieser Studie lag darin, dass die Autoren, der Leiter des Regensburger Sozialen Dienstes, *Volker Sgolik*, und sein Kollege *Wolfgang Buchholz-Graf*, kaum noch Kontakt zu den ehemaligen Heimkindern gefunden haben. Von über 250 haben nur 20 Prozent zugestimmt, mit dem Jugendamt zu sprechen und sich von Studierenden der Hochschule Regensburg befragen zu lassen. Das kann als eine nicht eben positive Botschaft verstanden werden, wenn die meisten nicht mehr über ihre Zeit im Heim reden wollen.

Die EVAS-Studie ist aus meiner Sicht eine großartige, weil breit angelegte Untersuchung, aber auch ein Ärgernis. Hier wird eine große Evaluationsstudie vom Mainzer Institut für Kinder- und Jugendhilfe vorgestellt, die aus der Forschungsgruppe hervorgegangen ist, die an der JES-Studie gearbeitet hat. Sie bezeichnet sich selbst als das größte Evaluationsver-

[21] Hoops/Permien (2003)
[22] Hoops/Permien (2006)
[23] Felka/Harre (Hrsg.) (2006)
[24] Institut des Rauhen Hauses für Soziale Praxis (2007)
[25] Buchholz-Graf/Sgolik (2010)
[26] Institut für Kinder- und Jugendhilfe (2004)

fahren, aber man erfährt nichts über die Ergebnisse – es ist eine Geheimstudie. Die Klientel dieser Studie setzt sich aus 17.000 Hilfen in 16 Bundesländern zusammen. Die Einrichtungen unterstehen den unterschiedlichsten Trägern. An der Studie haben 150 Personen teilgenommen. Einbezogen waren 14 Hilfearten erzieherischer Hilfen. Man erfährt nicht, was sie herausgefunden haben.

2. Fazit: „Die Wissenschaft hat festgestellt …" – Was wir alles über Heimerziehung wissen und warum das keinen wirklich interessiert

Seit Pestalozzi – also seit gut 200 Jahren – wissen wir, wie Heimerziehung erfolgreich wirken kann, nämlich über die drei Faktoren:

- „allseitige Besorgung" (Befriedigung der Grundbedürfnisse eines Kindes einschließlich des Bedürfnisses nach einem sicheren Ort und einer Bezugsperson),
- vormachen, mitmachen, alleine machen,
- ausführlich darüber reden (Reflexion).

An dieser Einschätzung hat sich seitdem nichts oder nur kaum etwas verändert, dass zeigen auch alle referierten Studien. Und seit über 200 Jahren gibt es immer wieder Projekte erfolgreich wirksamer Heimerziehung – aber häufig nur als Gegenmodelle „herrschender Praxis" – Warum?

Heimerziehung und Jugendhilfe interessieren sich nicht wirklich für ihre Erfolge – so meine Antwort auf diese Frage: Bei dem vorgestellten Fundus an wissenschaftlichen Studien seit 100 Jahren bis heute kann die Frage des Erfolges nicht so geheimnisvoll sein. Die Antworten, die diese Studien liefern, sind durchaus umfangreich, substanziell und ernst zu nehmen. Aber die Problemanzeigen, die jede neue Studie zutage fördert, sind immer wieder die alten: Kinder verstehen nicht, warum sie ins Heim kommen, sie werden nicht tatsächlich beteiligt, ihre Potenziale und das, was sie aus ihrem Herkunftsmilieu mitbringen, werden eher ausgegrenzt als einbezogen. Was Heimerziehung – auch an Kontinuität und exklusiver Beziehungswahl – anbieten kann, ist immer wieder eher prekär, personell überfordernd und organisatorisch ungesichert.

Warum also darf Heimerziehung nicht so erfolgreich sein, wie sie es kann, wenn sie denn nur den Erkenntnissen der Wirkungsforschung folgen könnte? In den letzten hundert Jahren sind eine solche Fülle von Einsichten und begründeten Schlussfolgerungen „zu Tage gefördert" und erfolgreich erprobt worden, dass es schon erstaunen muss, immer noch gefragt zu werden: Wann kann Heimerziehung erfolgreich sein. Der Verdacht kommt auf, Heimerziehung soll überhaupt nicht erfolgreich sein, denn nur so erfüllt sie ihre Funktion der individuellen und gesellschaftlichen Abschreckung: Wenn du nicht …, dann kommst du ins Heim. Wenn dieser Satz mehr Versprechen als Drohung ist, wollen wir dann noch öffentlich organisierte Ersatzerziehung? Eine Frage für eine neue Tagung.

Literatur:

Ader, Sabine; Schrapper, Christian: Entwicklungen in der Heimerziehung - Möglichkeiten und Chancen neuer Präventionskonzepte. Expertise zum Siebten Jugendbericht der Landesregierung Nordrhein-Westfalens. Münster, 1998

Buchholz-Graf, Wolfgang; Sgolik, Volker: …und nach dem Heimaufenthalt? Eine katamnestische Erhebung bei ehemaligen Heimkindern. Regensburg, 2010

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: 13. Kinder- und Jugendbericht, 2009

Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit (Hrsg.): Mehr Chancen für die Jugend – Inhalt und Begriff einer Offensiven Jugendhilfe. Stuttgart, 1974

Hoops, Sabrina; Permien, Hanna: Evaluation des Pilotprojekts Ambulante Intensive Begleitung (AIB). München: DJI Verl., 2003

Hoops, Sabrina; Permien, Hanna**:** „Mildere Maßnahmen sind nicht möglich!". Freiheitsentziehende Maßnahmen nach § 1631 b BGB in Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie. München: DJI Verl., 2006

Institut für Kinder- und Jugendhilfe (Hrsg.); Macsenaere, Michael (Verf.); Knab, Eckart (Verf.): Evaluationsstudie erzieherischer Hilfen **(**EVAS**).** Eine Einführung. Freiburg/Breisgau: Lambertus (2004)

Felka, Eva; Harre, Volker (Hrsg.): Evaluation Individualpädagogischer Intensivbetreuungen im In- und Ausland in der Zeit von 1990 bis 2005. Köln: Projekt Husky, 2006

Finkel, Margarete: Selbständigkeit und etwas Glück. Einflüsse öffentlicher Erziehung auf die biographischen Perspektiven junger Frauen. Weinheim: Juventa, 2004

Gabriel, T.; Keller, S.; Studer, T.: Wirkungen erzieherischer Hilfen – Metanalysen ausgewählter Studien. Münster: ISA, 2007 (Wirkungsorientierte Jugendhilfe, 3)

Gehres, Walter: Das zweite Zuhause. Lebensgeschichte und Persönlichkeitsentwicklung von Heimkindern. Opladen, Leske + Budrich 1997. (Reihe Focus Soziale Arbeit - Materialien 2)

Institut des Rauhen Hauses für Soziale Praxis (Hrsg.): Jugendliche in individualpädagogischen Maßnahmen. Evaluationsstudie durchgeführt vom Institut des Rauhen Hauses für Soziale Praxis (isp) im Auftrag des AIM e.V., Köln, 2007

Lambers, Helmut: Heimerziehung als kritisches Lebensereignis. Münster: Votum, 1996

Pongratz, Lieselotte; Hübner, Hans-Odo: Lebensbewährung nach öffentlicher Erziehung. Eine Hamburger Untersuchung über das Schicksal aus der Fürsorge-Erziehung und der Freiwilligen Erziehungshilfe entlassener Jugendlicher. 1959

Pongratz, Lieselotte: Sicherung des Erziehungserfolges nach Beendigung der Heimerziehung. Bericht über die Tagung des Allgemeinen Fürsorgeerziehungstages in Saarbrücken vom 11. bis 13. Mai 1966. (Neue Schriftenreihe des Allgemeinen Fürsorgeerziehungstages. 18,1966)

Schmidt u.a.: Effekte erzieherischer Hilfen und ihre Hintergründe. Stuttgart: Kohlhammer, 2002

Stutte, Hermann: Methodik und Ergebnisse der Bewährungsprüfungen bei ehemaligen Fürsorgezöglingen. In: Hans Scherpner/Friedrich Trost (Hrsg.): Handbuch der Heimerziehung, Berlin 1962 – 1966

Thiersch, Hans; Baur, Dieter ; Finkel, Margarete ; Hamberger, Matthias ; Kühn, Axel: Leistungen und Grenzen der Heimerziehung, Stuttgart: Kohlhammer, 1998

Wieland, Norbert; Marquardt, Uschi; Panhorst, Hermann; Schlotmann, Hans-Otto: Ein Zuhause – kein Zuhause. Lebenserfahrungen heimentlassener junger Erwachsener. Freiburg: Lambertus, 1992

Wolf, Klaus: Metanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich von Wirkungen und „wirkmächtigen“ Faktoren aus Nutzersicht. Münster: ISA, 2007 (Wirkungsorientierte Jugendhilfe, 4)

Was ist moderne Heimerziehung heute? Aus Sicht der öffentlichen Jugendhilfe

KÄTHE BRUNNER
Leiterin des Jugendamtes Jena

Vorbemerkungen

Was ist moderne Heimerziehung heute?
Was muss Heimerziehung heute leisten?
Ein Paradigmenwandel in der Heimerziehung?

Die Frage kann beliebig gestellt werden, die Botschaft bleibt die gleiche. Die klassische Heimerziehung mit ihrem kindzentrierten Ansatz ist weder gegenwarts- noch zukunftsfähig. Die Mitarbeiter/innen in dieser Hilfeform müssen zukünftig besonders flexibel und offen für neue Ansätze sein und sich stärker der Arbeit mit dem gesamten Familiensystem zuwenden.

Als ich angefragt wurde, ob ich zu diesem Thema etwas zu sagen hätte, habe ich nicht lange überlegt: Ja, ich habe zu diesem Thema viel zu sagen. Ich kann aus über 20 Jahren Jugendhilfeerfahrung berichten und ich bin seit Jahren eine harte Kritikerin der kindzentrierten Arbeit in der Heimerziehung. Da ich zu Beginn meiner Tätigkeit im Jugendamt selbst noch fallzuständige Sozialarbeiterin war und mir den Blick auf einzelne Hilfeverläufe stets bewahrt habe, kenne ich die Probleme der klassischen Heimerziehung nur zu gut. Die Hilfen für das Kind im Heim und deren Eltern sind oft nicht hinreichend aufeinander abgestimmt und folgen daher auch nicht einer einheitlichen Zielstellung. Die Hilfen werden in der Regel nicht von nur einem Träger erbracht.

Oftmals ist für die Eltern lediglich der Allgemeine Soziale Dienst zuständig oder sie erhalten Erziehungsberatung bzw. eine ambulante Hilfe. Eltern und Kind werden selten in der Interaktion und somit in der Krise wahrgenommen, da das Kind ja im Heim lebt. An den Ursachen für die Probleme in der Familie wird oft nicht nach einem einheitlich abgestimmten Konzept gearbeitet und somit werden auch die Gelingensbedingungen für die Rückkehr des Kindes in die Familie oft nur unzureichend hergestellt, denn die Arbeit im Heim ist kindzentriert.

In Jena gibt es in diesem Bereich eine gute Tradition. Wir verfügen über die politische Legitimation, kreativ passgenaue Hilfeformen, auch im niedrigschwelligen Bereich, zu entwickeln, und außerdem vor Ort über freie Träger, die immer wieder auch am Leistungskatalog der von ihnen vorgehaltenen Hilfen arbeiten. Das Jugendamt signalisiert in der Regel, welche neuen Hilfen erforderlich sind. Die freien Träger erarbeiten in Abstimmung mit uns entsprechende Konzeptionen und lassen ihre Mitarbeiter/innen dafür ausbilden. Dieser gemeinsame Entwicklungsprozess mündete darin, dass sich sowohl die Mitarbeiter/innen des Jugendamtes als auch die der freien Träger seit Beginn dieses Jahres mit der Einführung der Methode der professionellen Fallsteuerung und der professionellen Erziehung nach dem Modell der ergebnisorientierten Sozialpädagogik des Leipziger Insti-

tuts für Wirkungsvolle Sozialarbeit e.V. (IWS) befassen. Die Echtphase ist für den Sommer 2011 geplant.

Im Folgenden stelle ich Ihnen mit vier Kernaussagen zur Heimerziehung das Konzept des Trägerwerkes Soziale Dienste Thüringen e.V. sowie unsere gemeinsamen Erfahrungen aus zwei Jahren praktischer Arbeit damit vor. Dieses Konzept erfüllt aus heutiger Sicht die Anforderungen des Jugendamtes Jena an eine zukunftsfähige Heimerziehung in ganz wesentlichen Punkten. Die Umsetzung der Konzeption erfolgt in einem Kinderheim in Jena.

Vier Kernaussagen zur Heimerziehung der Zukunft

1. Das Leitziel für die Hilfe zur Erziehung definiert sich über die Befähigung des gesamten Familiensystems, Probleme zukünftig eigenverantwortlich lösen zu können.
2. Die Heimerziehung der Zukunft ist eine interdisziplinäre Hilfe, die sich verschiedener Hilfeformen bedient, diese gut koordiniert und auf vereinbarte einheitliche Ziele ausgerichtet ist.
3. Die Heimerziehung als zielorientiertes kurzfristiges „FamilienEntwicklungsProgramm" verkürzt die Zeitdauer des Heimaufenthaltes und bietet darüber hinaus die Chance für die Aufnahme auch von sehr jungen Kindern.
4. Für Kinder, deren Familien nicht in der Lage oder bereit sind, eine Rückkehr ins Elternhaus in absehbarer Zeit oder gar nicht zu ermöglichen, muss neben der Vollzeitpflege in Familien ein ausreichendes Platzangebot in familiären Kleinstheimen geschaffen werden.

1. Das Leitziel für die Hilfe zur Erziehung definiert sich über die Befähigung des gesamten Familiensystems, Probleme zukünftig eigenverantwortlich lösen zu können.

Der Ansatz der neuen Form der Heimerziehung ist mehrdimensional und bezieht grundsätzlich die gesamte Familie als Ganzes mit ein.

Die Grundannahme ist, dass Eltern ihre Kinder nicht für viele Jahre in die Heimerziehung geben wollen. Sie sind daran interessiert, durch aktives Mitwirken in einem absehbaren Zeitraum ihre familiäre Situation so zu stabilisieren, dass die Kinder zurückkehren können. Die Eltern sind bereit, sich auf eine ganze Reihe von Maßnahmen mit uns einzulassen, so unsere Erfahrung. Ihnen ist am ehesten bewusst, dass sie die Erziehungsaufgaben nicht allein bewältigen können. Es geht ihnen nicht gut damit, versagt zu haben. Sie wollen ernst genommen werden und sie wollen etwas tun, diese Situation zu verändern.

Hier setzen die neuen Hilfen in der Heimerziehung an. Gut aufeinander abgestimmt, flankieren die einzelnen Maßnahmen die Heimerziehung für das Kind. Um die stationären Hilfeformen herum, der Heimerziehung nach § 34 SGB VIII über „7 Tage die Woche", über „5-Tage-Wohnen", das „Mutter-Kind-Wohnen" sowie der „Stationären Familienbetreuung: Betreutes Wohnen für Mutter-Vater-Kind" haben sich vielfältige ambulante Hilfeformen entwickelt. Diese Hilfeformen sind elternzentriert und bereiten die Eltern optimal auf ihre Erziehungsaufgaben vor **(Abbildung 1)**.

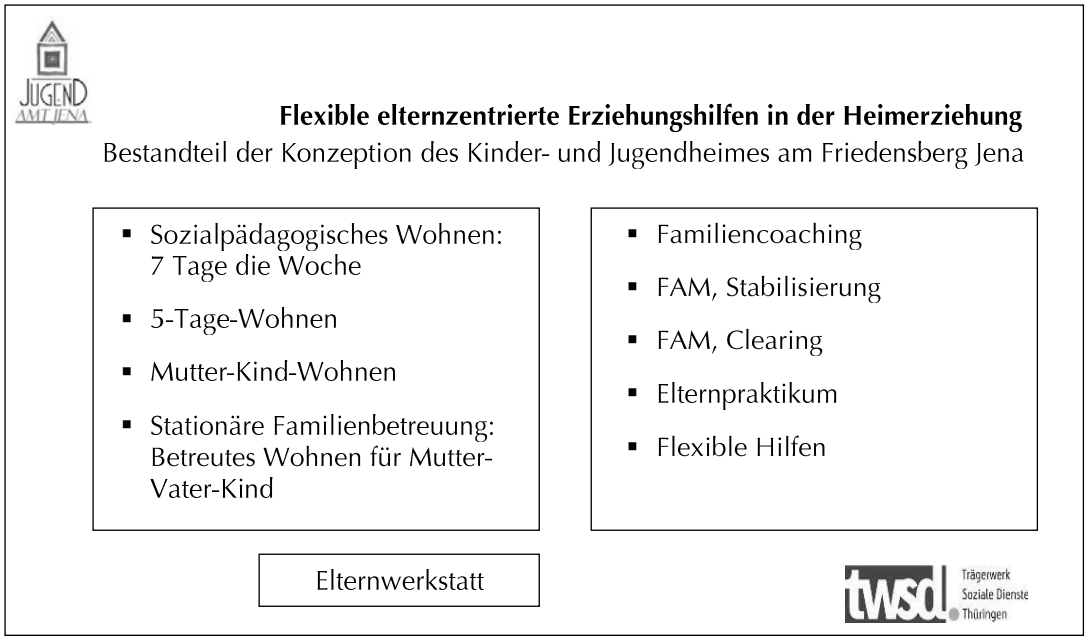


Abbildung 1

© Käthe Brunner

Was verbirgt sich hinter den fachlichen Begriffen?

Elternwerkstatt
Die Elternwerkstatt ist ein Angebot an Eltern zur Stärkung ihrer Erziehungskompetenzen im Rahmen eines Gruppensettings. Die Vorteile sind der Austausch der Eltern untereinander und Lernen voneinander. Sie sind Lehrer und Lernende und erleben gemeinsam die Universalität des Leids und ein Wir-Gefühl. Familiäre Muster werden gemeinsam rekapituliert.

Familiencoaching
Der lösungsorientierte Ansatz im Familiencoaching geht davon aus, dass es erfolgversprechender ist, an einer Lösung zu arbeiten, als ein Problem beseitigen zu wollen. Es ist für die Familie einfacher, bereits vorhandene hilfreiche Verhaltensmuster zu wiederholen und zu erweitern, als problematisches Verhalten zu beenden oder zu verändern.

Im Rahmen der Heimerziehung bieten sich zahlreiche Alternativen zum Anknüpfen einer Beziehung. So ist möglich, behutsam eine vertrauensvolle Beziehung zu schaffen. Der notwendige Kontakt zwischen Eltern und Einrichtung bietet dafür eine gute Starthilfe. Konnte ein Vertrauensverhältnis aufgebaut werden, können Eltern auch besser die Beratung und Begleitung über das Heim annehmen.

Familienaktivierungsmanagement (FAM)
Das FAM dient zwar in der Regel der Vermeidung der drohenden Herausnahme eines oder mehrerer Kinder aus der Familie, wird aber bei uns gleichermaßen während der Heimerziehung für Kinder mit deren Eltern angewandt.

Das FAM als sehr kurzzeitige Maßnahme hat das Ziel, erste Schritte der Veränderung zu initiieren und eigene Ressourcen der Familie zu stärken. Die ersten 14 Tage sind als Clearingphase zu verstehen, um eine möglichst genaue Ursachenanalyse erstellen zu können.

Daneben kann aber auch ein Clearing mit FAM-Methoden in Frage kommen, wenn wenig über die Familie bekannt ist und das nötige Hilfesetting erst erarbeitet werden muss.

Stabilisierung nach dem FAM
In der Regel folgt im Anschluss an das FAM eine Stabilisierungsphase über einen Zeitraum von vier Monaten. Diese hat die Erhaltung und Stabilisierung der im FAM durch die Familie erarbeiteten Veränderungen mit FAM-Methoden zum Ziel.

Elternpraktikum
Das Elternpraktikum richtet sich an Eltern, die ihre Eltern-Kind-Beziehung hinterfragen und verbessern wollen. Die Eltern erhalten die Möglichkeit, sich mit ihren Kindern aus den eigenen Räumen in einen neutralen Raum zu begeben, der die Bearbeitung von innerfamiliären Konflikten erleichtern kann. Das Elternpraktikum als zusätzliche Hilfeform ist in der Regel ein Ergebnis aus der Arbeit in der Elternwerkstatt.

Flexible Hilfen
sind die Kombinationen verschiedener Hilfen miteinander in Abstimmung auf die Erfordernisse der Familie, z.B. Kombination FAM und Elternwerkstatt oder auch eine umfangreiche stationäre Familienbetreuung mit Hilfesystemen anderer Sozialleistungsträger und anderer Leistungserbringer.

2. Die Heimerziehung der Zukunft ist eine interdisziplinäre Hilfeform, die sich spezieller Hilfeformen bedient, diese gut koordiniert und auf vereinbarte einheitliche Ziele ausgerichtet ist.

Das Trägerwerk Soziale Dienste in Thüringen e.V. entwickelte für Jena das FamilienEntwicklungsProgramm. Dieses Programm ist eine Kombination von stationären und flexiblen Hilfen für die Arbeit mit der ganzen Familie.

Wir folgen dem Prinzip der Hilfegewährung aus einer Hand. Es wird gleichermaßen mit dem Kind und den Eltern, weiteren Kindern sowie weiteren wichtigen Personen aus dem Familiensystem gearbeitet. Alle vorher beschriebenen Hilfeformen können als Maßnahmen in Frage kommen.

Die Maßnahmen flankieren den stationären Aufenthalt. Die Zeit der Krise wird intensiv genutzt. Wir gehen von einem Zeitraum von sechs Wochen bis sechs Monaten aus. In kurzen zeitlichen Abständen treffen sich die Partner (Heim, Jugendamt, Eltern etc.) zum Hilfeplangespräch, um auf veränderte Bedarfe reagieren zu können.

So kann zum Beispiel am Anfang neben der Heimerziehung für das Kind das FAM für das gesamte Familiensystem stehen. Während der ersten zwei Wochen erfolgt in einem Clearing eine Analyse der familiären Situation, die Ursachen für die Probleme werden benannt, aber auch die Ressourcen sowie die Veränderungsmöglichkeiten und -wünsche der Familie. Die Maßnahme dauert insgesamt in der Regel sechs Wochen.

Ebenso ist es aber auch möglich, dass bereits neben dem FAM die Arbeit in der Elternwerkstatt erforderlich und von den Eltern gewollt ist oder aber ein Familiencoaching statt FAM notwendig ist.

Die Hilfe für eine Familie wird sozusagen maßgeschneidert. Sie ist kein Korsett, welches einengt, sondern Raum lässt zum Mitmachen und Gestalten, aber auch klare Regeln setzt.

Zu gegebener Zeit – mit dem entsprechenden Entwicklungsstand in der Familie – wird geprüft, ob das Kind soweit ist, in die Hilfe „5-Tage-Wohnen" zu wechseln. Das Kind ist dann nur noch von Montag bis Freitag in der Einrichtung und verbringt die Wochenenden bereits zu Hause. Die Eltern werden während dieser Phase weiterhin begleitet.

Zurückschauend auf die vergangenen zwei Jahre kommen wir zu der Einschätzung, dass sich die Zeiten der Heimerziehung für Kinder verkürzen und Familien besser in der Lage sind, auf neue Krisen zu reagieren. Sie haben ein Hilfesystem kennen gelernt, in dem sie sich akzeptiert und mitgenommen fühlen. Sie konnten ihre Stärken entdecken und an diesen arbeiten. Sie sind mit ihren Kindern gewachsen. Sie haben außerdem gelernt, dass es sich lohnt, beim Jugendamt wieder vorbeizuschauen.

3. Die Heimerziehung als zielorientiertes kurzfristiges „FamilienEntwicklungsProgramm" verkürzt die Zeitdauer des Heimaufenthaltes und bietet darüber hinaus die Chance für die Aufnahme auch von sehr jungen Kindern.

Mit den Erfahrungen der vergangenen zwei Jahre haben wir nunmehr mit den Trägern vereinbart, den nächsten Schritt zu wagen. Bisher waren alle in der Gestaltung des Hilfesettings für die gesamte Familie gleichermaßen Lernende. Wir haben den Träger nunmehr beauftragt, die Konzeption „FamilienEntwicklungsProgramm" fortzuschreiben, mit dem Ziel, eine zeitlich begrenzte Heimerziehung und Aktivierung der Familie innerhalb eines Jahres zu erreichen **(Abbildung 2)**.

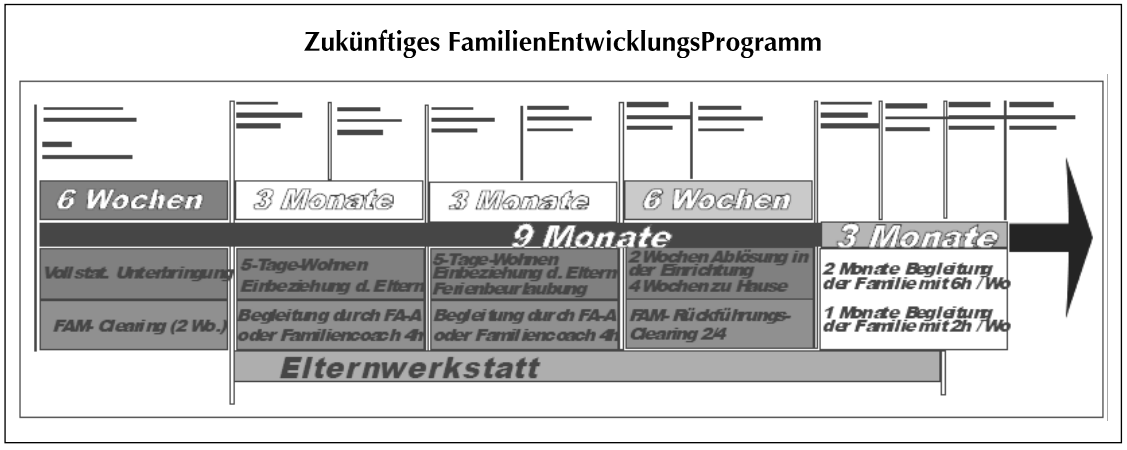


Abbildung 2 © Käthe Brunner

Nach unseren Erfahrungen können mit allen Beteiligten erste positive Veränderungen umso zügiger erreicht werden, je früher in der gesamten Familie die Ursachen für die Probleme bekannt sind und die notwendigen Maßnahmen begonnen und auf abgestimmte verbindliche Ziele ausgerichtet werden.

Eltern wollen Hilfe, jedoch in der Regel nicht über sehr lange Zeit. Wir unterstellen den Eltern, dass sie in der Regel auch wieder froh sind, wenn die Jugendhilfe als Intensivmaßnahme nicht mehr Teil ihres Alltags ist und sie weitgehend selbstbestimmt ihr Leben mit ihren Kindern gestalten können.

Grundsätzlich sei an dieser Stelle aber angemerkt, dass die Hilfen zur Erziehung für Kinder in einer stationären Maßnahme nicht um jeden Preis verkürzt werden sollten. In Fällen mit sehr ausgeprägten Problemlagen beim Kind wird auch der Hilfeprozess im Heim langwierig sein und sich immer den tatsächlichen Hilfebedarfen anpassen.

Dieses Programm bietet darüber hinaus auch Unterbringungsmöglichkeiten für sehr junge Kinder, gerade mit Blick auf fehlende Vollzeitpflegestellen und der ablehnenden Haltung mancher Eltern gegenüber Vollzeitpflegemaßnahmen.

4. Für Kinder, deren Familien nicht in der Lage oder bereit sind, eine Rückkehr ins Elternhaus in absehbarer Zeit oder gar nicht zu ermöglichen, muss neben der Vollzeitpflege in Familien ein ausreichendes Platzangebot in familiären Kleinstheimen geschaffen werden.

Das Schichtsystem in der Heimerziehung ist nach meinen Erfahrungen auch aus unzähligen Gesprächen mit jungen Menschen nicht dafür geeignet, Kindern zu vermitteln, was ein familiäres Bindegefüge ausmacht. Sie haben zwar ihre Bezugserzieher bzw. -sozialarbeiter, diese sind jedoch immer nur für eine bestimmte Zeit anwesend, ständig wechseln die Personen. Und die großen Sorgen und Nöte kommen bekanntlich in der Nacht, dann ist die Bezugsperson in der Regel nicht da.

Ein Heim kann meines Erachtens nicht den familiären Rahmen ersetzen. Sowohl in Pflegefamilien als auch in Kleinstheimen, die von einem Ehepaar (analog wie im Kinderdorf) bewohnt und geführt werden, ist dieser Rahmen gegeben. Hier haben Kinder die Chance, familiäre Bezüge zu erleben und zu festigen. Sie werden mit ihrer Verselbständigung besser in der Lage sein, eine Familie zu gründen und Elternschaft zu leben.

Eine Aufgabe der Jugendhilfe wird es sein, mit der Bereitstellung der nötigen Rahmenbedingungen dafür Sorge zu tragen, dass ausreichend Plätze zur Verfügung stehen.

Quellenverzeichnis:

Trägerwerk Soziale Dienste in Thüringen e.V.: Konzeption Kinder und Jugendheim „Am Friedensberg“ Jena.

Was ist moderne Heimerziehung heute?
Aus Sicht freier Träger der Jugendhilfe

DR. HANS-ULLRICH KRAUSE
Leiter des Kinderhauses Berlin Mark Brandenburg,
Vorsitzender der IGfH; Alice Salomon Hochschule Berlin/Uni Luxemburg;
Kronberger Kreis für dialogische Qualitätsentwicklung

Es ist durchaus sinnvoll, im zwanzigsten Jahr seit Einführung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes einen Blick auf das, was wir gemeinhin als Heimerziehung und sonstige betreute Wohnformen bezeichnen, zu werfen. Es ist umso nötiger angesichts der kritischen Diskurse um Heimerziehung der 50er und 60er-Jahre bzw. der berechtigten Vorwürfe ehemaliger Kinder und Jugendlicher in Heimen West wie Ost und der Ergebnisse der beiden Runden Tische.

Was kennzeichnet heutige Praxis, was sind aktuelle Theorien und Methoden, was macht Organisationen aus, in denen Kinder und Jugendliche, gegebenenfalls auch Eltern und Professionelle miteinander leben und was sind Kennzeichen für moderne – und vielleicht könnte man auch sagen: erfolgreiche Heimerziehung?

Bevor ich mich dem Thema zuwende, möchte ich zunächst auf drei Aspekte verweisen, welche sich auf die Entwicklungen in diesem Arbeitsfeld in den letzten Jahren und aktuell ganz allgemein auswirken.

1. Öffentliche Erziehung hat in den vergangen Jahren eine andere, eine höhere Bedeutung erlangt. Das sieht man am deutlichsten im Hinblick auf die Kindertagesstättenerziehung und das schlägt sich auch auf andere Formen öffentlicher Erziehung nieder.
2. Die Rechte der Bürgerinnen und Bürger, auch der Kundinnen und Kunden, wurden gestärkt. Das wirkt sich auch auf das Rechtsbewusstsein der von Hilfe Betroffenen aus.
3. Die Profession der Pädagoginnen und Pädagogen insgesamt hat sich in den letzten Jahren deutlich ausgeprägt und konturiert. Das vorhandene fachliche Wissen ist enorm erweitert. Die Profession kann heute klarer sagen, was sie tut, was sie kann und was sie nicht kann. (Eine kühne Behauptung.)

Diese drei ausgewählten Entwicklungen beeinflussen seit einiger Zeit auch die Heimerziehung und erzeugen Veränderungsimpulse und Veränderungsmöglichkeiten. Dem möchte ich im Folgenden nachgehen.

Zunächst ist zu konstatieren, dass es *die* Heimerziehung eigentlich nicht mehr gibt. Der § 34 SGB VIII umfasst heute Krisen- und Clearinggruppen mit sechs bis neun Plätzen, Innewohnende Gruppen mit vier bis sechs Kindern und Jugendlichen, die in Berlin häufigen WAB Gruppen mit vier bis sechs Plätzen und drei Erzieherinnen, die Regelgruppen mit acht bis zehn Kindern und Jugendlichen, BEW und WG-Betreuung, familienintegrative Wohnbetreuung, bei denen die Eltern mit ihren Kindern temporär oder auf Dauer mit

aufgenommen werden, oder auch die Erziehungsstellen mit ein bis zwei Kindern im Haushalt einer Familie.

Darüber hinaus sind die Wohnprojekte in aller Regel weit verstreut, sind in normalen Wohngegenden und Mietshäusern angesiedelt oder zumindest in autonomer Selbstverwaltung in einem Haupthaus untergebracht (Stichwort „Dezentralisierung").

Von Kinderheimen, wie wir sie noch vor Jahren beschreiben konnten, kann jedenfalls in den Ballungsräumen kaum mehr die Rede sein.

Auch in Bezug auf das Zusammenleben selbst finden sich unterschiedliche Formen, die sich auch in der Dienstgestaltung der Fachkräfte niederschlagen. Der normale Schichtdienst ist eher selten geworden. Vierundzwanzig Stunden Dienste, vier bis fünf Tage am Stück, innewohnend, mit Kindern im eigenen Haushalt – das alles ist möglich und auch im Hinblick auf den seit Jahren anhaltenden Trend des Aufeinanderzubewegens von Heimerziehung und Pflegekinderwesen von Bedeutung. Im Kulminationspunkt „Erziehungsstelle" ist der Übergang von Erziehung im privaten Kontext und professioneller, bezahlter pädagogischer Tätigkeit längst erfolgt. Das hatte im Übrigen auch deutliche Veränderungen im Pflegekinderwesen zur Folge – unabhängig davon, wo man den Anstoß zu diesen Entwicklungen sehen will – und zwar dahingehend, dass Pflegeeltern heute tendenziell nach professioneller Einbindung, Unterstützung, Ausgleich z.B. im Sinne von Auszeiten in Krisensituationen suchen und dies auch einfordern.

Verändert haben sich auch die Arbeitsansätze selbst. So ist, um ein Beispiel herauszugreifen, die so genannte Elternarbeit immanenter Bestandteil von Heimerziehung. Zwar gibt es noch immer so verstaubte Rituale wie Kontaktsperren zwischen Eltern und Kindern in der Eingewöhnungszeit der Kinder in ihren Wohngruppen, doch das ist inzwischen eher die Ausnahme. Heimerziehung bedeutet heute sogar (so wie eben erwähnt), dass Eltern gemeinsam mit ihren Kindern in die Einrichtung einziehen, um gemeinsam mit ihnen Programme zu entwickeln und umzusetzen, die die Familien dabei unterstützen, künftig ihre Geschicke besser in die eigenen Hände zu nehmen.

Wer also von Heimerziehung redet, muss zunächst erklären, was gemeint ist. Von sich aus erklärt sich der Begriff jedenfalls nicht mehr. Ein Umstand, der weder in der allgemeinen noch in der fachlichen Öffentlichkeit in angemessener Weise zur Kenntnis genommen wird.

Doch wenden wir uns nun einigen **aktuellen Veränderungen und Entwicklungen in der Heimerziehung** zu, um der Frage: „Was ist heute gute Heimerziehung?" näherzukommen. Ich habe **sechs Aspekte** herausgegriffen.

Wenn ich diese jetzt kurz erörtere, so meine ich damit nicht, dass in der breiten Heimerziehungslandschaft so etwas wie Standards entstanden seien, die einen Grad von Allgemeingültigkeit erreicht hätte, wie es der Begriff Standard implementiert, vielmehr möchte ich die nachfolgenden Kriterien als Entwicklungsanforderungen begreifen, die in den verschiedenen Trägern sehr unterschiedlich aufgegriffen und vorangebracht wurden.

1. Wir konstatieren eine deutliche Zunahme an Wissen im Arbeitsfeld – oder: Eine Teilprofession (HzE) konturiert sich neu.

Spätestens seit Beginn der Qualitätsdebatte und der heftiger werdenden Kritik an der Heimerziehung – sogar noch an der der achtziger Jahre – setzte eine deutliche Professionalisierung ein, und zwar nicht nur soweit, dass der Abschluss als staatlich anerkannte/r Erzieher/in bzw. Sozialpädagog/in heute inzwischen die Voraussetzung dafür ist, in einer Einrichtung tätig zu werden (daran wird gegenwärtig leider gerade wieder gedreht), sondern dass sich Fachkräfte und auf Modernisierung setzende Einrichtungen professionelle Weiterentwicklung durch Lernen auf die Fahnen geschrieben haben.

Schaut man sich die insbesondere in den letzten Jahren nachgefragten Qualifizierungen an, so stehen systemische Arbeitsansätze, Fallteamarbeit, Clearingmethoden, Konfliktmanagement, Familienaktivierung/Familienchoaching und derzeit Traumapädagogik ganz besonders hoch im Kurs.

Insbesondere im Hinblick auf Clearing und Einschätzung des Hilfebedarfs haben sich eine ganze Reihe neuer Methoden entwickelt und zum Teil auch fest etabliert. Genogrammarbeit, Zeitstrahl, Ressourcenkarte, sozialpädagogische Diagnoseverfahren, um nur einige zu nennen.

Man könnte also sagen, dass es in den letzten Jahren in all jenen Einrichtungen progressive Entwicklungen im Hinblick auf den Zugewinn professionellen Wissens gegeben hat, die sich an veränderten Maßstäben in Bezug auf gewinnbringende und erfolgreiche Arbeit im Sinne der Kinder, Jugendlichen und Familien orientieren.

2. Wir beobachten, dass sich professionelle Haltungen der Fachkräfte verändert haben – oder: Professionelle Haltungen als Arbeitsansätze und Erfolgsvoraussetzungen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang auf **sechs wesentliche Aspekte** hinweisen, die sämtlich schon immer eine Rolle spielten, die gegenwärtig jedoch in ihrer Bedeutung zentral sind und erhebliche Auswirkungen auf das Alltagsgeschehen, die pädagogische Praxis und die Organisationen haben, in denen das geschieht, was wir unter dem Begriff „Heimerziehung" zusammenfassen.

a) Veränderte Haltung zu Wissenserwerb (Rene Spitz)

Wie bereits erwähnt, zeichnen sich Veränderungen im Hinblick auf das professionelle Selbstverständnis der Akteure in der Praxis der Heimerziehung ab. Die Fachkräfte kommen heute besser ausgebildet in die Institutionen, es sammeln sich Personen mit unterschiedlichen fachlichen Bildungsgraden und Ausbildungsrichtungen, die jungen Fachkräfte verfügen nicht selten über ein Abitur und haben nicht vor, für alle Zeiten auf dem Ausbildungsniveau einer Erzieherin/eines Erziehers zu verharren.

Grundsatz: Mit einer veränderten Orientierung auf Qualifizierung steigen das Selbstbewusstsein der Mitarbeiterschaft und die Qualität der Arbeit, wenn die Institution für diese neuen Sichtweisen Raum gibt.

b) Demokratische Haltung als Grundvoraussetzung für erfolgreiche Arbeit in der Heimerziehung (John Deweu)

Grundsatz: Je stärker die Fachkräfte eine demokratische Grundhaltung entwickeln können, desto größer ist die Chance, dass die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen das Geschehen in der Hilfe als steuerbaren, bewussten Prozess erleben und sich aktiv daran beteiligen.

c) Respekt als Grundhaltung in der Begegnung (Janusz Korczak)

Grundsatz: Der respektvolle Umgang untereinander ermöglicht eine Begegnung der Fachkräfte und der Betreuten auf gleichberechtigtem und damit erst förderlichem Niveau. Respekt heißt hier auch, dass Kinder und Jugendliche der Verantwortung für ihren eigenen Entwicklungsweg nicht enthoben werden, sondern, dass sie als Akteure akzeptiert und unterstützt werden.

Und ein zweiter Grundsatz: Fachkräfte in Heimen sind erfolgreich, wenn sie den Kindern, Jugendlichen und Eltern auch als Bürgerinnen und Bürger gegenübertreten, die mit Rechten ausgestattet sind, und zwar mit den gleichen Rechten wie die Erzieherinnen und Erzieher auch.

d) Zuwendung und solidarische Hilfe (Emmi Pikler)

Grundsatz: Kinder, Jugendliche und Eltern haben, wenn sie zu uns kommen, in aller Regel einen langen Weg des Scheiterns, der Mutlosigkeit, der Trauer, der Angst, der Wut hinter sich. Sie mögen daran auch selbst Schuld tragen. Aber es ist eine Voraussetzung für gelingende Hilfe, dass die Fachkräfte ihnen dennoch mit mitmenschlicher Solidarität begegnen. Nur durch Zuwendung kann Zugang und Neubeginn erreicht werden. (Forschungsergebnisse von Jona Rosefeld)

e) Die Aneignung der Organisation und keine Angst vor Fehlern (Weick/Sutcliffe)

Grundsatz: Heimerziehung ist dann erfolgreich, wenn sowohl Fachkräfte als auch Kinder, Jugendliche und Eltern die Einrichtung, die Heimgruppe als „ihr Ding", ihre Organisation begreifen und gestalten. Nicht die Institution fordert Anpassung, sondern die Akteure passen die Institution ihren Bedürfnissen an. Und das geschieht in einem permanenten Interessensausgleich.

3. Wir bemerken, dass Beteiligung als kulturelle Voraussetzung für erfolgreiche Heimerziehung immer stärker akzeptiert wird – oder: Partizipation als zentraler Arbeitsansatz

Moderne Heimerziehung heißt vor allem, eine Kultur der Beteiligung zu gestalten. Konkret und praxisnah könnte man sagen:

Beteiligung in der Heimerziehung ist eine Grundvoraussetzung für gelingende Hilfen und zugleich eine Bedingung für die Entwicklung von entsprechenden Einrichtungen/Organisationen bzw. die Grundlage für die Abwehr negativer Handlungen auf Mädchen und Jungen.

Das heißt, es geht um Methoden und Strukturen, bei denen:

- Interessenwahrnehmung aller Beteiligten,
- Interessenausgleich,
- gemeinsame Sinnfindung,
- gemeinsame Strategieklärung,
- die Erzeugung einer allgemeinen Achtsamkeit sowie
- die Verankerung eines allgemeinen Rechtsbewusstseins

im Mittelpunkt stehen.

Mit anderen Worten: Wenn wir heute über moderne Heimerziehung sprechen, dann reden wir über Kulturen von Beteiligung, die maßgeblich zur Entwicklung der Heimerziehungsorganisationen sowie der Individuen beitragen. Daher erscheint es mir bisweilen sonderbar, wie in der Fachöffentlichkeit über dieses Thema gesprochen wird. Oder noch schärfer formuliert: Es geht hier nicht um ein „Kann" oder ein „Vielleicht", sondern um ein „Muss"! Darauf wird in der Arbeitsgruppe 1 detaillierter eingegangen.

4. Es ist deutlich geworden, dass Heimerziehung als Drehscheibe und Kopperationspartner fungieren muss – oder: ohne Partner läuft Heimerziehung ins Leere.

Die Zeiten, in denen ein Kinderheim davon ausgehen konnte, insbesondere dann erfolgreich zu sein, wenn es sich möglichst isoliert und fernab von all den Unwägbarkeiten der Großstadt auf sich selbst konzentrierte, war mit Sicherheit schon immer ein Irrtum, doch inzwischen gilt die Annahme, dass Selbstbezug und Isolation etwas bringen könnten, im weitesten Sinne als überholt.

Moderne Heimerziehung setzt hingegen nicht nur auf Offenheit, sondern noch mehr auf Kooperation, und zwar nicht nur im Hinblick auf das Jugendamt als staatlicher Auftraggeber und Klienten als private Auftraggeber, sondern auf eine allgemeine Kooperation als Haltung, als Struktur und als Arbeitsansatz, also auf Kooperation:

- mit anderen Trägern der Jugendhilfe,
- mit Schulen,
- mit Firmen und Ausbildungsstätten,
- mit Ehrenamtlichen,
- mit Gesundheit/Kitas,
- mit Forschungsstandorten.

Aufeinander zugehen bedeutet: In sich verkomplizierenden Gesellschaften scheint es immer wichtiger zu werden, Netzwerke im präventiven wie auch im Falle akuter Notlagen zu entwickeln und vorzuhalten. Gegenwärtig wird das insbesondere im Hinblick auf eine engere Verknüpfung von Kitabetreuung und HzE, von Gesundheit und HzE und Schule und HzE deutlich.

5. Die Erkenntnis, dass Evaluation als Erfolgsgarant unabdingbar ist, setzt sich durch – oder: Wie beobachten wir, was wir tun?

Moderne Heimerziehung beobachtet sich selbst und bittet andere darum, Wahrgenommenes zu spiegeln. Wie dieses Beobachten sinnvoll stattfinden kann, sei am Begriff „Evaluation" (ein Modewort) erläutert:

Evaluationen in der Praxis lassen sich zum einen als reines Abfragen von Sichten und Erfahrungen begreifen (also um so etwas wie „Fühlensfragen", etwa in der Art: Wie fanden Sie das? War das gut für Sie? Damit gelangt man schnell zu Ergebnissen, die allerdings kaum weiterführen.

Der andere heute gängige Evaluationsansatz orientiert sich an einem weiteren Modebegriff, den der Nachhaltigkeit. Hier geht es im Kern um den Erwerb von Kompetenzen, zum Beispiel den von Konfliktbewältigungsstrategien oder der Fähigkeit, soziale Netzwerke zu entwickeln, zu erhalten und zu nutzen. Konkret zielt hier Evaluation darauf, ob eine Organisation für die Betroffenen angemessene, kluge, sinnvolle Prozesse gestaltet, so dass diese die Kompetenzen erwerben und festigen können. Das stellt einen durchaus wichtigen Ansatz dar, das Handeln z.B. von Heimerziehung und deren Akteure zu beobachten und Schlüsse daraus zu ziehen.

Beide Ansätze nehmen jedoch nicht ausreichend zur Kenntnis, dass die von Hilfe Betroffenen selbst Akteure des Geschehens sind. Dabei spielen gerade die zwischenmenschlichen Faktoren eine zentrale Rolle. So kann ein und dasselbe Hilfeangebot unterschiedliche Ergebnisse hervorbringen, wenn es von zwei unterschiedlichen Fachkräften gestaltet wird. Ein bestimmtes Verfahren kann den Erfolg z.B. im Sinne des Kompetenzerwerbs einer Familie positiv stimulieren, ob es jedoch tatsächlich Wirksamkeit hinterlässt, bleibt abhängig von den Akteuren selbst. So kann ein Beratungsgespräch mit der/m einen Mitarbeiter/in durchaus Änderungswünsche bei den Betroffenen erzeugen, in einem anderen Gespräch mit einer/m anderen Mitarbeiter/in kann ganz das Gegenteil geschehen, obwohl sich Reihenfolge des Geschehens, Wortwahl, Raumgestaltung usw. im weitesten Sinne als identisch erweisen.

Die einzige Möglichkeit, dieser Komplexität zu begegnen, sehen wir vom Kronberger Kreis inzwischen in einer dialogisch gestalteten Evaluation. Dialogisch bedeutet ein gemeinsames kreatives Nachdenken über das was geschehen ist, was daraus folgt und wie wir das, was geschieht, verstehen. Dabei begegnen sich Betroffene und Professionelle auf Augenhöhe und denken gemeinsam nach. Nur in dieser Situation werden die meisten der Wirkfaktoren in eine Analyse z.B. der Lebenssituation einer Familie einfließen können. Das haben wir auch bei dem eben abgeschlossenen Projekt Sozialpädagogische Familiendiagnosen in Kinderschutzfällen genau untersucht und belegt, wie das auch im Bundesmodellprojekt „Aus Fehlern lernen – Management im Kinderschutz" sehr deutlich wurde.

6. Es zeigt sich, dass Individualität und Gemeinschaft nur als Tandem zu Erfolgen in der Heimerziehung führt – oder: Nur Individualität war gestern.

Heimerziehung verändert sich gerade im Hinblick auf das Verhältnis von individuellen und auf Gemeinschaft setzenden Arbeitsansätzen.

Nachdem in den achtziger und neunziger Jahren die Hilfen als individueller Anspruch gedacht und gestaltet wurden (das ist auch heute noch so und zwar zu Recht), zeichnet sich derzeit eine Neuentdeckung von förderlicher Gemeinschaft ab. Das wird nicht nur deutlich in gruppenpädagogischen Arbeitsansätzen, sondern auch in Konzepten, wie es z.B. Abenteuerpädagogik darstellt. Der Einzelne erlebt sich in der Gemeinschaft als soziales Wesen, lernt die Bedeutung von Solidarität und Zugehörigkeit neu kennen und begreift sich im besten Falle auch als Teil einer Gesamtheit, die Freiheit und Zusammengehörigkeit in gleicher Weise ermöglicht. Diese Wirkungen entstehen im Übrigen auch unter Bedeutungen aktiver Beteiligung und der damit im Zusammenhang stehenden Gestaltung von Gemeinschaften.

Resümierend könnte man zusammenfassen: Würden sich diese sechs Teilaspekte in den Organisationen der Hilfen zur Erziehung umsetzen, so dürften die Professionellen erfolgreicher arbeiten, wie auch die Betroffenen in aller Regel erfolgreich dabei sein würden, ihr Leben, ihre Geschicke sozusagen beim Schopfe zu packen und damit ein glückliches Leben auf den Weg zu bringen.

Aktuelle Herausforderungen

Einige Worte zu den gegenwärtigen Herausforderungen der Heimerziehung:

Ich unterteile diese in **allgemeine Probleme**, die auch außerhalb der Heimerziehung liegen, die diese aber massiv vor Herausforderungen stellen:

1. Integrationsverlust der Gesellschaft durch Wegfall geeigneter Arbeitsplätze und Rückgang der Akzeptanz komplizierter Lebensformen. Heimerziehung ist verstärkt aufgerufen, sich um Integration/Reintegration zu bemühen.

2. Krisen und Konflikte scheinen zuzunehmen. Oder anders: Familien können heute offenbar weniger Kompetenzen zur Konfliktbewältigung entwickeln, haben weniger Kraft, anstehende Schwierigkeiten zu bewältigen. Aber auch Institutionen wie Schulen und Kindergärten scheinen in Bezug auf ihre Konfliktfähigkeit tendenziell zu verlieren.

   Die Folgen sind u.a. Zunahmen an Inobhutnahmen und Krisenaufnahmen in den stationären Hilfen.

3. Kinder sind immer stärker in den Blick öffentlicher Diskurse geraten. Eine Ursache hierfür wird u.a. in der allgemeinen Bedeutungsverschiebung von Kindern als „Ressource“ und „rares Gut“ gesehen. In der Folge finden sich immer mehr Kinder, vor allem mehr jüngere Kinder, in den stationären Hilfen.

sowie **systemimmanente Probleme und Auswirkungen:**

1. Die Entscheidungen, welche Hilfe wann für wen als geeignet erscheint, werden nach wie vor allzu oft intuitiv getroffen. Daran haben auch die Einschätzungsraster z.B. bei Kinderschutzfällen nichts geändert.

2. Der Heimerziehung wird vorgeworfen, nur unzureichende Antworten auf besonders kompliziert handelnde Kinder und Jugendliche zu haben. Das zeigt sich vor allem in der Diskussion zum Thema „Geschlossene Unterbringung".

3. Es gibt deutliche Probleme durch unzureichende Kommunikation und Kooperation zwischen den Trägern der Jugendhilfe und mit anderen Partnern.

4. Es besteht ein fachliches Ungleichgewicht zwischen Einrichtungen und Jugendämtern.

5. Jugendliche und junge Erwachsene werden angesichts der aktuellen Diskurse, die sich auf Kinder richten, eher ausgeblendet – um nur einige Probleme zu nennen.

Das heißt, wir haben in der Heimerziehung eine Menge Veränderungen erzeugt, vieles hat sich zum Besseren gewandelt. Aber wir stehen auch vor einer Menge an Herausforderungen. Was bleibt übrig: Packen wir es an. Oder um es mit den Worten meines zweijährigen Enkels zu sagen: Schaffen wir das? Ja, wir schaffen das!

Diagnostik und Indikation
Wie kommen Kinder ins Heim?
Wie findet „man“ die richtige Einrichtung für das Kind?
Die Rolle der Jugendämter

DR. SUSANNE HEYNEN
Leiterin des Stadtjugendamtes Karlsruhe

1. Ausgangslage

In Karlsruhe, einer Stadt in Baden-Württemberg mit 300.800 Einwohnerinnen und Einwohnern, leben 13.789 Kinder und Jugendliche (4,58 Prozent der Gesamtbevölkerung) im Alter von sechs bis unter zwölf Jahren und 14.339 (4,77 Prozent) im Alter von zwölf bis unter 18 Jahren (Stand: 31.12.2010). Die Jugendhilfe ist durch eine gute Vernetzung und Kooperation der Träger gekennzeichnet. Innovative Angebote werden – oft auch träger- und fraktionsübergreifend – initiiert, beschlossen und aufgebaut, wie beispielsweise eine Notübernachtungsstelle für junge Erwachsene in freier Trägerschaft. Außerdem gibt es eine starke Vertretung von Kinder- und Familieninteressen durch das städtische Kinderbüro.

Abgesehen von einer relativ guten ökonomischen Situation zeichnet sich die Stadt im bundesweiten Benchmarking der Hilfen zur Erziehung beim Kennzahlenvergleich 2009 vor allem durch eine hohe Zahl von Trennungen und Scheidungen aus **(Abbildung 1)**.

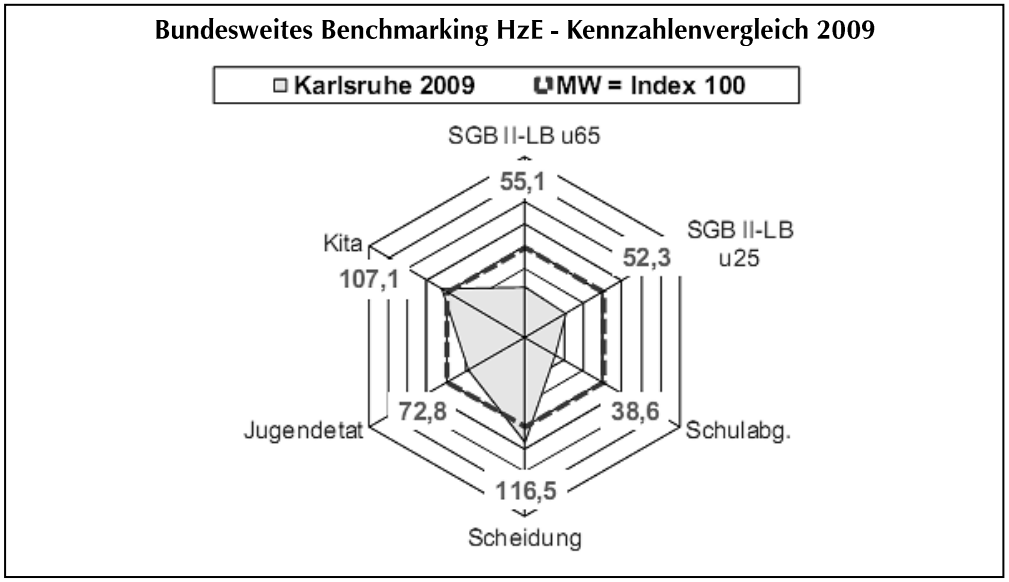


Abbildung 1 © Dr. Susanne Heynen

Die Bezirkssozialarbeit ist in einer eigenständigen Hauptabteilung in sieben Bezirksgruppen organisiert. 63 Fachkräfte teilen sich 49 Personalstellen. Jede Bezirksgruppe wird, abgesehen von der Gesamtleitung des Sozialen Dienstes, in Vollzeit geleitet. Verschiedene Zusatzdienste arbeiten eng mit dem Sozialen Dienst zusammen. Dazu gehören acht

Personalstellen für die Soziale Gruppenarbeit, eine wachsende Zahl von Fachleuten im Bereich Schulsozialarbeit und ein Heilpädagogischer Schülerhort. Beim Psychosozialen Dienst, einer Abteilung der städtischen Psychologischen Beratungsstelle, ist je eine halbe Stelle eines/einer Dipl.-Psychologen/-in jeder Bezirksgruppe zugeordnet. Kommunikation und Kooperation mit den Abteilungen der Hauptabteilung Jugendamt (z. B. Pflegekinderdienst, Wirtschaftliche Jugendhilfe, Vormundschaften) werden sowohl über die einzelnen Hilfen wie auch über themenbezogene Arbeitsgruppen und regelmäßige Konferenzen organisiert.

2. Wie kommen Kinder (und Jugendliche) ins Heim?

Kinder und Jugendliche kommen ins Heim, wenn eine Indikation für Hilfe zur Erziehung nach § 34 SGB VIII – Heimerziehung, sonstige betreute Wohnform – vorliegt. Heimerziehung ist immer dann angezeigt, wenn Kinder und Jugendliche nicht (mehr) oder noch nicht in ihrer Familie, in einer Adoptiv-/Pflegefamilie, Erziehungsstelle oder selbstständig leben können oder dürfen. Dies gilt für Kinder und Jugendliche, die als minderjährige Flüchtlinge nach Deutschland kommen, für Waisen und für junge Menschen, denen das Zusammenleben mit ihren Eltern nicht möglich ist, *„wenn eine dem Wohl des Kindes oder des Jugendlichen entsprechende Erziehung nicht gewährleistet ist und die Hilfe für seine Entwicklung geeignet und notwendig ist“* (§ 27 Abs. 1 SGB VIII). Dabei wird die Definition der Kindeswohlgefährdung von gesellschaftlichen Bedingungen beeinflusst. Diese führen beispielsweise dazu, dass in Einzelfällen Kinder gegen ihren Willen in Trennungs- und Scheidungsprozessen ihr familiäres und soziales Umfeld nach richterlichem Beschluss verlassen müssen, wenn sie den Umgang mit dem getrennt lebenden Elternteil ablehnen. Für einen Teil der Kinder und Jugendlichen schließt die stationäre Jugendhilfe an einen Aufenthalt in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie oder an eine vorhergehende Unterbringung im Heim an.

Die Indikation zur stationären Jugendhilfe steht mit verschiedenen Faktoren in einem Zusammenhang, die die Wahrscheinlichkeit einer Heimerziehung erhöhen. Dazu gehören **individuelle Bedingungen von Kindern und Jugendlichen**, wie:

- Alter: Säuglinge und Vorschulkinder wachsen mit größerer Wahrscheinlichkeit in Adoptiv- bzw. Pflegefamilien oder Erziehungsstellen auf als ältere Kinder, die eher ins Heim kommen.
- Gesundheitsstatus: So finden sich beispielsweise für Neugeborene und Kleinkinder mit Behinderungen, die in Babyklappen gelegt werden, nur selten Adoptivfamilien. Auch lassen sich Kinder mit Behinderungen oder einem hohen Erziehungsbedarf viel schwerer in Pflegefamilien vermitteln als gesunde Mädchen und Jungen.
- Geschlecht: Insgesamt erreichen Hilfen zur Erziehung bundesweit eher Jungen als Mädchen[1]. So waren in Karlsruhe im Jahr 2009 von 446 bearbeiteten Fällen nach § 34 SGB VIII 54 Prozent männlich und 46 Prozent weiblich. In Karlsruhe befanden sich zum Beispiel 2010 nur in zwei Hilfeformen mehr Mädchen: Betreutes Wohnen = 35 Mädchen und 16 Jungen, Erziehungsstelle = 16 Mädchen und 11 Jungen. In allen anderen Hilfeformen war die Verteilung umgekehrt.

[1] Vgl. DJI, 2009)

Zum Zweiten bestimmen **biografische Entwicklungen** wie Trennung und Scheidung der Eltern und die **sozioökonomische Lage** die Wahrscheinlichkeit einer stationären Jugendhilfe. Gesellschaftliche Erwartungen an die Erziehung von Kindern und Jugendlichen durch ihre Eltern und die Unterstützung durch öffentliche Institutionen prägen den Umgang mit Abweichungen von Normen wie einer gewaltfreien Erziehung. Gleichzeitig beeinflussen gesellschaftlichen Bedingungen den Zugang zu Ressourcen, die für das Leben mit Kindern relevant sind, wie z.B. das Elterngeld. Dabei steht die Familienform häufig im Zusammenhang mit geringen Teilhabemöglichkeiten und dem Bezug von Transferleistungen.

- Vor allem Kinder aus allein erziehenden und neu zusammengesetzten Familien wachsen außerfamiliär auf **(Abbildung 2)**. In Baden-Württemberg erhöht sich nach Angaben des Kommunalverbands für Jugend und Soziales (KVJS)[2] die Wahrscheinlichkeit von Minderjährigen, stationäre Jugendhilfe nach §§ 33, 34 SGB VIII (N= 12.400) zu erhalten mit den Faktor 20 bei Alleinerziehenden (1 von 37 Kindern) beziehungsweise um den Faktor 49 bei Stiefelternkonstellationen (1 von 15 Kindern) im Vergleich zu Kindern aus vollständigen Familien (1 von 750 Kindern). Zum Stichtag 31.12.2008 meldeten Jugendämter 343.000 Erziehungshilfen für minderjährige Kinder und ihre Familien. 46 Prozent dieser Hilfen erreichten einen allein erziehenden Elternteil und damit etwa jede zehnte allein erziehende Familie. So nahmen zu 56 Prozent Alleinerziehende stationäre Hilfen in Form von Vollzeitpflege und zu 52 Prozent ambulante Unterstützung durch Sozialpädagogische Familienhilfe in Anspruch[3].

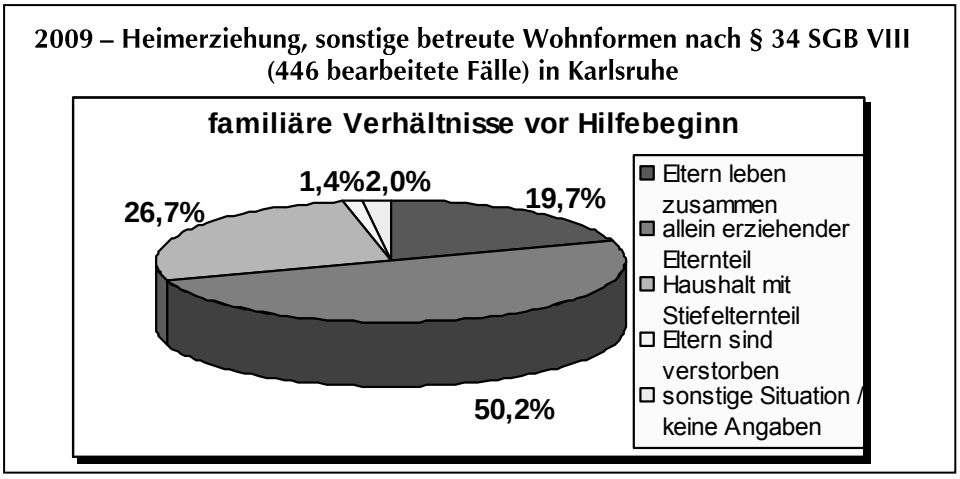


Abbildung 2 © Dr. Susanne Heynen

- Armut bildet einen weiteren Risikofaktor im Hinblick auf Heimerziehung. Aus der finanziellen Situation der Familien ergeben sich häufig belastende Lebensbedingungen, wie schlechte Wohnverhältnisse, eine ungesunde Ernährung, unzureichende Bewegungsangebote und fehlende gesellschaftliche Teilhabe – zum Beispiel in Form der Mitgliedschaft in Vereinen. Hiervon sind vor allem Arbeitslose und Eltern in prekären Beschäftigungsverhältnissen sowie allein erziehende Frauen

[2] s. Bürger, 2010

[3] Vgl. BMFSFJ 2009, s. auch DJI, 2009

betroffen (s.o.)[4], unter ihnen vor allem Alleinerziehende, die schon Transferleistungen wie zum Beispiel Hartz IV, Sozialgeld oder Sozialhilfe beziehen[5] **(Abbildung 3)**.

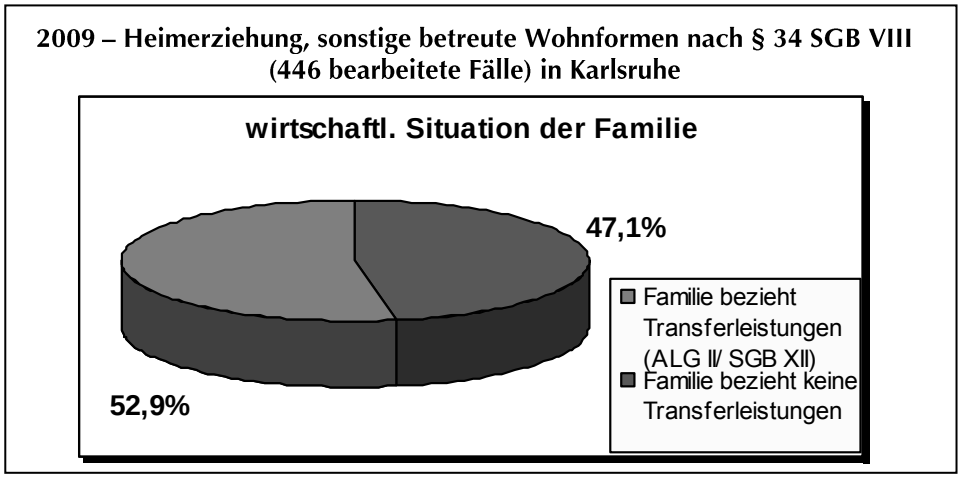


Abbildung 3 © Dr. Susanne Heynen

- Familiäre Belastungen können sich in Form von Gewalt innerhalb der Familie äußern. Im Jahr 2010 gingen beim Sozialen Dienst der Stadt Karlsruhe insgesamt 438 Meldungen wegen Verdacht auf Kindeswohlgefährdung ein. Dabei waren 615 Kinder und Jugendliche betroffen. 46 Prozent der Meldungen betrafen Kinder im Alter von null bis sechs Jahren. Bei 48 Prozent der Meldungen lag eine Kindeswohlgefährdung vor. Die häufigste Form der Kindeswohlgefährdung war die Vernachlässigung, gefolgt von häuslicher Gewalt, Kindesmisshandlung und sexueller Gewalt. Bei 170 Fällen, die aufgrund von Meldungen von Kindeswohlgefährdungen bekannt wurden, war es möglich und notwendig, Hilfen zur Erziehung einzuleiten oder Inobhutnahmen durchzuführen. In 36 Fällen wurden Eingriffe in das Elternrecht beim Familiengericht angeregt. In neun Fällen erfolgte eine Unterbringung nach § 34 SGB VIII.

Als Drittes ergeben sich Einflussfaktoren aus der **Verfügbarkeit und Qualität sozialer Infrastruktur**, damit Kinder und Jugendliche im Rahmen ihrer Familie unabhängig von den familiären Bedingungen gefördert und in ihrer Entwicklung begleitet werden können.

- Hierzu gehört das Bildungs- und Betreuungssystem mit dem Ausbau der Schulkindbetreuung und der Neugestaltung des Schulsystems sowie die Belastbarkeit pädagogischer Fachkräfte, ihre Fachlichkeit und Bereitschaft zur inklusiven Beschulung. Schulen haben – abhängig von den jeweiligen Bedingungen – Probleme, Mädchen und Jungen mit auffälligem Verhalten, destruktiver Konfliktbewältigung und psychischen Erkrankungen im Regelsystem zu halten.

---

[4] Frauen werden im Verhältnis zu Männern schlecht bezahlt. Sie sind tendenziell eher nicht sozialversicherungspflichtig und mit hohen Anforderungen an die Flexibilität beschäftigt. Das neue Unterhaltsrecht und Anforderungen an die Vereinbarkeit von Familie und Beruf belasten vor allem allein erziehende Mütter und ihre Kinder.

[5] Vgl. auch DJI, 2009

- Daneben ist von Bedeutung, wie ambulante und teilstationäre Hilfen ausgestaltet sind, welchen Stellenwert sie für die Jugendhilfepolitik haben, welche Initiativen Träger ergreifen und ob qualifiziertes Personal für die Arbeit gewonnen werden kann. In den letzten Jahren wurde die Jugendhilfe, zum Teil bis ins Bildungssystem und das Gesundheitswesen hinein, ausgebaut. Dazu gehören insgesamt die Erweiterung ambulanter und teilstationärer Hilfen, Schulsozialarbeit und die Frühen Hilfen.

3. Wie findet man die richtige Einrichtung für das Kind?

Die Frage danach, wie die richtige Einrichtung für Kinder und Jugendliche gefunden wird, zielt zum einen auf die Verfügbarkeit und Qualität stationärer Einrichtungen und zum anderen auf die Qualität von Hilfeplanungs- und Entscheidungsprozessen im Sozialen Dienst beziehungsweise im Jugendamt.

Im Hinblick auf die **Verfügbarkeit und Qualität stationärer Hilfen** spielt es eine Rolle, dass freie Träger auf Wirtschaftlichkeit achten müssen und zum Beispiel keine Plätze frei halten können, sie sich nicht nur an der Aufgabenerfüllung, fachlichen Standards und Rechtsgrundlagen sowie der Zufriedenheit der Jugendämter, der Kinder, Jugendlichen und Eltern ausrichten können, sondern auch die Zufriedenheit der Mitarbeitenden im Blick haben müssen. Arbeitsbedingungen, Belastungen oder gar Gefährdungen sowie die Einkommensmöglichkeiten spielen gleichermaßen eine Rolle bei der Aufnahme junger Menschen, aber auch der Beendigung der Hilfen.

Im Idealfall findet die fallzuständige Fachkraft des Allgemeinen Sozialen Dienstes die richtige Einrichtung auf der Grundlage hoher Professionalität und verlässlicher Unterstützung durch Team und Leitung im Rahmen eines qualitativ guten (ruhigen, planvollen) Diagnostik-, Hilfeplanungs- und Entscheidungsprozesses (**Hilfeplanverfahren**) mit genügend Zeit, vor dem Hintergrund einer ausreichenden Anzahl qualitativ guter stationärer Jugendhilfeeinrichtungen in der näheren Umgebung. Dies sind wichtige Voraussetzungen für eine gelingende Abstimmung mit den betroffenen Familienmitgliedern (Eltern, Kinder, Jugendliche) und für deren Beteiligung.

An vielen Punkten kann es, wie in anderen Berufen und Arbeitsbereichen auch, zu Qualitätseinbußen kommen. Im schwierigen Fällen sind folgende Szenarien möglich:

1. Der Mitarbeiter ist neu, noch nicht eingearbeitet, kennt beispielsweise die Infrastruktur in der Kommune nicht und ist zu unsicher, um Team oder Leitung um Unterstützung zu bitten.
2. Im Team gab es mehrfach Personalwechsel, die erfahrenen Fachleute sind nicht mehr da, krank oder resigniert.
3. Der Abstimmungsprozess mit den Familienmitgliedern beziehungsweise Personensorgeberechtigten gelingt nicht, weil diese ganz unterschiedliche Bedarfe erkennen und formulieren, ein Problem loswerden und delegieren wollen und der zuständige Sozialarbeiter Schwierigkeiten hat, sich auf die Lebenswelt der Familie einzustellen.

4. Der Fall wird nicht richtig verstanden.
5. Es entsteht eine akute Notlage, etwa bei Selbst- und Fremdgefährdung, den die Kinder- und Jugendpsychiatrie nicht bestätigt. Eine Hilfe wird plötzlich beendet (z. B. nach sexuellem Missbrauch), ohne dass rechtzeitig eine Alternative geplant werden kann. Es gibt einen spezifischen Hilfebedarf, etwa durch die Schwangerschaft einer sehr belasteten Jugendlichen, die schon mehrere Hilfen begonnen hat, welche aus unterschiedlichen Gründen beendet wurden. Die Jugendliche lehnt weitere stationäre Hilfen ab.
6. Die als passend gefundene Einrichtung (positive Kooperationserfahrungen mit pädagogischen Fachkräften, Bereichs- und Einrichtungsleitungen, differenziertes fachliches/therapeutisches Angebot, Schule für Erziehungshilfe ...) hat eine Warteliste. Auch die zweite Wahl hat keinen Platz. Auslandsjugendhilfen kommen nicht in Frage. Die Einrichtung hat keine Betriebserlaubnis, keine Leistungs- und Entgeltvereinbarung.
7. Es findet sich nur eine Einrichtung in einem anderen Bundesland, zu der bisher kein Kontakt besteht. Der Weg ist so weit, dass der gewünschte Kontakt zu Freunden und Eltern erschwert ist beziehungsweise nicht stattfinden kann. Für den Sozialen Dienst kommt hinzu, dass er für die Hilfeplanung einen hohen Zeitaufwand kalkulieren muss. Das Wunsch- und Wahlrecht nach § 5 SGB VIII ist eingeschränkt.

Jugendämter arbeiten kontinuierlich an Strategien zur Erhöhung der Qualität von Hilfeplanungs-/Entscheidungsprozessen. In Karlsruhe gehören hierzu folgende Ansätze der Qualitätsentwicklung:

Information
Voraussetzung für eine gute Hilfeplanung ist die Kenntnis über die unterschiedlichen stationären Angebote. Neben den Leistungs- und Entgeltvereinbarungen bietet der Heimkontaktausschuss Informationen. Träger stellen sich regelmäßig den Vertreterinnen und Vertretern der Bezirksgruppen des Sozialen Dienstes vor. Bei der für die Organisation verantwortlichen Mitarbeiterin können Informationen und Materialien erfragt werden. Daneben gibt es Gremien wie den Arbeitskreis § 35a SGB VIII, den Arbeitskreis § 78a-g SGB VIII und das Gemeindepsychiatrische Forum, die zu einem guten Informationsfluss beitragen.

Qualifizierung der Fachkräfte
In Karlsruhe gibt es sowohl Einführungsveranstaltungen für neue Mitarbeitende als auch stadteigene Qualifizierungsseminare für Führungskräfte. Trotz eines eingeschränkten Fortbildungsetats wird die Teilnahme an Veranstaltungen anderer Träger weitgehend unterstützt. Vor allem über das Kinderbüro und die Psychologische Beratungsstelle ist es möglich, interdisziplinäre und institutionenübergreifende Veranstaltungen, Fortbildungen und Tagungen vor Ort zu organisieren. Eine große Bedeutung kommt auch der Beteiligung an bundesweiten Projekten zu (z. B. an dem Bundesmodellprojekt „Aus Fehlern lernen - Qualitätsmanagement im Kinderschutz"). Neben der fachlichen Weiterentwicklung werden hierdurch weitere Begegnungsmöglichkeiten für Fachleute verschiedener Träger geschaffen und eine vertrauensvolle Zusammenarbeit gefördert.

Interdisziplinäres Fallverstehen
Neben Teambesprechungen, kollegialer Beratung und Unterstützung durch die Führungskräfte werden Rückmeldungen aus dem Beschwerdemanagement und der Rufbereitschaft außerhalb der regulären Arbeitszeiten genutzt, um Möglichkeiten und Grenzen von Hilfen zu reflektieren. In Einzelfällen sind auch interdisziplinäre Fallbetrachtungen nach Ablauf der Hilfe und Reflexion der Zusammenarbeit möglich. Dabei kann der Soziale Dienst in Einzelfällen auf die Unterstützung des oben genannten Psychosozialen Dienstes[6] zurückgreifen. Im Rahmen der psychosozialen Diagnostik übernehmen Psychologen und Psychologinnen Aufgaben zum besseren Verständnis der Familiensituation, Anamnese und Problembeschreibung. Ihre Einschätzung der familiären Fähigkeiten und Ressourcen ist ein wichtiger Baustein in Bezug auf die weitere Hilfeplanung.

Beteiligungskompetenz
Relevante Studien zeigen die hohe Bedeutung, die der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen sowie ihren Eltern zukommt. Aus diesem Grund bietet die Stadt Karlsruhe eine dreitägige Veranstaltung an zum Thema „Mit Kindern sprechen". Aus dem oben genannten Projekt „Aus Fehlern lernen" ergaben sich verschiedene Anregungen, um die Beteiligungskompetenz der Fachleute und das Bewusstsein für die Beteiligungsrechte der Familien zu stärken. Zum einen wurden in einem Qualifizierungsprojekt „Beteiligung im Kinderschutz" Empfehlungen für die Verbesserung der Partizipation herausgearbeitet[7].

Außerdem wird Wert darauf gelegt, Kinder, Jugendliche und Eltern beziehungsweise andere Bezugspersonen umfassend über die Angebote der Jugendhilfe zu informieren. Zu den Methoden gehören nicht nur Faltblätter und Broschüren, sondern auch die regelmäßige Überarbeitung des Internetauftritts, kontinuierliche Pressearbeit und Ausstellungen im Rathaus West, dem Sitz der Sozial- und Jugendbehörde. So wurde am 3. Mai 2011 eine Broschüre mit dem Titel „Deine Rechte in der Jugendhilfe", begleitet durch eine Ausstellung mit Plakaten, vorgestellt. Diese wird vorrangig über den Sozialen Dienst verteilt. Die Plakate werden an zentralen Stellen aufgehängt, um Familien und Fachleute an die Bedeutung von Kinderrechten auch in der Jugendhilfe zu erinnern **(Abbildung 4)**.

Abbildung 4 © Dr. Susanne Heynen

[6] www.karlsruhe.de/fb4/einrichtungen/psychosozdienst/zusammenarbeit.de

[7] s. etwa die Folien des Workshops 3 „Selbstwirksamkeit und Beteiligung" der Tagung „Mach' mal!" des Psychologischen Dienstes: http://www.karlsruhe.de/b3/soziales/einrichtungen/psd/machmal/dokumentation

Bewältigung akuter Notlagen
Um Krisen abfangen zu können, die durch einen akuten Hilfebedarf entstehen, wurde eine Arbeitsform mit dem Titel „Nichts ist unmöglich“ (NIU) ins Leben gerufen. Vertreterinnen und Vertreter von Trägern der freien Jugendhilfe und Beratungsstellen, aus dem Gesundheitswesen wie der Kinder- und Jugendpsychiatrie sowie Abteilungen des Jugendamtes wie der Jugendgerichtshilfe oder des Pflegekinderdienstes überlegen zusammen mit dem Sozialen Dienst, welche Angebote den Hilfesuchenden unter schwierigen Bedingungen gemacht werden können. Eine Kooperationsvereinbarung zwischen Kinder- und Jugendpsychiatrie und Sozialem Dienst trägt zu einer Verbesserung der Praxis bei. Diese regelt nicht nur die Zusammenarbeit der Fallzuständigen in Einzelfällen, sondern sie umfasst auch die Initiierung eines erweiterten Beratungsteams bei unterschiedlichen Einschätzungen sowie ein- bis zweimal jährlich stattfindende Qualitätszirkel zur Reflexion von Fallverläufen, Weiterentwicklung der Zusammenarbeit und Intensivierung der Kenntnisse über die andere Institution.

4. Ausblick

Trotz aller Bemühungen bleibt die Hilfeplanung ein offener Prozess, in dem sich Kinder, Jugendliche und Eltern ihren Eigensinn bewahren, in dem Träger an ihre Grenzen stoßen und Erwartungen nicht erfüllt werden. Die Beteiligung der Betroffenen ist dabei ein wichtiger Erfolgsfaktor für gelingende Hilfe. ‚Steuerungsideen’ von Beratungskräften sind wirkungslos, wenn sie nicht mit denen der Betroffenen korrespondieren. Familiäre Entwicklungen oder Krisen in einer Einrichtung können eine ursprüngliche Planung in Frage stellen und zu einer vorzeitigen Beendigung der Hilfe führen. Dies betrifft insbesondere die Stationären Hilfen.

2009 wurden in Karlsruhe von 214 beendeten Hilfen nach § 34 SGB VIII 43,8 Prozent gemäß Hilfeplan beendet. Bei 43,1 Prozent kam es zu einer Beendigung abweichend vom Hilfeplan, davon durch den jungen Mensch oder seine Familie zu 87,0 Prozent und durch die Einrichtung zu 13,0 Prozent. 13,1 Prozent wurden aufgrund sonstiger Gründe beendet **(Abbildung 5)**.

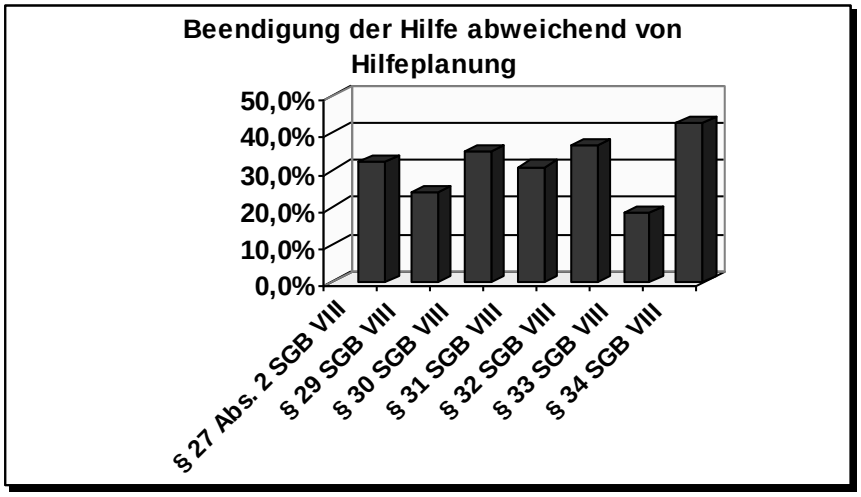


Abbildung 5 © Dr. Susanne Heynen

Damit entspricht Karlsruhe dem bundesweiten Trend[8].

Weitere Verbesserungen der Situation junger Menschen liegen unter Umständen in einer Entlastung von Familien, insbesondere von allein erziehenden und neu zusammengesetzten Familien sowie in einem Ausbau kommunaler Infrastruktur.

Eine kontinuierliche Reflexion der Hilfeplanprozesse kann dazu beitragen, mit Sorgfalt und Achtung vor den Bedürfnissen der einzelnen Familienmitglieder Hilfen anzuregen und zu entwickeln. Dabei kommt der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen eine große Bedeutung zu. Um den Gedanken der Partizipation in der Alltagsarbeit wach zu halten, müssen kontinuierlich entsprechende Fortbildungen angeboten und Partizipationsbestrebungen explizit gefördert werden[9]. Bei Neuverhandlungen von Leistungsvereinbarungen mit Jugendhilfeträgern ist in Karlsruhe geplant, Beteiligungsmöglichkeiten (z. B. durch Vorbereitung von Kindern und Jugendlichen auf Hilfeplangespräche, Hinweise auf Beschwerdemöglichkeiten, Beteiligungsgremien) schriftlich zu fixieren **(Abbildung 6)**.

Abbildung 5 © Dr. Susanne Heynen

Neue Entwicklungen werden sich auch aus der Reform des Vormundschaftsrechts und dem Bundeskinderschutzgesetz ergeben, die sowohl die Zusammenarbeit zwischen öffentlichen und freien Trägern der Jugendhilfe als auch die Zusammenarbeit mit den Kindern, Jugendlichen und Eltern betreffen werden.

[8] Statistisches Bundesamt, 2011

[9] z. B http://karlsruhebeteiligt.wordpress.com/.

Literatur

BMFSFJ (Hrsg.). (2009). *Alleinerziehende: Lebens- und Arbeitssituation sowie Lebenspläne. Ergebnisse einer Repräsentativumfrage im Herbst*. Berlin.

Bürger, U. (2010). Armut und Familienstrukturen in den Herkunftsfamilien der AdressatInnen erzieherischer Hilfen. *Forum Erziehungshilfen, 5*, 266-271.

Deutsches Jugendinstitut DJI (2009 (Hrsg.). *Thema 2009/10: Hilflos und überfordert? Wenn Erziehung scheitert und Kinder ins Heim kommen*. München.

Statistisches Bundesamt (2011). *Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe*. Wiesbaden.

Die Broschüre „Deine Rechte in der Jugendhilfe“ kann mit Eindruck der eigenen Adresse gegen die Bezahlung der Druckkosten bestellt werden. Sie ist zu bekommen über das Kinderbüro der Stadt Karlsruhe
Kaiserstr. 99
76133 Karlsruhe
Tel.: 0721 133 5111
E-Mail: kinderbuero@sjb.karlsruhe.de

Diagnostik und Indikation
Wie kommen die Kinder ins Heim?
Wie findet „man“ die richtige Einrichtung für das Kind?
Die Rolle der freien Träger

GEORG-FRIEDRICH BECKER
Pädagogische Leitung, Evangelische Jugendhilfe Münsterland, Steinfurt

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich möchte Ihnen heute aus zwei Blickwinkeln zu der Frage: „Wie kommen Kinder ins Heim?“ aus der Praxis unserer Einrichtung, der Evangelischen Jugendhilfe Münsterland, berichten. Zum einen werde ich Ihnen unsere Einrichtungen und Methoden zum Thema Diagnostik und Indikation vorstellen. Zum anderen werde ich kurz beschreiben, wie wir als aufnehmende Einrichtung mit einzelne Kinder betreffenden Anfragen umgehen.

1. Einleitung

Als ich zum ersten Mal von dem Thema der heutigen Tagung hörte, war ich zunächst etwas überrascht. Zum einen, weil insbesondere in der Jugendhilfe heutzutage Einrichtungen, in denen Kinder außerhalb ihrer Familie untergebracht werden, in der Regel nicht mehr als Heime beschrieben werden, zum anderen, weil das Interesse der Fachöffentlichkeit nach wie vor stark auf die Vermeidung von Fremdunterbringung und weniger auf deren Qualifizierung ausgerichtet ist.

Nun muss man allerdings zugestehen, dass einerseits die Alternativen zum Begriff „Heim“ nur bedingt geeignet sind, das Image dieser Maßnahmeform aufzuwerten. „Fremdunterbringung“ oder „stationäre Erziehungshilfe“ sind Begriffe, die zwar fachlich korrekt, aber wenig geeignet sind, ein positives, förderndes Ambiente für Kinder und Jugendliche zu assoziieren.

Andererseits müssen wir konstatieren, dass trotz aller Anstrengungen, „Heimerziehung“ zu vermeiden, die Unterbringungszahlen seit einiger Zeit wieder stärker ansteigen.

So ergeben sich also mindestens zwei gewichtige Gründe, die stationäre Erziehungshilfe neu in den Blick zu nehmen:

1. Stationäre Erziehungshilfe hat sich so stark gewandelt, dass neu auf ihre Inhalte, Rahmenbedingungen und Zugänge geschaut werden sollte.
2. Wenn stationäre Plätze offensichtlich nicht absehbar abgebaut werden können, gilt die Verpflichtung, diese Maßnahmeform zu qualifizieren, mit besonderem Nachdruck.

2. Inobhutnahme und Diagnostik

Seit circa 15 Jahren beschäftigen wir uns zunehmend intensiv mit diagnostischen Möglichkeiten und Methoden im Rahmen der Jugendhilfe. Der Grund dafür ist, dass wir schon sehr lange die Inobhutnahme für den gesamtem Kreis Steinfurt durchführen, dass wir aktuell weit mehr als 300 Kinder und Jugendliche pro Jahr in Obhut nehmen und mit ihnen auf der Basis einer entsprechenden Diagnostik eine Perspektive erarbeiten.

Für alle in Obhut genommenen Kinder ist, wenn auch sehr unterschiedlich, die Klärung ihrer Situation und die Entwicklung einer angemessenen Perspektive das zentrale Thema in der Kinder- und Jugendschutzstelle.

Obwohl fast die Hälfte aller Kinder zu ihrer Herkunftsfamilie zurückkehren können, bedarf es auch in diesen Fällen einer angemessenen Klärung (also im weitesten Sinne Diagnostik), bevor eine Rückkehr möglich wird.

Im Rahmen der Inobhutnahme setzen wir in der Kinder- und Jugendschutzstelle eine Kurzdiagnostik ein, die je nach Bedarf folgende Elemente enthalten kann:

1. Lebensstrahl,
2. Genogramm,
3. Familienbrett,
4. Zwölf Fragen (selbst entwickelt),
5. Satzergänzung (je für Mädchen oder Jungen),
6. Lebenslauffragebogen (selbst entwickelt),
7. Soziales Atom (selten),
8. Pro-/Contra-Liste (als Entscheidungshilfe bei verschiedenen Perspektiven).

Kinder- und Jugendschutzstellen bieten also einen Raum zur „neutralen Klärung". D.h., dass gemeinsam mit einem Kind/Jugendlichen eine Diagnose und Klärung durchgeführt werden kann, ohne dass dem Kind zugleich eine längerfristige Lebensperspektive an dem Ort geboten wird, an dem es sich in dieser Phase befindet.

Schutzstellen sind allerdings auf Kurzfristigkeit ausgelegt und stellen durch ihre besonderen Gegebenheiten bei längerem Aufenthalt für die betroffenen Kinder eine erhebliche Belastung dar. Im Rahmen der Inobhutnahme wurde jedoch immer wieder deutlich, dass einige Krisensituationen nicht kurzfristig (binnen weniger Tage) geklärt werden konnten.

3. Diagnose/Klärung

Die Evangelische Jugendhilfe Münsterland hat deshalb inzwischen insgesamt fünf Klärungs- und Diagnosegruppen eingerichtet **(Abbildung 1)**. Durch diese Gruppe wird eine intensive Diagnose und Perspektiventwicklung ermöglicht.

Sie bieten einen adäquaten Rahmen, um mit Kindern und Jugendlichen diagnostisch und zum Thema ihrer individuellen Perspektive zu arbeiten. Auch in diesem Zusammenhang spielt der Begriff des „neutralen Ortes“ eine wesentliche Rolle. Alle diese Gruppen bieten so lange eine Unterbringungsmöglichkeit für die betreffenden Kinder an, bis entweder eine Reintegration erfolgreich abgeschlossen wurde oder eine andere geeignete langfristige Perspektive gefunden wurde. Durch diese begrenzte Unterbringungsdauer wird eine Konkurrenz zwischen Familie und Diagnosegruppe grundsätzlich ausgeschlossen.

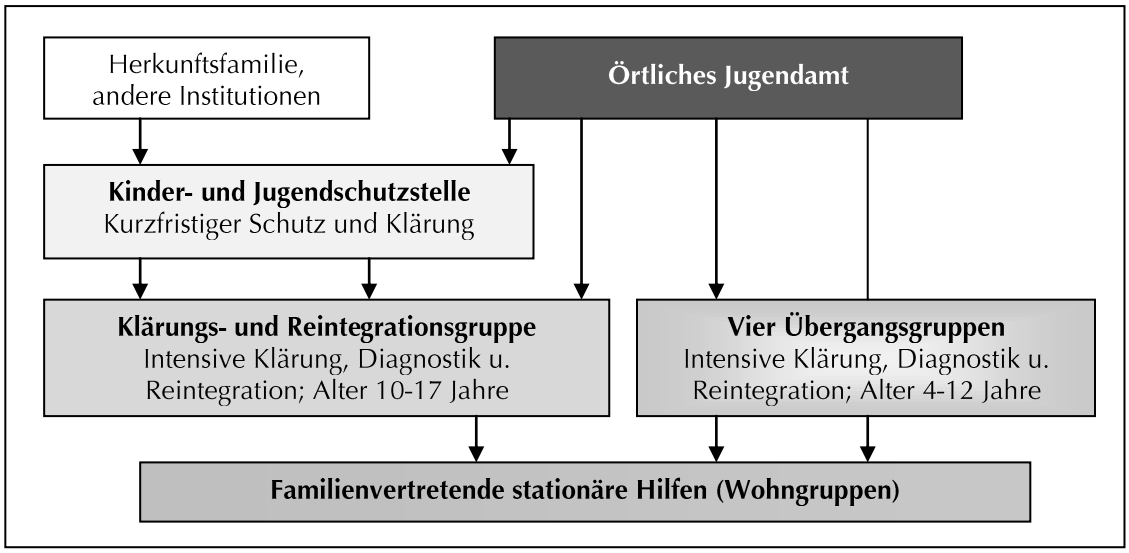


Abbildung 1 © Georg-Friedrich Becker

Wie die Graphik zeigt, können alle Gruppen auch direkt in Anspruch genommen werden. Die beiden Gruppenformen unterscheiden sich wesentlich durch die Altersgruppe und durch die vorgesehene Dauer des Aufenthalts. Selbstverständlich können Kinder aus allen Angeboten direkt in ihre Familie zurückkehren.

Unsere Diagnostik enthält regelmäßig folgende Bestandteile:

- Sozialpädagogische Diagnostik,
- Familiendiagnostik,
- Psychologische Diagnostik.

3.1 Sozialpädagogische Diagnostik

Die sozialpädagogische Diagnostik ist in der Regel der erste Klärungsansatz im Einzelfall. Wir unterscheiden dabei zwischen Kurzdiagnostik, die im Rahmen der Inobhutnahme durchgeführt wird, und der umfangreichen sozialpädagogischen Diagnostik, die in den Klärungs- und Diagnosegruppen gemeinsam mit den Kindern/Jugendlichen und ihren Eltern erarbeitet wird.

Neben den für die Kurzdiagnostik beschriebenen Methoden werden

- Auftrags-, Kontext-, und Problemanalyse,

- Das Erstinterview und der Lebenslauf,
- Netzwerkdiagnostik (Netzwerkkarte),
- Sozialpädagogische Diagnosetabelle,
- Das Erziehungsstil – Inventar

eingesetzt.

Die sozialpädagogische Diagnostik wird durch eine umfangreiche Familiendiagnostik vervollständigt.

3.2 Familiendiagnostik

Die Familiendiagnostik kann auch als ein Teil der sozialpädagogischen Diagnostik beschrieben werden. Sie ist allerdings bei uns ein so eigenständiges Verfahren, dass ich sie hier gesondert beschreibe.

Die Familiendiagnostik beginnt direkt mit der Aufnahme eines Kindes in eine Klärungs- oder Diagnosegruppe. Ein Familienberater hat wöchentliche Beratungstermine mit den Eltern des betreffenden Kindes.

Zentrale Fragestellungen sind dabei die Erfassung der Problemkonstellation und die Eruierung der Chancen und Ressourcen für eine Rückführung des Kindes in die Familie.

Eingesetzt werden folgende diagnostische Methoden:

- Genogramm (Standard),
- Familienbrett (Standard),
- Netzwerkkarten (verschiedene),
- Fragebogen (Bayerisches Landesjugendamt),
- ESI (Erinnertes Erziehungsverhalten der Eltern).

3.3 Psychologische Diagnostik

Psychologische Diagnostik kommt dann zum Einsatz, wenn auf Grund besonders komplexer Problemlagen nach einer sozialpädagogischen Diagnostik noch kein klares Bild entstanden ist und zu den Themenbereichen:

- psychische Entwicklung des Kindes,
- emotionale Befindlichkeit und
- Eltern/Kind-Beziehung

Fragen offen geblieben sind.

Zunehmende Bedeutung gewinnt auch das Thema der psychischen Belastung oder auch Erkrankung der Eltern, das in seiner Bedeutung durch eine psychologische Fachkraft eingeschätzt werden kann.

Folgende Instrumente kommen im Rahmen der psychologischen Diagnostik zur Anwendung:

- Verschiedene altersangemessene, entwicklungspsychologische und Intelligenztests,
- Tests zur emotionalen Befindlichkeit,
- Persönlichkeitstests,
- Fragebögen zur Eltern/Kind-Beziehung,
- Interview,
- „Familie in Tieren“,
- Interaktionsbeobachtung.

Alle Ergebnisse werden im Rahmen einer, oft auch mehrerer interner Fallbesprechungen zusammengetragen und es wird eine gemeinsame Empfehlung erarbeitet.

Dieser Prozess ist oft mühsam, da die Mitarbeiter der Gruppe eher das Kind parteilich vertreten, während sich die Familienberater eher auf die Eltern orientieren. Das Verfahren ist aber bewusst so angelegt, damit beide Standpunkte ihr eigenes Gewicht haben.

Das Ergebnis dieses Prozesses wird dem Jugendamt in Berichtsform zugesandt. Nach Vorliegen des Berichts wird zeitnah ein Hilfeplangespräch durchgeführt mit der Zielsetzung, eine konkrete Perspektive für das Kind zu vereinbaren.

4. Reintegration

Hauptziel aller Gespräche und Maßnahmen im Rahmen der Inobhutnahme und Klärung ist es, die Chancen einer Reintegration des Kindes in die Familie auszuloten und diese soweit möglich umzusetzen. Im gesamten Klärungsprozess wird intensiv mit den Eltern zu dieser Frage gearbeitet.

Ergibt die Diagnostik, dass ausreichende Ressourcen beim Kind und bei den Eltern/der Familie für eine Reintegration vorhanden sind, so wird diese aus der Diagnosegruppe heraus erarbeitet und umgesetzt.

5. Fremdunterbringung

Wenn die umfangreiche Klärung ergibt, dass eine Fremdunterbringung notwendig ist, wird die Umsetzung dieser Perspektive zeitnah angestrebt.

In der Auseinandersetzung mit unserer diagnostischen Praxis ist deutlich geworden, dass der Schwerpunkt klar auf der Fragestellung zur Reintegration liegt, aber auch im Falle einer notwendigen Fremdunterbringung können insbesondere durch die psychologische Diagnostik recht präzise Aussagen zur angemessenen Perspektive gemacht werden.

Im Rahmen einer Bachelorarbeit wurde untersucht, inwieweit die Empfehlungen unserer Einrichtung aus Sicht des zuständigen Jugendamtes angemessen und erfolgreich waren,

und zwar bezogen auf Kinder, die unsere Einrichtung mindestens zwei Jahre zuvor verlassen hatten. Die kleine Untersuchung erbrachte ein ausgesprochen gutes Ergebnis.

6. Aufnahmeverfahren

Demgegenüber beschreiben unsere Mitarbeiter, die zentral für die Bearbeitung von Anfragen zuständig sind, dass Anfragen von außen relativ präzise in der Beschreibung des einzelnen Kindes sind. Hinsichtlich der geeigneten Betreuungsform bleiben sie aber eher undifferenziert. So ist es in der Regel unsere Aufgabe, die angemessene Gruppe bzw. Betreuungsform für das angefragte Kind zu finden und vorzuschlagen.

Dies ist durchaus sinnvoll, da unsere Mitarbeiter natürlich sehr genaue Kenntnisse zu den einzelnen Wohngruppen und ihrer inhaltlichen Ausgestaltung haben.

Auch an dieser Stelle hat das dialogische Prinzip besondere Bedeutung. Im intensiven Austausch mit der anfragenden Stelle wird die Indikation konkretisiert und mit den jeweiligen Angeboten abgeglichen, um eine erste Eingrenzung vornehmen zu können. Danach entwickelt unsere zuständige Fachkraft Vorschläge in Bezug auf entsprechende Wohngruppen, die Plätze anbieten können.

Erschwert wird die Suche nach dem geeigneten Platz dadurch, dass es bei der zurzeit sehr intensiven Anfragesituation oft nur um die Frage geht, ob überhaupt Plätze in der Einrichtung frei sind, zumal die Einrichtungen auf Grund des wachsenden wirtschaftlichen Drucks ihre Gruppen optimal auslasten müssen.

Positiv kann dazu erwähnt werden, dass wir als Einrichtung seit einigen Jahren die Möglichkeit haben, in Regelwohngruppen so genannte Intensivsätze umzusetzen. Dadurch können wir oft sehr individuell und angemessen auf Bedarfe reagieren, die erst nach der Aufnahme deutlich werden, ohne dem Kind/Jugendlichen einen erneuten Wechsel zumuten zu müssen.

7. Ausblick

Angesichts der zunehmenden Komplexität individueller Problemlagen von Kindern und Familien einerseits und der sehr stark ausdifferenzierten Angebote im Bereich der stationären Jugendhilfe andererseits scheint eine detaillierte Diagnostik im Vorfeld einer längerfristigen stationären Maßnahme unverzichtbar.

Auch unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten sollte durch gute diagnostische Vorbereitung eine sehr präzise Auswahl der jeweiligen Betreuungsform ermöglicht werden.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Prozess- und Strukturqualität: Was passiert im Heim? Alltag im Heim, Elternarbeit, Beteiligung der Kinder, pädagogische Konzepte, Fachkräfte …

DR. PETER BÜTTNER
Geschäftsführer, Projekt PETRA, Schlüchtern

1. Die hohe Varianz der Organisationsform „Heim"

Gleich zu Beginn unseres Themas stößt man auf ein Problem, nämlich auf die große Varianz der Organisationsform „Heim". Es ist auf den ersten Blick plausibel, dass, je nachdem, in welchem Setting sich Heimerziehung niederschlägt, andere organisatorische Bedingungen herrschen und jeweils andere Strukturprobleme auftreten.

„*Die*" Heimerziehung gibt es schon lange nicht mehr. Seit etwa 25 Jahren verzeichnen wir eine wachsende Ausdifferenzierung der Angebotsformen stationärer Unterbringung: Kleinstheime, dezentrale Einrichtungen, autonome Wohngruppen, Kinderdörfer, große Heime, therapeutische Einrichtungen usw. Trotz dieser Varianz gibt es gemeinsame Elemente der Heimerziehung und Strukturelemente, die für alle gelten, wenngleich bei einer näheren Betrachtungsweise unter Umständen die Gewichte je nach Setting noch einmal genauer zu betrachten sind.

2. Das Heim als Zuhause – Das Heim als professionelle Organisation

Es stellt ein Alleinstellungsmerkmal von institutioneller stationärer Unterbringung dar, dass ein Doppelauftrag besteht: Auf der einen Seite muss man einen Lebensort, ein „Zuhause" organisieren, auf der anderen Seite ist das Heim eine professionelle Organisation.

2.1 Das Heim als Zuhause

Kinder, die über einen mittelfristigen Zeitraum untergebracht werden, brauchen einen lebbaren Ort. Die von Herrn Schrapper beschriebene Gegenüberstellung des Heimes als lebbarer Ort oder als pädagogisches Krankenhaus stellt für mich keine Polarisierung dar. Das Problem besteht vielmehr darin, dass wir beides einlösen müssen.

Ein „Zuhause" verbindet sich für uns mit Begriffen wie Wärme, Verlässlichkeit, Konstanz, Vertrauen, Emotionalität. Das muss das Heim den Kindern bieten können. Das Heim ist aber auch eine professionelle Organisation, unterschiedlich in seinem Aufbau und seiner Struktur. Dieser Begriff verbindet sich mit den Termini „Zielorientierung", „Einzelfallorientierung", mit Schichtdienst, Professionalität, Interdisziplinarität, mit Dokumentation, Akten, Besprechungen usw.

Bei Betrachtung dieser beiden Aufträge leuchtet ein, dass hier zumindest ein Spannungsverhältnis besteht, wenn nicht gar in bestimmten Bereichen eine Aporie, ein unüberbrückbarer Gegensatz. Man kann im Prinzip sagen, dass ein Heim so gut oder so schlecht ist, wie es ihm gelingt, diese beiden Aufgabenbereiche zu erfüllen und sie miteinander auszubalancieren und zu versöhnen. Einzelne Elemente können sich unterschiedlich ge-

wichten, einige Einrichtungen sind stärker familial, andere eher institutionell ausgerichtet. Das Prinzip bleibt jedoch bestehen.

Dieses Spannungsfeld bildet sich auf zwei Ebenen ab, zum einen in der Organisation selbst. Hier besteht das Paradoxon, dass die Organisation Zuwendung organisieren muss. Diese Konstellation ist schon allein sprachlich merkwürdig. Wie viel schwieriger stellt sich die Umsetzung dar. Sie wissen alle aus der Organisationssoziologie, dass Organisationen spezifische Trends in sich tragen. Eine Organisation ist immer bestrebt, Routinen zu entwickeln, und darauf ausgerichtet zu ent-individualisieren. Es ist ihr Auftrag, Arbeitsabläufe zu erleichtern.

Das Heim als Zuhause hat genau die entgegengesetzte Zielrichtung. Hier muss die Organisation über ihren Schatten springen, sie muss Ziele verfolgen, die nicht ihren eigenen, genuinen Zielen entsprechen. Das ist sehr schwierig. Dieses Spannungsverhältnis birgt auch einige Fehlerquellen in sich, auf die man achten muss.

Das Problem dieser Spannung bildet sich zum anderen bei jedem einzelnen Mitarbeiter ab. Mitarbeiter in Heimen, Tagesgruppen usw. haben unterschiedliche Einstellungen und Stimmungen und eine unterschiedliche Nähe gegenüber den Kindern. Man ertappt sich dabei, dass man auf ein Kind einen professionelleren, eher klinischen Blick hat und gegenüber einem anderen Kind eine spontane Emotionalität entwickelt. Das ist normal und verständlich, auch wenn man das kontrollieren und sich davor schützen kann. Dieses Spannungsverhältnis bestimmt die tagtägliche Arbeit eines jeden Mitarbeiters/jeder Mitarbeiterin im Heim. Damit haben wir ein grundlegendes Strukturproblem von Heimerziehung zu orten.

Eine Konzeption muss dieses Spannungsfeld und diese Aufgabenbereiche bewusst einbeziehen und einlösen. Sie muss gleichzeitig ein Frühwarnsystem entwickeln, sowohl für den Mitarbeiter als auch für die Organisation, an welcher Stelle man den Weg der Gratwanderung zwischen den beiden Aufgaben verlässt.

Das Heim als Zuhause ist unter verschiedenen Aspekten zu betrachten:

- Personelle Ressourcen,
- Zeiträume,
- Architektur,
- Ausstattung,
- Partizipation.

Einer der zentralsten Faktoren ist naturgemäß die personelle Ressource. Kinder haben höchst unterschiedliche emotionale Bedürfnisse und Entwicklungsstände, sie kommen aus ganz unterschiedlichen Familien und Biografien. Es ist daher ratsam, dass – wenn es möglich ist – die Personen, die man Kindern im Heim anbietet, möglichst unterschiedlich sind. Die Realität in der Heimerziehung sieht jedoch häufig so aus, dass wir in den Gruppendiensten und im Schichtdienst überwiegend junge Erzieherinnen im Alter zwischen 22 und 25 Jahren haben. Das sind – bei allem Respekt – relativ homogene Gruppen, die in Bezug auf die Beziehungs- und Bindungsangebote gegenüber Kindern und Jugendlichen höchst unterschiedlicher Entwicklungsstufen ein zumindest etwas eingeschränktes

Repertoire haben. Daher sollte man sich um eine heterogene Zusammensetzung des Erzieherteams bemühen. Wenn Heim als Zuhause mit Verlässlichkeit und Kontinuität verknüpft ist, stellt sich die Frage der Fluktuation der Mitarbeiter/innen als weiteres Problem dar. Mitunter habe ich erleben müssen, dass in einem Heim einige Kinder die „Dienstältesten" waren.

Wenn es Personen gibt, die das Heim als Zuhause vermitteln sollen, müssen sie auch Zeiträume zur Verfügung haben, in denen das geschieht, was die Kinder brauchen: Kuscheln, zusammen ein Buch (vor)lesen, sie vernünftig zu Bett bringen, sie morgens beim Aufwachen adäquat begrüßen, Geburtstage feiern usw. Zeiträume berühren solche Fragen wie: Wie wird ein Kind im Heim behandelt, wenn es krank geworden ist und der Schichtdienst auf so eine Situation nicht eingestellt ist? Wie wird ein neu aufgenommenes Kind begleitet? Kommt es wirklich an? All diese Dinge haben etwas mit dem Heim als Lebensort zu tun und müssen – auch zeitlich – organisiert werden. Der Dienstplan muss Zeiträume für das Heim als Zuhause herstellen.

Ebenso wichtig wie Personen und Zeit sind architektonische Komponenten. Ein Kind braucht Rückzugsräume, um die Chance zu einer Individuation zu haben. Der Zusammenhang zwischen Pädagogik und architektonischer Ausstattung einer Einrichtung ist evident. Es lohnt sich sehr wohl, sich darüber Gedanken zu machen, wenn noch Gestaltungsmöglichkeiten bestehen. Nicht nur die Architektur, sondern auch die Ausstattung der Einrichtung selbst – mit wohnlichen Zimmern, mit Bildern, Blumen, Farben, mit individuellen Handtüchern, Bettwäsche usw. – ist von zentraler Bedeutung. Das Kind benötigt auch ein Stück seiner persönlichen Identität. Das alles ist Teil des Konzeptmerkmals „Heim als Zuhause" und bedarf einer konzentrierten Aufmerksamkeit, einer konzeptionellen Abarbeitung und einer organisatorischen Absicherung.

In jeder intakten Familie wird ein Kind in Lebensentscheidungen der Familie einbezogen. Selbstverständlich hat ein Heim, das ein Zuhause sein will, die Partizipation absolut ernst zu nehmen. Die Kinder müssen in Entscheidungen, die sie betreffen, gemäß ihrer Entwicklung eingebunden werden. Auch das muss genau geregelt werden. Mir persönlich geht es dabei weniger um die Einübung demokratischer Regeln, dafür gibt es geeignetere Orte, zum Beispiel die Schule. Hier geht es eher darum, dass Kinder als Personen ernst genommen werden. Daher ist Partizipation eine zentrale Funktion des Heimes als Zuhause. Man muss sich über Formen der Partizipation Gedanken machen, muss die Ebenen definieren, die Zeiträume herstellen.

2.1 Das Heim als professionelle Organisation

Der **professionelle Auftrag** eines Heimes besteht in drei Aspekten:

- Abbau der Probleme des Kindes/Jugendlichen,
- Arbeit mit der Familie,
- Bildungsauftrag.

Es gäbe keine Heimerziehung, wenn es nicht die Probleme der Kinder und Jugendlichen geben würde und nicht der Auftrag damit verknüpft wäre, die Kinder und Jugendlichen in einen lebensfähigen Status zu bringen und die Probleme abzubauen. Dass damit und

dadurch auch Ressourcen frei und zugleich gefördert werden, versteht sich von selbst. Das ist der primäre Auftrag, den wir im Heim leisten müssen. Die Arbeit mit der Familie ist untrennbar damit verbunden. Das ist nicht nur ein gesetzlicher Auftrag, sondern ist durch die Fachlichkeit geboten.

Jenseits der persönlichen Problematik eines Kindes und eines Familiensystems haben wir den Bildungsauftrag der Familie zu substituieren. Die Vermittlung von Kultur, von normativen Werten, die in unserer Gesellschaft als Werte stehen, ist in irgendeiner Weise im Heim zu organisieren. Das ist nicht nur in ein Konzept aufzunehmen, sondern es müssen Zeiträume dafür geschaffen werden, Personen müssen dafür bestimmt werden, finanzielle Ressourcen dafür vorgesehen und diese Bildungsarbeit muss nachweisbar und transparent verwirklicht werden.

Was wird dafür benötigt?

- Personen,
- Leitlinien und Konzepte z.B. für:
  - Schule/Hausaufgaben,
  - Therapeutische Prozesse,
  - Freizeitstrukturen,
  - Bildungsauftrag,
  - Steuerung des Informationsflusses: Besprechung, Dokumentation, Dienstplan.

Personen sind das Kapital, mit dem Heimerziehung überhaupt zu leisten ist. Die Kinder bringen höchst unterschiedliche Problembereiche und Biografien mit und sind an unterschiedlichen Punkten und mit unterschiedlichen Methoden und Haltungen ansprechbar und zu beeinflussen. Das bedeutet, dass wir ein heterogenes Erzieherpersonal benötigen, das sich über Alter, Geschlecht, Ausbildungsstand usw. ausdifferenziert. Zwei Aspekte der Persönlichkeitsfaktoren möchte ich herausheben:

1. eine hohe Schwingungsfähigkeit – in Bezug darauf, dass emotionale Signale von Kindern wahrgenommen und mit der gesamten Persönlichkeit des Erziehers beantwortet werden, so dass auch eine gewisse Expressivität benötigt wird;
2. ein hohes Maß an Belastbarkeit. Wer einmal in der Heimerziehung gearbeitet hat und eine Gruppe von mehreren Kindern mit erheblichem Problempotenzial zu betreuen hat, weiß, was dies für die persönliche Belastung bedeutet. Im Heim sind organisatorische Sicherungen nötig, damit die Fürsorge für die Mitarbeiter gewährleistet wird, um ihre Belastbarkeit zu erhalten.

Ein wichtiger Punkt in Bezug auf das Personal ist die Einarbeitung neuer Mitarbeiter. Bei uns ist es üblich, dass ein neu eingestellter Mitarbeiter ein halbes Jahr tutoriert und durch einen erfahrenen Mitarbeiter begleitet wird. Ich habe in anderen Einrichtungen erlebt, wie junge Kolleg/innen ohne Vorbereitung sofort in Brennpunkten eingesetzt und gnadenlosen Situationen ausgesetzt werden. Dabei sind die Kinder am Ende die eigentlich Leidtragenden, daher halte ich so ein Vorgehen für skandalös und unprofessionell. Eine Einrichtung muss über ein entsprechendes Konzept verfügen, in dem dieser Bereich sehr konkret beschrieben und verankert ist. Auch hier sind Zeiträume und Personen zu bestimmen und die Umsetzung muss überprüfbar sein.

Leitlinien bewegen sich in der Regel auf einem hohen Abstraktionsniveau und lassen sich leicht formulieren, sind aber nicht die zentralen Aspekte, die uns heute hier beschäftigen. Es gibt verschiedene Bereiche, in denen das Heim als professionelle Organisation etwas anbieten und entwickeln muss. Im Bereich Schule und Hausaufgaben ist das Heim nicht nur als externer Partner zu sehen, sondern steht im Kontext des Bildungsauftrages. Das ist der Tatsache geschuldet, dass nahezu alle Kinder, die wir in der Jugendhilfe betreuen, jenseits spezifischer Problematiken, wie Angstzustände, depressive Verstimmungen u.ä., Schulprobleme aufweisen. Dieser Herausforderung kann das Heim nicht ausweichen. Die Investition in ein Konzept, in dem beschrieben ist, wie man mit Schul- und Leistungsstörungen, mit Hausaufgaben und Lerndefiziten umgeht, ist eine ganz entscheidende und elementare Aufgabe eines Heimes. Wenn man ehemalige Heimkinder später befragt, was für sie in der Heimerziehung wirkungsvoll war, ist die Stabilisierung der schulischen Leistungen stets einer der wichtigsten von ihnen genannten Aspekte, weil diese ihnen Chancen für ihr Leben eröffnet hat.

Zum Bereich der therapeutischen Konzepte ist anzumerken, dass nach unseren Erfahrungen der Schwierigkeitsgrad der Probleme von Kindern, die zu uns kommen, seit den letzten Jahren steigt. Eine Erfahrung aus unseren Einrichtungen ist, dass wir Kinder bekommen (etwa 150 Neuaufnahmen pro Jahr), bei denen schlecht gemachte oder falsch indizierte ambulante Hilfen im Vorfeld gescheitert sind. Das führt wiederum dazu, dass wir diese Kinder später bekommen, als es geboten wäre, und sie außerdem noch zusätzliche Probleme durch die Erfahrung der misslungenen Hilfen mitbringen. Das verweist auf die Problematik der Diagnostik und Indikationsbildung. Man kann darüber debattieren, wie treffsicher man heute sein kann. Wenn aber die Kinder zunehmend „schwieriger" werden, sind therapeutische Konzepte in der Heimerziehung als Ergänzung zum Heim als Zuhause und zur pädagogischen Versorgung dringend erforderlich. Wenn das so ist, befinden wir uns wieder in der Debatte, die bereits in den 80er-Jahren geführt wurde und die sich um die Frage bewegte, wie Pädagogik und Therapie miteinander vereinbart werden können: Wie ist ein Psychologe in das Heim zu integrieren? Diese Frage stellt eine große Herausforderung dar. Der Heimerziehung wird durch die Einbeziehung der Therapie eine große Chance eröffnet, weil sie dadurch ganzheitlich arbeiten kann. Ein Psychologe, der im Heim integriert ist, hat ganz andere Möglichkeiten der Diagnostik und Therapie im Breitband als ein externer, niedergelassener Psychologe.

Die Organisation von Freizeitstrukturen und die Umsetzung des Bildungsauftrages hängen aus meiner Sicht miteinander zusammen. Die meisten Kinder in unserem Heim weisen nicht nur schulische Probleme auf, sondern auch erhebliche Defizite im Bereich der Kreativität und ihrer Freizeitbeschäftigung. Ihre Leidenschaften sind verschüttet, es hat sie niemand entwickelt, die Kinder haben wenig Hobbys. Sie können es nicht aushalten, sich längere Zeit mit einer Sache zu beschäftigen. Der Bildungsauftrag bedeutet auch, bei den Kindern Interesse für verschiedene Dinge zu wecken und zu fördern. Es müssen Verfahren existieren, wie bei Kindern Leidenschaften und Interessen zu erkennen, wachzurufen und zu fördern sind. Hierzu sind ebenfalls Konzepte nötig, deren Umsetzung nur über Schaffung von verbindlich festgelegten Zeiträumen und Personen im Dienstplan funktioniert.

Außer den unmittelbar auf die Kinder wirkenden Aspekten gibt es eine wichtige Ebene im Heim als professionelle Organisation, die nur mittelbar auf die Kinder wirkt. Eine sachge-

rechte, zielorientierte, effektiv und effizient arbeitende Organisation zu entwickeln, ist noch einmal ein hoher Leistungsfaktor der „Organisation Heim". Das ist ein zentraler Gesichtspunkt insbesondere in Heimen mit Schichtdienst. Hier ist die Sicherung des Informationsflusses eine wichtige organisatorische Aufgabe. Wenn das nicht geregelt ist, bricht am Ende die pädagogische Arbeit zusammen. In mehreren untersuchten Heimen haben wir den Zustand vorgefunden, dass jeder Erzieher nach seinen eigenen Regeln vorgeht, das betrifft zum Beispiel Tischsitten, Hygieneanforderungen, die Kommunikation untereinander usw. Kinder erleben unterschiedliche Erziehungsklimata. Die Organisation braucht daher ein Konzept über die Verfahrensweise zur Steuerung des Informationsflusses, zur Durchführung von Besprechungen, in der Mitarbeiter den Unterschied zwischen Beobachtung und Interpretation kennen, in der Mitarbeiter zielorientiert nachdenken können, wie sie richtig dokumentieren und anhand eines EDV-Programms sicherstellen, dass alle Mitarbeiter Einsicht in die Dokumentation bekommen. Außerdem ist ein am Kind und den o.g. Anforderungsprofilen orientierter Dienstplan zu erstellen und einzuhalten.

3. Das Heim und seine Umwelt

Die Untersuchung dessen, was im Heim passiert, wäre unvollständig ohne den Blick nach außen. Das Heim ist immer auch Teil des Sozialraumes, in dem es angesiedelt ist. Das Heim hat enge Verknüpfungen zu:

- Eltern/Familie,
- Schule,
- Nachbarschaft, peers, Vereine, Firmen,
- Jugendamt,
- Psychiatrie.

Die Eltern bzw. die Familie des Kindes ist in die Arbeit mit dem Kind einzubeziehen. Die Eltern sind immer präsent, ob wir das wollen oder nicht. Eltern und Familie sind der erste große Block, der konzeptionell bearbeitet werden muss. Die Elternarbeit hat Auswirkungen auf den Fallverlauf, auch wenn sie nicht stattfindet. Sobald mit der Familie, mit dem Kind und mit den Eltern gearbeitet wird, werden Dynamiken ausgelöst, die mitunter schwer unter Kontrolle zu bekommen sind. Man kann sich nicht sicher sein, dass man damit das erreicht, was man sich vorgestellt hat. Wenn Elternarbeit qualitativ gut durchgeführt wird, erreicht man sehr positive Effekte, es werden Unterbringungszeiten verkürzt und Rückführungschancen erhöht. Sie hat außerdem eine Auswirkung auf die Haltung der Mitarbeiter im Heim. Diese verlassen damit die einseitige Advocacy-Rolle, die sie manchmal einnehmen, sie nehmen einen Perspektivenwechsel vor und lernen so etwas kennen wie „schuldlose Schuld" oder Tragik, erfahren eine Relativierung des Bildes von der betreffenden Familie und den Eltern und entwickeln daraus neue Chancen. Die Elternarbeit wird in der Arbeitsgruppe 2 detailliert abgehandelt.

Die Pflege der Kontakte mit Schulen ist ein sehr wichtiger Erfolgsfaktor für die Heimerziehung. Wenn ein Kind eine öffentliche Schule besucht und die Schule die Belastung des Kindes nicht mitträgt, ist die positive Entwicklung des Kindes in Frage gestellt. Das Heim muss im Interesse des Kindes sehr viel an Zeit und Personal investieren, um die

Kooperationsbereitschaft der Schulen zu gewinnen und zu pflegen. Einmal im Monat ist ein Gespräch mit dem Klassenlehrer angezeigt, auch wenn kein äußerer Anlass vorliegt.

Das Heim muss sich auch für die Freunde der Kinder und für die Nachbarschaft öffnen. Die Freunde der Kinder können, zum Beispiel zum Geburtstag des Kindes, eingeladen werden und wenn möglich auch einmal im Heim übernachten. Das ist für die Kinder sehr wichtig. Die Nachbarschaft des Heimes ist mit einzubeziehen. Kontakte zu Vereinen, zu Trainern u.a. sind zu pflegen, um für die Kinder Möglichkeiten ihrer Freizeitbeschäftigungen zu schaffen und zu erhalten.

Mit dem Jugendamt verbindet das Heim die Schnittstelle des Hilfeplans und der Aufnahmeprozedur. Wir arbeiten mit 18 Jugendämtern in der Praxis zusammen. Darüber hinaus kenne ich noch 50 aus Beratungszusammenhängen. So wie die Heimerziehungsvarianz groß ist, so groß ist die Varianz der Jugendämter, die höchst unterschiedliche Entwicklungslinien und Standards aufweisen. In der einen Gebietskörperschaft werden die Tagesgruppen gerade abgeschafft, in der anderen implementiert. Diese Varianz kennzeichnet die Jugendhilfe auf beiden Seiten, der öffentlichen und der freien Trägerschaft. Ein Heim ist existenziell auf die Jugendämter angewiesen, nicht nur wegen der Belegung. Die Arbeitsinhalte sind gemeinsam mit dem Jugendamt sehr gründlich und über den Hilfeplan hinausgehend zu überlegen. Die Hilfepläne der Jugendämter sind von sehr unterschiedlicher Qualität, daher können wir uns nicht allein darauf konzentrieren. Dabei ergibt sich aus der intensiven Elternarbeit des Heimes eine Schnittstelle mit der Arbeit des ASD. Eigentlich ist die Elternarbeit auch eine Aufgabe des ASD. Ich habe schon etliche Situationen erlebt, in denen ich festgestellt habe, dass wir in der Arbeit mit den Eltern im Zeitraum zwischen zwei Hilfeplänen andere Zielsetzungen verfolgt haben als der ASD. Eine gesicherte Grundkooperation bewahrte uns vor ärgeren Folgen. Wir haben aus den Fehlern gelernt und die Kooperation mit den Jugendämtern intensiviert und konzeptionell erschlossen.

Die Psychiatrie ist ein besonderer „Versorger“ und oft werden Maßnahmen zusammengeschaltet. Das hört sich gut an, bedeutet aber einen hohen Arbeitsaufwand. Nach meinem Verständnis kippt die Effektivität solcher Kombi-Pakete, die in der Sache durchaus plausibel sind, spätestens dann, wenn der Regieaufwand für die Koordination der Elemente größer ist als die unmittelbaren Face-to-Face-Stunden mit den Kindern. Hier stellt sich die Frage, ob das noch tragbar und kindgerecht ist. Ich stelle mir Hilfeplangespräche mit mehreren verschiedenen Helfern und einem Kind dazwischen vor. Das soll jedoch nicht als Kritik gegenüber solchen Maßnahmen, sondern eher als Frage verstanden werden.

4. Qualitätsmanagement in der Heimerziehung

Seit geraumer Zeit ist Qualitätsmanagement als Umsetzung und Überprüfung dessen, was programmatisch in der Heimerziehung beabsichtigt ist, zum professionellen Selbstverständnis der (stationären) Hilfen zur Erziehung geworden. Die in der Regel gut formulierte Programmatik ist an der Realität zu überprüfen, in dem Wissen darum, dass wir als Akteure und als Organisation fehlerbehaftet sind. Ständige Evaluation ist von zentraler Bedeutung. Dazu gehören:

- Qualitätsmanagement, Qualitätssicherung, Qualitätsentwicklung,

- Verfahren zur Qualitätssicherung,
- Wirkungsmessung.

Zu den Verfahren zur Qualitätssicherung gibt es zwei Aspekte: Wie kontrolliere und evaluiere ich meinen Prozess und entwickle ihn fort? Wie ermittle ich das Ergebnis meiner Tätigkeit?

Letzteres ist eine Frage der Wirkungsmessung und der Nachhaltigkeit usw. In allen Feldern der Jugendhilfe, wie bei allen Dienstleistern, zum Beispiel dem Gesundheitswesen, kommt man nicht umhin, ein legitimes Scheitern zuzulassen. Sie können völlig sachgerecht gearbeitet haben, niemand kann nach einer genauen Analyse einen Fehler feststellen, trotzdem gibt es Faktoren in der Familie und beim Kind, die nicht alle unter Kontrolle zu bringen sind. In aller Regel kann man jedoch bei gründlicher Evaluation Fehler identifizieren und daraus lernen. Das ist eine absolute Verpflichtung für uns.

Wir entlassen etwa 150 Kinder in jedem Jahr und führen systematisch nach einem standardisierten, qualitativen Erhebungsverfahren und mit freien Interviews bei all diesen Kindern nach einem halben Jahr, nach eineinhalb Jahren und nach drei Jahren in einem Follow-up eine katamnestische Untersuchung durch, wobei die Maßgaben die Hilfeplaninhalte, die mit den Klienten erarbeiteten Zielsetzungen sind. Hier erfahren wir, welche nachhaltige Wirkung die Heimerziehung hatte und was wir daraus lernen können.

5. Ausblick und Perspektiven

Aus meiner Sicht kommen auf die Jugendhilfe insgesamt und insbesondere auf die Hilfen zur Erziehung und somit auch auf die Heimerziehung zwei große Herausforderungen zu.

Wenn die Inklusion tatsächlich programmatisch und auch umsetzbar mit dem System Schule verankert wird, würde das gravierende Veränderungen für die Jugendhilfe bringen. Die ambulanten und teilstationären Versorger hätten plötzlich kaum noch Zeiträume zur Verfügung, sie müssten ihre Zeiten in den Abend hinein verlegen oder müssten einen Teil ihrer Leistungen unmittelbar in den Schulen erbringen. Das heißt, es ist für beide Seiten ein hoher konzeptioneller Aufwand zu bewältigen und das macht eine Intensivierung der Kooperation unerlässlich. Für die Heimerziehung könnte das bedeuten, dass die Kinder am späten Nachmittag „nach Hause“ kommen und weniger Gestaltungsräume haben als bisher, so dass der Faktor „Heim als Zuhause“ an Gewicht verliert.

Eine weitaus größere Herausforderung für die Hilfen zur Erziehung stellt die Tatsache dar, dass durch die Fortschritte in der Hirnforschung und Genomforschung in der Zukunft bei vielen Problembildern, die die Kinder mitbringen, nur dann optimale Hilfen erbringen können, wenn wir zu einer Kombination aus einer basalen Pädagogik, einer flankierenden Psychotherapie und einer additiven Medikation kommen. Das heißt, Medizin, Psychologie und Pädagogik werden sich in einer ganz anderen Weise verknüpfen müssen, als wir das heute sehen. Es wird unter Umständen zu einer Reduktion von Betreuungszeiten kommen. Diese Entwicklung steht im Raum. Wir haben gewaltige Erkenntnisfortschritte auf diesem Gebiet und das wird die Jugendhilfe in irgendeiner Form erreichen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Wirkungsforschung und Nachhaltigkeit: Wie verlassen Kinder das Heim? Welche Anschlusshilfen gibt es? Was wird aus den Kindern?

DR. KLAUS ESSER
Kinderdorfleiter, Bethanien Kinder- und Jugenddorf Schwalmtal

1. Wie verlassen Kinder das Heim?

1.1 Wann verlassen Kinder das Heim?

Wenn man erfahren möchte, auf welche Art und Weise Kinder das Heim verlassen, welche Folgen und welche Wirkungen man erreicht hat, ist zunächst als Hintergrund die Altersstreuung interessant **(Abbildung 1)**.

In welchem Alter verlassen die Kinder das Heim?

- 5,5 % bis 6-Jährige,
- 7,1 % 7- bis 10-Jährige,
- 12,7 % 11- bis 13-Jährige,
- 47,7 % 14- bis 17-Jährige,
- 25,1 % über 18 Jahre.

(Gesamt 11.904 abgeschlossene Fälle aus EVAS*)

**Quelle: EVAS Datenbericht 2009*

Abbildung 1 © Dr. Klaus Esser

Es gibt eine große Gruppe von Kindern, die mit 6 bis 13 Jahren das Heim verlassen. Die größte Gruppe der Kinder verlässt zwischen 14 und 17 Jahren das Heim. Ein Viertel der Jugendlichen sind über 18 Jahre alt.

1.2 Wohin gehen die Kinder, wenn sie das Heim verlassen?

Zunächst ist es wichtig zu erfassen, mit welchem erreichten Ziel – nach der Anfangszielsetzung/dem Auftrag und im Prozess veränderten Zielen – die Hilfen beendet werden. Es ist aus meiner Sicht ein katastrophales Ergebnis, dass fast 60 Prozent der Kinder die Einrichtung durch Abbruch verlassen **(Abbildung 2)**.

- Planmäßig beendete Hilfe 40,9 %, *Abbrüche 59,1%;*
- „Rückführung" – 47 % zu leiblichen Eltern, Elternteil, Angehörigen;
- „Verselbständigung" – 14 % eigene Wohnung, WG;
- Ersatzeltern – 4,1%;
- Andere Jugendhilfeeinrichtung – 14,9 %;
- Sonstige (Psychiatrie, Obdachlosigkeit etc.).

(Quelle EVAS Gesamtbericht 2009)

Abbildung 2 © Dr. Klaus Esser

Ich beziehe mich dabei auf den EVAS-Gesamtdatenbericht, der nur die Hilfen nach § 34 SGB VIII umfasst. Diese Evaluationsstudie beruft sich auf die Einschätzungen der Mitarbeiter in den Einrichtungen, nicht auf die Aussagen der Kinder, der Eltern oder der Jugendämter. Trotzdem ist das Ergebnis nicht zufriedenstellend und bedarf einer gründlichen Analyse. Zu den Hintergründen gibt es weitere Untersuchungen.

Bei den Rückführungen, die eine zentrale Zielsetzung des SGB VIII darstellen, gehen 47 Prozent zu den leiblichen Eltern, zu Elternteilen oder anderen Angehörigen. Der Übergang in die Selbstständigkeit findet zu 14 Prozent statt und zu Ersatzeltern gehen 4,1 Prozent der Kinder. Hinter der Zahl der Kinder, die in andere Jugendhilfeeinrichtungen gehen, verbirgt sich eine Reihe von Wechselerfahrungen von Einrichtung zu Einrichtung, die das Risiko der Heimkarriere und somit der Verschlechterung der Prognosen in sich trägt.

In einem Fotoprojekt, das wir vor fünf Jahren durchführten, hatten wir ehemalige Heimkinder gebeten, ein Foto aus der Zeit in der Einrichtung mitzugeben und ein aktuelles Foto bei einem am Projekt beteiligten Frankfurter Fotografen fertigen zu lassen. Dazu sollten sie eine kurze Aussage über die Reflexion ihrer Heimzeit aus heutiger Sicht treffen **(Abbildung 3)**.

Fotoprojekt
50 Jahre – 50 Köpfe

Bethanien Kinderdörfer
Fotos: Uwe Nölke

Meine beste Zeit war die Außenwohngruppe. Diese Zeit werde ich nie vergessen.

Sabine, 25, Hauswirtschafterin

Abbildung 3

© Bethanien Kinderdörfer gGmbH

Für mich ist das nicht nur eine Personifizierung, indem man Bilder und einzelne Aussagen bekommt, sondern es ist neben Zahlen und Akten auch bedeutsam, noch einmal herauszufiltern, was ehemalige Betroffene für sich als das wesentlichste Merkmal bezeichnen.

1.3 Vorher – Nachher. Nachgewiesene Veränderungen

Heimerziehung soll bestimmte Veränderungen mit sich bringen. Grundsätzlich lässt sich auf der Grundlage der EVAS-Studie konstatieren:

1. Planmäßig beendete Hilfen haben positive Effekte:
    1. Reduzierung der Symptome,
    2. Reduzierung der Defizite,
    3. Verbesserung der Ressourcen,
    4. Verbesserung der Schulleistungen, Erreichen eines Schulabschlusses 20,6 Prozent bzw. Ausbildungsabschlusses 6,1 Prozent,
    5. Erhöhte Zielerreichung.
2. Abgebrochene Hilfen haben geringe oder negative Effekte.

EVAS untersucht die Veränderungen eher unter dem Aspekt des klinischen Denkens. Es werden Symptome erfasst und halbjährlich wird geprüft, ob sich diese Symptome verändert haben. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass eine planmäßig beendete Hilfe zu einer Verringerung der Symptome führt. Defizite, Störungen und Schwierigkeiten sind der Grund für den Heimaufenthalt. Auch diese werden durch planmäßig beendete Hilfen reduziert. Anders als andere Studien erfasst EVAS auch die Ressourcen, die die Kinder und Jugendlichen mitbringen und die in der Heimerziehung entwickelt und gefördert werden sollen. Bei planmäßig beendeten Hilfen verbessern sich nicht nur diese Ressourcen, sondern auch die Schulleistungen. Auch der Grad der Zielerreichung wird erhöht. Bei abgebrochenen Hilfen hingegen stellen sich nur geringe oder gar negative Effekte ein.

Einen weiteren Blick auf persönliche Aussagen ehemaliger Heimkinder gibt **Abbildung 4**:

Abbildung 4 © Bethanien Kinderdörfer gGmbH

Dass in manchen Statements der heute Erwachsenen auch Gott erwähnt wird, hat mit der katholischen Ausrichtung unseres Heimes zu tun. Wir haben im Rahmen des Fotoprojekts aus vielen Altersstufen Rückmeldungen einholen können. Natürlich kann man einwenden, dass es sich bei den Personen um eine positive Auslese handelt, denn wir haben nur diejenigen erfasst, die zur Stellungnahme bereit waren.

2. Welche Anschlusshilfen gibt es?

Zur Beantwortung dieser Frage greife ich wiederum zunächst auf den EVAS-Datenbestand zurück:

- für Familien: SPFH (11 Prozent), Erziehungsbeistand (10 Prozent), ambulante, flexible Hilfen, Erziehungs- und Familienberatung, Tagesgruppe (6,5 Prozent), Vater-/Mutter-Kind-Einrichtungen;
- für Kinder: Vollzeitpflege, Erziehungsstellen, Projektstellen;
- für Kinder und Jugendliche: Heimerziehung § 34 SGB VIII (37 Prozent);
- für Jugendliche/junge Erwachsene: Intensive sozialpädagogische Einzelfallhilfe – INSPE (6,3 Prozent), Soziale Gruppenarbeit (1,2 Prozent), ambulante Hilfen, Nachbetreuung (8,7 Prozent).

37 Prozent der Kinder und Jugendlichen, die eine Anschlusshilfe bekommen haben, sind in eine Heimerziehung nach § 34 SGB VIII übergegangen, sind also von einer Einrichtung in eine andere weitergeleitet worden. Das ist unter dem Aspekt der Verbesserung von Rahmenbedingungen insofern zu sehen, dass eine bestimmte Ausgangslage für einen Wechsel der Einrichtung oder der Gruppe sprach. Nicht jeder Wechsel bedeutet sofort eine Heimkarriere und eine Katastrophe für das Kind. Trotzdem ist bei aller Dafürsprache für eine Anschlusshilfe zu fragen, ob diese nicht die Gefahr einer produzierten Heimkarriere birgt.

2.1 Übergänge vom Heim in die Selbstständigkeit: Bruch oder Begleitung?

Eine besondere Herausforderung für eine erfolgreiche Heimerziehung stellt sich mit dem Übergang vom Heim in die Selbstständigkeit. Heime müssen die Jugendlichen auf die Selbstständigkeit gut vorbereiten. Die meisten Einrichtungen kommen dieser pädagogischen Grundaufgabe mit unterschiedlichen Konzepten nach. Dazu gibt es verschiedene Methoden:

- Formen/Methoden: Wohntraining im Apartment der Einrichtung, sozialpädagogisch betreutes Wohnen (SBW) in eigener Wohnung,
- Selbständigkeitstraining: Beispiel die Kursreihe „Fit for live“, Vorbereitung auf das selbständige Leben, Kochkurs, Haushaltskurs, Erste Hilfe, Finanzen verwalten, Wohngeld beantragen, Bewerbungstraining etc. Aber: zu früh, zu kurz, zu wenig auf die Denk- und Lebensführung Jugendlicher ausgerichtet,
- Was es nicht gibt: Geduld, wenig Druck, Systematische Katamnese, Wiederaufnahme der Jugendhilfe nach Scheitern, „langfristige“ Nachsorge.

Seit zwei Jahren führen wir in unserer Einrichtung eine Kursreihe „Fit for live“ durch, denn wenn auch die Kinder und Jugendlichen in den Wohngruppen – wie zu Hause auch – nebenbei mitbekommen, wie gekocht wird und wie ein Haushalt funktioniert, haben sie es nicht automatisch auch gelernt. Wir fangen mit 14-Jährigen an, verschiedene Kurse durchzuführen, in der Hoffnung, dass sie auch noch als 17-Jährige davon profitieren. Das Problem ist jedoch, dass wir zu früh anfangen und zu wenig Zeit haben. Daher können wir auch nicht genügend auf die Denk- und Lebensweise von Jugendlichen eingehen. Oft verbleiben junge Menschen bis zum 24. Lebensjahr im familiären Haushalt und auch danach noch in enger Verbindung zu den familiären Systemen. Daher ist es illusorisch, einen 18-Jährigen in die eigene Wohnung zu setzen und eine selbstständige Lebensführung zu erwarten. Die lineare Vorgehensweise, die Unterstützung bei zunehmendem Alter der Heimkinder zu verringern, ist somit der Denk- und Lebensführung von Jugendlichen nicht angepasst. Wir erkennen oft eine sehr gute Entwicklung im Alter zwischen 14 und 17, insbesondere einen linearen Aufbau von Schulleistungen und von Selbstständigkeit, und erleben einen Einbruch im Moment des Auszuges.

Wie schaffen wir es, im Hintergrund noch Hilfen leisten zu können und den jungen Erwachsenen noch ein wenig zu begleiten? Wenn die Hilfe einmal beendet ist, ist es sehr schwer wieder anzufangen. Wenn man 18-Jährige fragt, ob sie allein und selbstständig wohnen und leben möchten und auf weitere Unterstützung verzichten können, wird die Antwort in den meisten Fällen positiv ausfallen. Aber ein halbes Jahr später geben sie zu, dass sie es allein nicht schaffen und doch noch Hilfe brauchen. Wir würden natürlich gern helfen und in den meisten Fällen tun wir das auch, aber nicht mit der Intensität und der personellen Kapazität, die wir eigentlich bräuchten.

Das ist aus meiner Sicht ein Bruch, weil die zeitlichen Perspektiven nicht angemessen berücksichtigt werden können. Die Hilfeformen sind auch nicht auf solche Wechsel wie abgebrochene Ausbildung, Aufnahme einer neuen Ausbildung usw. ausgerichtet, die bei allen anderen Jugendlichen als normale Kriterien einer Experimentierphase gelten.

3. Wie bewerten Ehemalige ihre Zeit im Heim? Befragung von Ehemaligen aus Heimen und Kinderdörfern 2008/2009

Wir haben in den Jahren 2008 und 2009 ehemalige Heimkinder aus sechs teilnehmenden Einrichtungen der stationären Jugendhilfe in katholischer Trägerschaft nach ihrer Einschätzung ihrer Heimzeit befragt. Insgesamt sind 1.550 Fragebögen an alle ehemaligen Heimkinder versandt worden, deren Adressen in den Einrichtungen noch vorhanden waren. Wir haben keine Adressdatenpflicht, daher handelt es sich um eine Zufallsauslese. Die Einrichtungen durften jedoch keine weitere Selektion vornehmen.

355 ausgefüllte Fragebögen wurden zurückgesandt, davon acht direkt an IKJ. Das entspricht einer Rücklaufquote von 24, 9 Prozent, das ist bei dieser Klientel zufriedenstellend. Auswertbar waren 344 Fragebögen. Mit dem Instrument, das wir für diese Befragung entwickelt haben, wurde der Anstoß dafür gegeben, dass viele ehemalige Heimkinder ihrem großen Bedürfnis nach Mitteilung Ausdruck verleihen konnten. Insgesamt sind 150 Seiten Text aus den offenen Fragen – Erlebnisse, Erfahrungen, Appelle, gute und schlechte Erinnerungen, Anklage und Dank – entstanden.

Mit der Befragung haben wir alle Altersgruppen zwischen 18 und 80 Jahren erreicht **(Abbildung 5)**, somit auch ehemalige Heimkinder aus den 50er-, 60er- und 70er-Jahren.

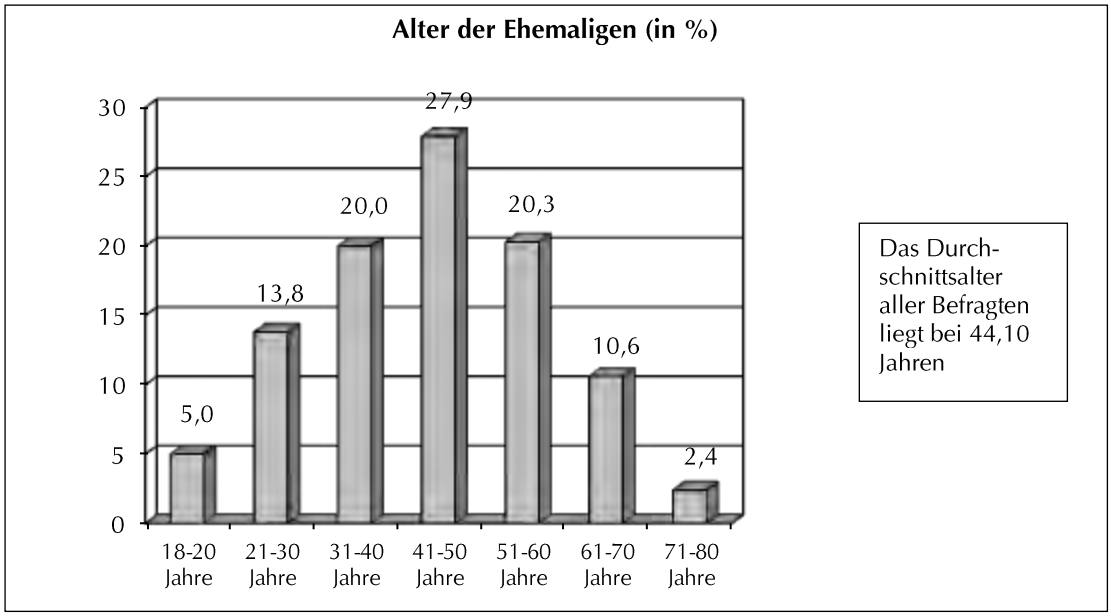


Abbildung 5 © Dr. Klaus Esser

Wir haben 20-Jahres-Gruppen gebildet und haben aus den 50er- und 60er-Jahren immerhin fast 50 Prozent der Fragebögen zurückerhalten **(Abbildung 6)**. Diejenigen, die diese Zeit erlebt haben, hatten ein sehr hohes Bedürfnis, uns etwas davon mitzuteilen.

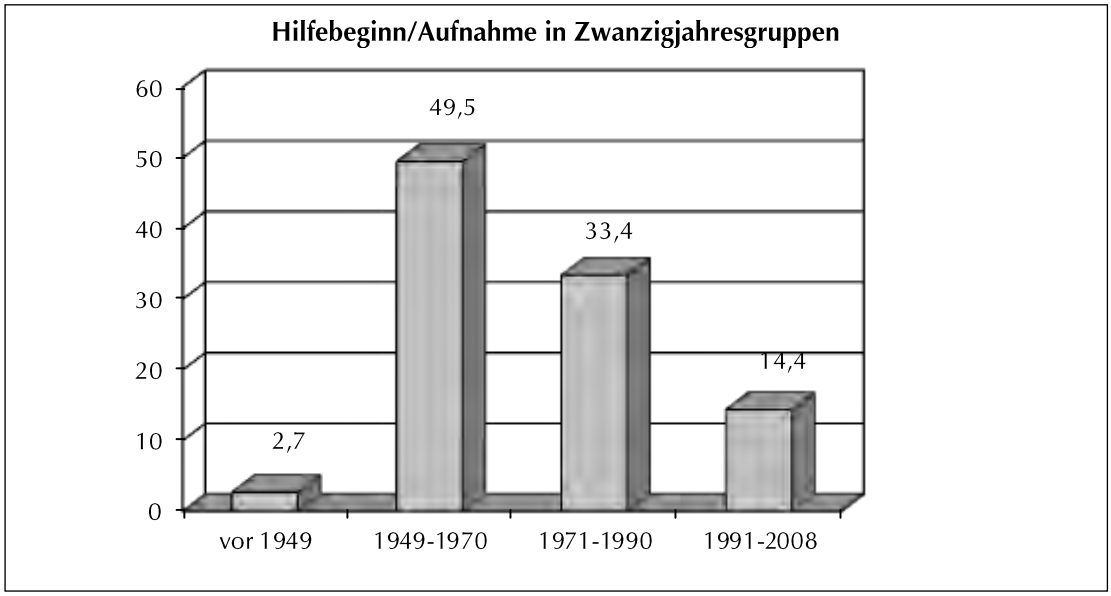


Abbildung 6 © Dr. Klaus Esser

Die Aufenthaltsdauer der Befragten im Heim lag bei 7,7 Jahren **(Abbildung 7)**. Das ist sicherlich auf eine große Spezialisierung der Einrichtungen zurückzuführen, da unter den sechs teilnehmenden Einrichtungen vier Kinderdörfer sind. Außerdem haben uns sicher eher die ehemaligen Heimkinder geantwortet, die längere Zeit im Heim verbracht haben, weil auch die Adressdaten überwiegend von diesem Personenkreis vorlagen.

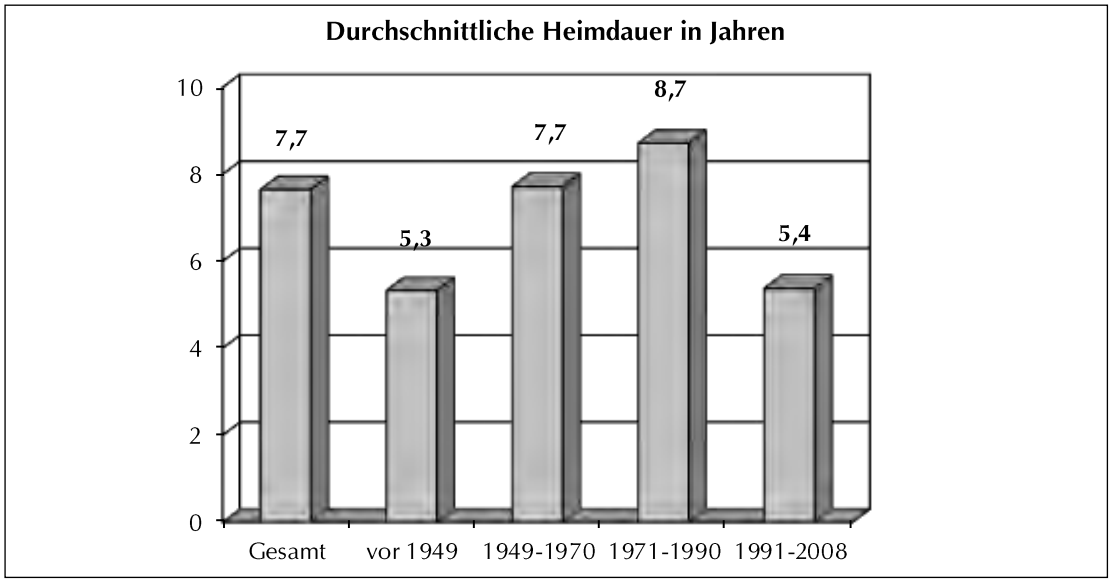


Abbildung 7 © Dr. Klaus Esser

3.1 Nachhaltigkeit der stationären Hilfe: Wie geht es den Ehemaligen heute?

Wir haben die ehemaligen Heimkinder gefragt, welchen Schulabschluss sie erworben haben **(Abbildung 8)**.

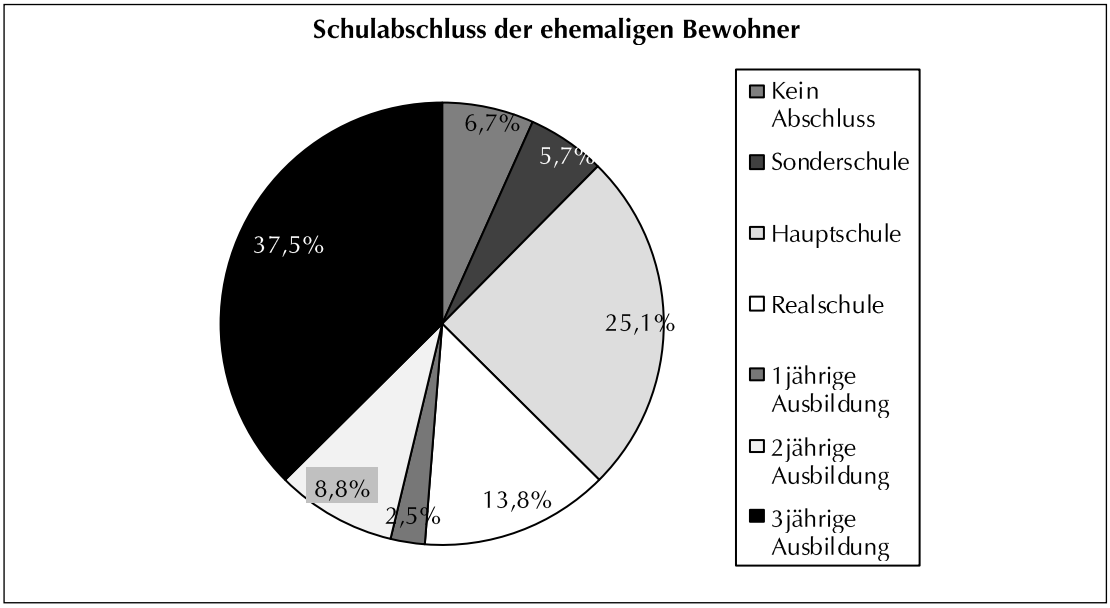


Abbildung 8 © Dr. Klaus Esser

Gefragt wurde nach dem Schulabschluss, der während oder nach dem Heimaufenthalt erreicht wurde. In der Gruppe sind keine Gymnasiasten. Insofern kann man eine Verschiebung in die eher „schwächeren Schulabschlüsse“ gegenüber allen anderen (ehemaligen) Jugendlichen feststellen, insbesondere bei denen, die lange in der Einrichtung untergebracht waren.

Die aktuelle berufliche Situation zeigt ein ähnliches Bild **(Abbildung 9)**. In einer Vollzeitberufstätigkeit stehen 36 Prozent der Befragten. Die Arbeitslosigkeit liegt bei 7 Prozent.

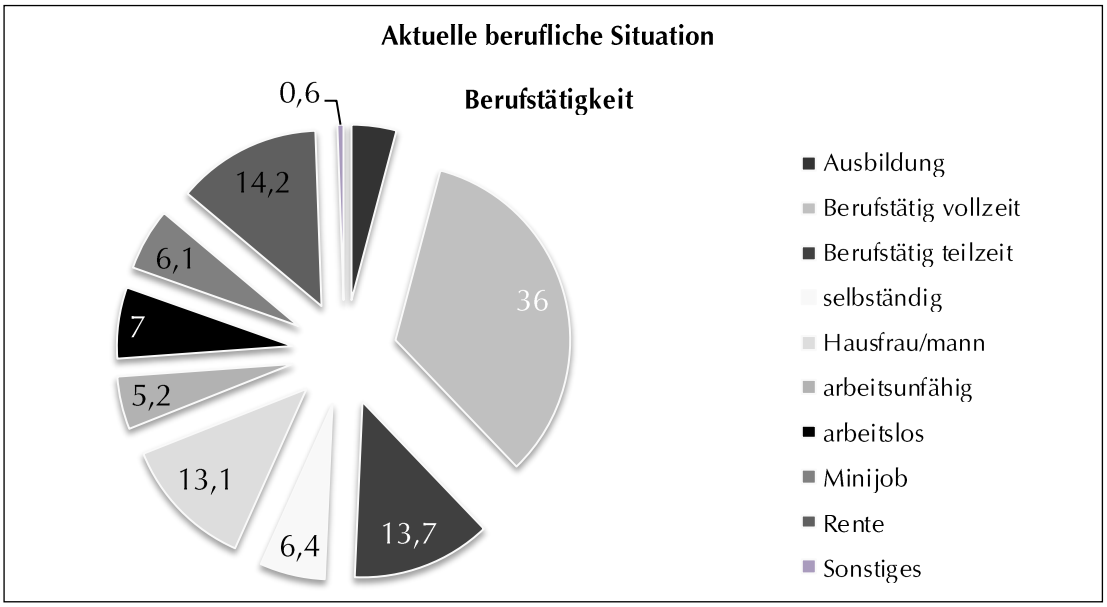


Abbildung 9 © Dr. Klaus Esser

Der Altersgruppe der Befragten angemessen liegt der Anteil der Rentner bei 6,1 Prozent. Aus der Übersicht kann man nicht ableiten, dass wir es mit einer großen Gruppe von Menschen zu tun haben, die sozial im Abseits stehen.

Über die Antwort auf die Frage nach der Zufriedenheit mit der aktuellen persönlichen Lebenssituation **(Abbildung 10)** waren wir insofern überrascht, dass wir relativ gute Zufriedenheitswerte bekommen haben. „Sehr gut“ bewerten immerhin 22,8 Prozent der Befragten ihre Situation, „gut“ 55,6 Prozent und „mittel“ 18 Prozent. Das heißt, wir haben von den gesamten „Ehemaligen“, die wir befragt haben, eine erstaunlich hohe Lebenszufriedenheit erfassen können.

Ein weiteres Bild aus unserem Fotoprojekt bedient auf den ersten Blick das Klischee vom ehemaligen Heimkind **(Abbildung 11)**: Der Mann wirkt ungepflegt, er ist schon seit langer Zeit arbeitslos und zudem Alkoholiker. Trotzdem lautet sein Statement: „Wenn ich nicht im Kinderheim gewesen wäre, ginge es mir heute nicht so gut.“ Es war für mich eine der wesentlichen Rückmeldungen aus den Befragungen insgesamt, dass es nicht nur um das äußerliche Angepasstsein an Normen geht. Wenn wir es schaffen, jemandem ein positives Lebensgefühl zu vermitteln, auch wenn es von außen den Ansprüchen an ein „normales Leben“ nicht entspricht, ist das eine wichtige subjektive Einschätzung, über die ich nicht anders urteilen möchte als der Betroffene selbst.

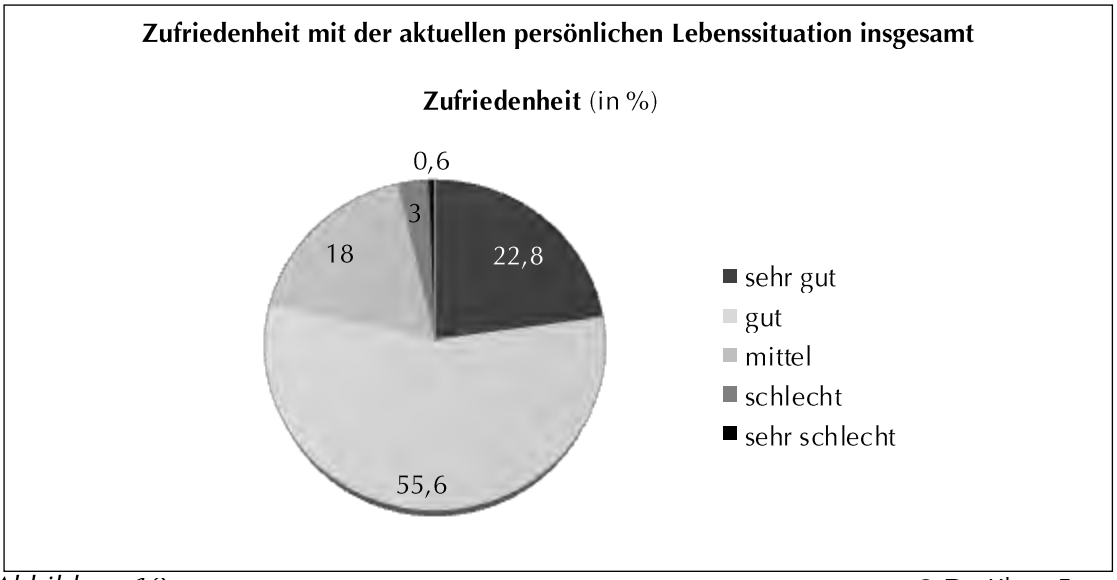


Abbildung 10 © Dr. Klaus Esser

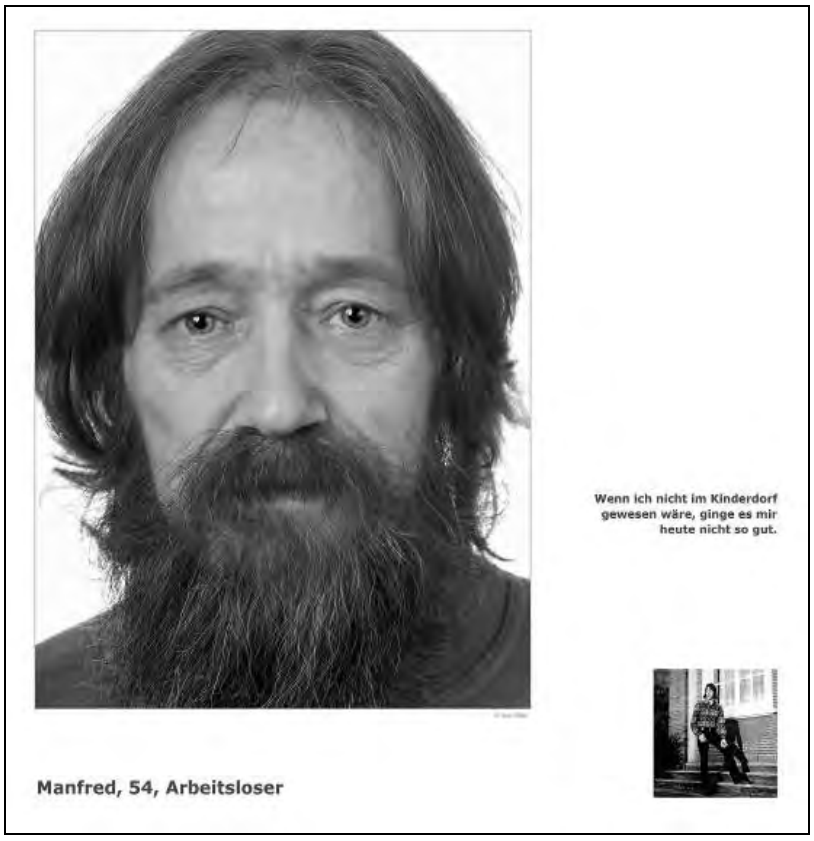


Abbildung 11 © Bethanien Kinderdörfer gGmbH

Insgesamt haben wir nicht nach objektivierbaren Merkmalen gefragt, sondern nach der Zufriedenheit mit der beruflichen Situation, mit der Gesundheit, der Wohnsituation, der Partnerschaft, Freundschaft, Freizeit, mit der finanziellen Situation, mit der Erziehung der eigenen Kinder sowie mit der gesamten Lebenssituation. Wir bekamen differenzierte Aussagen **(Abbildung 12)**. Die Wohnsituation und die Erziehung der eigenen Kinder wurden als die positivsten Bereiche bewertet, die Gesundheit und die Finanzsituation als die kri-

tischsten Werte, wobei diese immer noch zwischen „2“ (gut) und „3“ (befriedigend) liegen. Das heißt, unsere Ehemaligen, die wir erreicht haben, sind mit ihrer heutigen Lebenssituation erstaunlich zufrieden.

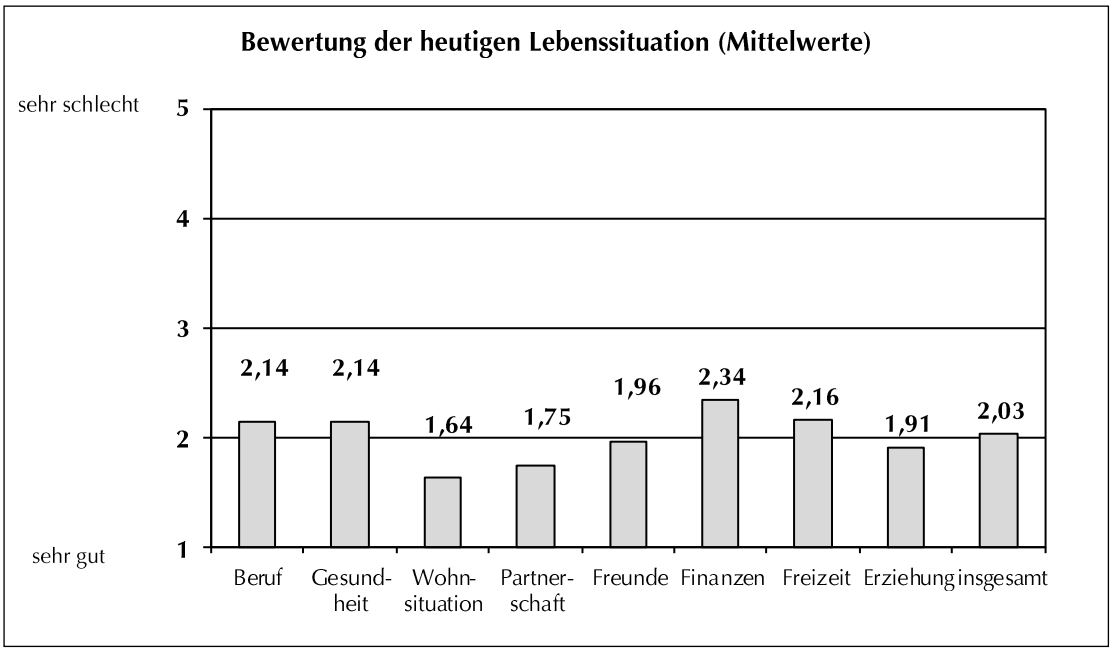


Abbildung 12 © Dr. Klaus Esser

Aufgrund der vorliegenden Ergebnisse kann man den Schluss ziehen, dass von den ehemaligen Heim- und Kinderdorfkindern aus den sechs teilnehmenden Einrichtungen ein großer Teil im späteren Leben sozial integriert ist. Das widerspricht dem typischen Klischee, dass Kinder aus dem Heim keine Chance hätten.

4. Beitrag der Ehemaligenbefragung zur Frage: Was wirkt wie?

Neben der aktuellen Lebenssituation hatten wir die ehemaligen Heimkinder danach befragt, welche Wirkfaktoren und Mechanismen sie für sich selbst als wichtig empfunden haben – mit folgenden Ergebnissen:

1. Die Bindungsperson ist der Schlüssel zur positiven Wirkung der stationären Erziehungshilfe.
2. Fachpädagogische Aktivitäten – Sport, Musik, Tiere, Erlebnis – sind bedeutsame und nachhaltige Wirkfaktoren für die stationäre Erziehungshilfe.
3. Das Verständnis eines Kindes für den Grund seiner Unterbringung verbessert die Wirkung.
4. Positive und negative Erfahrungen der Ehemaligen geben Hinweise auf Wirkfaktoren in der stationären Erziehungshilfe.

Es gibt häufig eine Auseinandersetzung darüber, ob man „Bindungs- oder Beziehungsperson“ sagen kann. Ich habe mich angesichts der durchschnittlich 7,7 Jahre Heimdauer getraut, hier von „Bindungsperson“ zu sprechen, auch wenn ein Heim üblicherweise nicht die Familie ersetzen darf. Insofern geben die persönlichen Rückmeldungen der ehemaligen Heimkinder die Information, dass sie im Heim eine Person gefunden haben, die ihr weiteres Leben besonders stark geprägt hat und als Bindungsperson bezeichnet werden kann.

Wir haben einen deutlichen Zusammenhang zwischen dem Verständnis des Kindes für den Grund seiner Unterbringung im Heim und des Erfolgs der Heimziehung feststellen können. Wir konnten zwei Gruppen ausmachen. Diejenigen, die angeben, bis heute nicht verstanden zu haben, warum sie im Heim waren, sind in der Beurteilung ihres weiteren Lebens bis heute weitaus kritischer und sind weniger integriert als die ehemaligen Heimkinder, die den Grund verstanden haben. Das beinhaltet einen klaren Auftrag, den Kindern und Jugendlichen zu vermitteln, warum sie in der Einrichtung untergebracht sind.

Wir haben alle Rückmeldungen, alle Texte, die wir bekommen haben, versucht zu kategorisieren. Wir haben versucht herauszufinden, welche Faktoren negativ und welche positiv wirken. Daraus können wir eine ganze Reihe von Wirkfaktoren generieren[1]. Die Aussage des ehemaligen Heimkindes in **Abbildung 13** konnte als ein wichtiger Wirkfaktor in den Befragungen festgestellt werden.

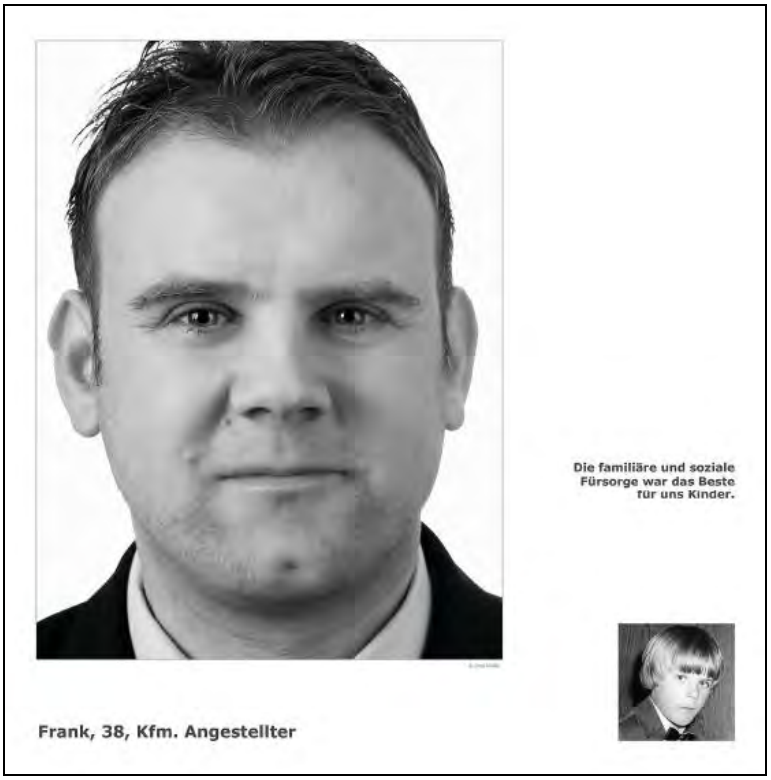


Abbildung 13 © Bethanien Kinderdörfer gGmbH

[1] Ausführlich in: Esser, Klaus (2010)

Viele der Befragten betonten das Gruppengefühl, die Gemeinschaft und den sozialen Zusammenhalt als besonders bedeutsam.

4.1 Welche Erfahrungen haben geschmerzt und waren schwer auszuhalten?

Natürlich gab es auch schmerzhafte Erfahrungen. Es fiel mitunter schwer, darüber zu lesen und dabei den Eindruck zu haben, dass diese Menschen diese Erfahrungen noch nie in dieser Art und Weise mitteilen konnten:

- „Ich wurde als Kind gedemütigt, geschlagen, seelisch gebrochen. Es war wohl das Schlimmste, was mir passiert ist in meinem Leben."
- „Ich bekam Schläge und musste stundenlang in Unterwäsche im kalten Keller Strafarbeiten schieben. Ich wurde nie um meiner selbst Willen geliebt, sondern bekam nur etwas Anerkennung, wenn ich eine ‚1' heimbrachte. Mein erster Suizidversuch war wegen einer ‚4' in Mathe."
- „Schläge, Dogmatismus, Abschiebung, Alleingelassensein, Ablehnung, Diskriminierung, Hänseleien".

Wir haben zwar auch versucht, Traumatisierungen herauszufinden, stießen aber mit unserer Befragung anhand eines Fragebogens damit an Grenzen. Wir konnten nicht den genauen Unterschied herausfiltern, welche Traumatisierungen im Vorfeld der Heimaufnahme entstanden sind und welche durch die Heimaufnahme oder in der Heimerziehung:

- Trennung von der Familie im Rahmen der Aufnahme ins Heim („kritisches Lebensereignis"[2]),
- (Sexuelle) Gewalt, Demütigung, Entwürdigung während der Zeit im Heim,
- innerfamiliäre Traumatisierung durch Vernachlässigung, Misshandlung, Missbrauch vor der Aufnahme ins Heim.

Daher können wir nur feststellen, dass die Gruppe, die von schlimmen Erlebnissen berichtet, die ihr gesamtes Leben überschatten, bei 40 Prozent liegt. Ein großer Teil der Befragten gab somit an, eine schwere, nachhaltige Traumatisierung erfahren zu haben. Über dieses Thema müssen wir noch weiter forschen.

4.2 Erfahrungen, die geholfen und gut getan haben: Soziale Erfahrung in Gruppe und Gemeinschaft.

Als positive Wirkfaktoren wurden genannt:

- „Eine große Familie - Ein liebevolles Zuhause",
- „Miteinander geredet und gespielt",
- „Gute Gemeinschaft",
- „Harmonisches Leben mit viel Spaß",

[2] Lambers, 1996

- „Gefühl, in einer intakten Familie zu leben“,
- „Immer jemand da zum Spielen“,
- „Zusammensein war einfach schön“,
- „Stets einen Ansprechpartner zu haben“.

Detlef spricht sogar von „Heimat“ und einem „Zuhause“ **(Abbildung 14)**.

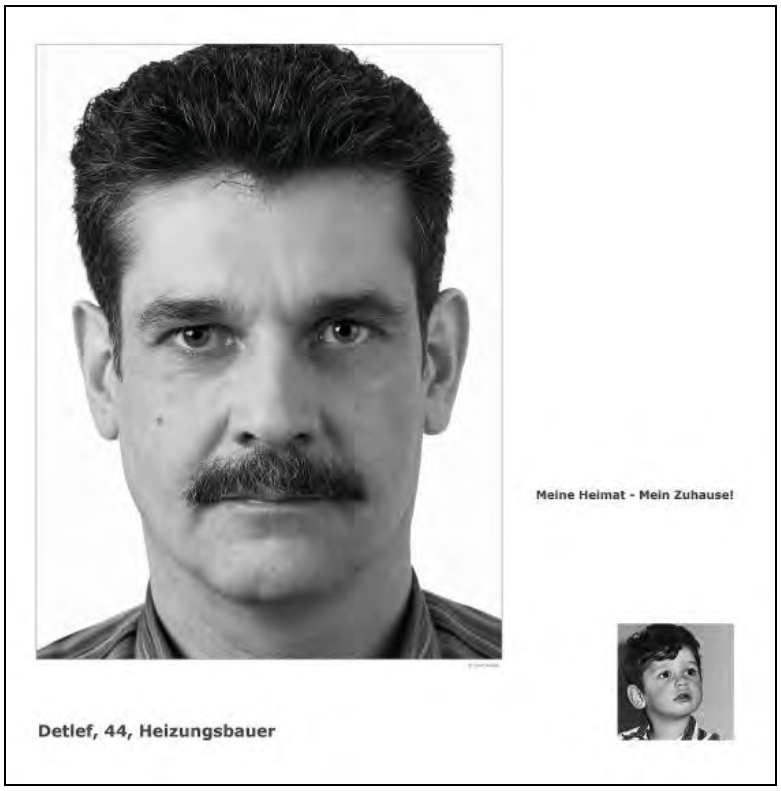


Abbildung 14 © Bethanien Kinderdörfer gGmbH

5. Konsequenzen

Die Konsequenzen, die sich aus den Ergebnissen der heutigen EVAS-Werte und der Rückmeldungen der ehemaligen Heimkinder aus meiner Sicht klar ergeben, sind zwei sehr wichtige Zielsetzungen:

- Abbrüche verringern,
- Jugendhilfekarrieren vermeiden.

Das ist sicher nicht neu, es stellt sich jedoch die Frage, mit welchen Maßnahmen man diese Ziele erreicht. Dazu bedarf es folgender Schritte:

- Jugendamtsarbeit verbessern: Professionalisierung (Fortbildung, Supervision), mehr Fallkontinuität, weniger Falldichte, weniger Kostendruck auf ASD, diagnostische Kompetenz zur Indikationsstellung, Spezialisierung.

- Kooperative Qualitätsentwicklung verbessern: externe Kontrolle und Begleitung der fachlichen Arbeit von Jugendamt und Einrichtung.
- Langfristige Nachsorge und systematische Katamnese.

Meiner Meinung nach muss auch die Situation in den Jugendämtern deutlich verbessert werden. Wir erleben in unserer Einrichtung eine dauerhafte Nachfrage durch verzweifelte Jugendämter, die drei oder vier Kinder unterzubringen haben und uns einfach fragen, ob wir Platz hätten. Wir überprüfen, ob in einer Gruppe gerade eine Aufnahme möglich ist. Dieses Vorgehen stellt das Gegenteil von Passung dar. Passung ist eines der zentralen Qualitätsmerkmale in der Jugendhilfe. Wenn wir Passung erreichen wollen, müssen wir die gesamte Vorgeschichte und das diagnostische Material intensiv betrachten und die Situation in der Einrichtung berücksichtigen. Das ist eigentlich selbstverständlich, trotzdem herrschen extreme Widersprüche zwischen den anerkannten Standards und der Realität, die zu einer erhöhten Abbruchrate und zu Jugendhilfekarrieren führen.

Wir brauchen demnach mehr Fortbildung, Supervision, mehr Fallkontinuität und eine geringere Falldichte im Jugendamt. Die Verbindung zwischen Kostenverantwortung und fachlicher Steuerung lastet in hohem Maße auf dem ASD, so dass eine Qualitätsverbesserung nur durch Verringerung dieses Drucks zu erreichen ist. Wir brauchen mehr diagnostische Kompetenz und mehr Spezialisierung.

Unsere Ziele können wir nur durch eine Verbesserung der kooperativen Qualität erreichen. Im Modellprojekt „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“ haben Jugendämter und Einrichtungen gemeinsame Qualitätsentwicklungsziele festgelegt und dabei zugleich darauf geachtet, dass fachliche Kriterien in die Vereinbarungen einfließen. Das war ein wichtiger Effekt aus dem Modellprojekt. Ich erlebe es zurzeit nicht, dass wir mit Jugendämtern und Einrichtungen unter Hinzuziehung einer fachlichen Begleitinstanz zu Vereinbarungen kommen. Genau das fehlt uns aber.

Zur Verbesserung der Qualität sind eine langfristige Nachsorge und eine systematische Katamnese, das heißt Nachhaltigkeit und Betroffenenbeteiligung (Impact) in der Wirkungsforschung erforderlich. Aussagen zu Nachhaltigkeit in der Jugendhilfe fehlen, weil es keine systematische Erhebung nachhaltiger Wirkungen gibt. Vor dem Hintergrund der hier vorgestellten Befragung kann ich nur versichern, dass die Menschen uns etwas mitzuteilen haben – und wir sollten ihnen zuhören. Ich kann nicht verstehen, warum die teuerste und am meisten kritisierte Form der Jugendhilfe ohne systematische Erhebung der Wirkungen aus der Sicht aller Beteiligten, insbesondere der Betroffenen stattfindet.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Literatur:

Lambers, Helmut: Heimerziehung als kritisches Lebensereignis. Eine empirische Längsschnittuntersuchung über Hilfeverläufe im Heim aus systemischer Sicht. Münster: Votum (1996)

Univ. Köln, Humanwiss. Fak. (Hrsg.); Esser, Klaus: Die retrospektive Bewertung der stationären Erziehungshilfe durch ehemalige Kinder und Jugendliche. Ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung und Wirkungsorientierung. Diss. - Köln (2010)

Was können wir aus der Aufarbeitung der Heimerziehungspraxis in den 50er/60er-Jahren lernen? Welche Anforderungen an die Professionalität von Heimerzieher/innen gibt es?

PROF. DR. PHIL. HABIL. CAROLA KUHLMANN
Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum

1. Was können wir aus der Aufarbeitung der Heimerziehungspraxis in den 50er/60er-Jahren lernen?

Um die Frage beantworten zu können, was wir aus der früheren Heimerziehung lernen können, muss zunächst auf den bisherigen Forschungsstand hingewiesen werden. Die Debatte um die demütigende und gewaltausübende Heimerziehungspraxis der 50er/60er-Jahre hat gerade in den letzten Jahren noch einmal Forschungsprojekte initiiert, die inzwischen mehrheitlich vorliegen.

Es sind Studien zu einzelnen Heimen erschienen, vor allem zu Fürsorgeerziehungsheimen wie Freistatt und Glückstatt, zu Landesjugendämtern und einzelnen Städten (Hannover, München), zu einzelnen Trägern wie Diakonie, Caritas oder AWO[1]. Es hat in den letzten Jahren sowohl eine Aufarbeitung von Akten wie eine Auswertung von Interviews mit Zeitzeugen gegeben, sowohl von Seiten der Erzieher/innen, wie der Heimleiter/innen und Jugendamtsmitarbeiter/innen[2]. Daneben liegen juristische, erziehungswissenschaftliche und psychologische Expertisen über diesen Themenbereich vor, die vom Runden Tisch Heimerziehung in Auftrag gegeben und dort diskutiert wurden[3].

Vieles von dem, was kritisiert wurde, hat sich bereits geändert, vor allem die Erziehungsvorstellungen, die sich zwischen 1965 und 1975 erdrutschartig von einer Orientierung an Gehorsam zu einer Orientierung zur Selbstbestimmungsfähigkeit hin veränderten[4] und damit auch die Heimerziehung nach 1980 prägten. Damit sind aber für die Heimerziehung noch nicht alle Probleme, die damals und heute bestanden und bestehen, aus dem Weg geräumt.

Im Folgenden sollen einige wichtige Befunde, aus denen wir für heute lernen sollten, ausgeführt werden, die vorwiegend die negative Rolle von Vorurteilen, Diagnosen und Stigmatisierung und die Bedeutung einer sozialpädagogisch-professionellen Personalpolitik für die pädagogische Qualität in Heimen betonen.

---

[1] LWV Hessen 2006, Benad u.a. 2009, Pötzsch 2009, Damberg u.a. 2010, Schrapper/Johns 2010, Banach u.a. 2010

[2] vgl. u.a. Kuhlmann 2008, Schäfer-Walkmann 2011

[3] Runder Tisch Heimerziehung 2010, Kuhlmann 2010

[4] Institut für Demoskopie Allensbach 1960, 1979

1.1 Gefahr der Stigmatisierung durch Pathologisierung

Ein Befund, der sich in allen Studien wieder findet, ist der, dass es sich bei den kritisierten Übergriffen und Demütigungen – gerade in den schweren Fällen – nicht um zu vernachlässigende Einzelfälle, sondern um eine bewusste Art von „Verwahrlostenpädagogik" gehandelt hat, die gesellschaftlich akzeptiert und von Jugendämtern, Landesjugendämtern, teilweise auch von den Eltern befürwortet wurde.

Stigmatisierung durch Begriffe wie „Verwahrlosung", „Unehelichkeit" oder „Heimkind" rechtfertigte damals in den Augen der Beteiligten eine „Sonderbehandlung", die sich in einem diskriminierenden, demütigenden und mehrheitlich auch gewalttätigen Umgang mit den Kindern ausdrückte.

In diesem Zusammenhang hat besonders die Jugendpsychiatrie, die in „Verwahrlosung" eine „Psycho- bzw. Soziopathie" sah, die man durch strenge Erziehung „behandeln" sollte, eine unrühmliche Rolle gespielt. Gutachten wie das folgende aus dem Jugendamt Hannover finden sich in vielen Akten:

„In seinem psychischen Zustandsbild ist der Jugendliche unausgeglichen und erheblich gestört. In seinem Gefühlsleben erscheint er wechselhaft, verkrampft, nach außen lebend, ohne echten inneren Tiefgang, ohne Bindungsverlangen und Verpflichtungserleben. Diagnostisch handelt es sich hier um eine Verwahrlosungssymptomatik auf dem Boden einer neurotischen Kontaktstörung mit überwiegend hysterischen Anteilen und einer Gefährdung in Richtung Masochismus."[5]

Durch solcherart Gutachten bestärkt, sahen sich Jugendämter und Heime oft im Recht, wenn sie eine besonders strenge und teilweise auch gewalttätige Pädagogik, wie eine distanzierte Haltung zu den Kindern einnahmen. Gerade die Fürsorgerinnen in den Jugendämtern hatten zudem oft milieuspezifische Vorurteile gegenüber den Eltern und den Kindern, die meist aus den unteren sozialen Schichten kamen und deren Umgangsformen andere waren, als die, welche sie aus ihrer familiären Herkunft kannten. Das führte auch dazu, dass manchmal, wenn auch nicht mehrheitlich, Kinder in Heime kamen aus Gründen, die heute nicht mehr zählen würde: weil die Mutter unehelich war und ohne Tagesbetreuung und Sozialhilfe nicht in der Lage war, das Kind allein groß zu ziehen, weil der Jugendliche häufig gestohlen hatte und es weder Täter-Opfer-Ausgleich, noch Sozialstunden gab, weil keine ambulanten Erziehungshilfen zur Verfügung standen.

Eine Lobby bekamen die „Unehelichen", die „Heimkinder" erst in den 70er-Jahren und von da an dauerte es nochmal 10/15 Jahre bis sich in der Heimerziehungspraxis grundsätzlich etwas änderte.

Trotzdem sollten wir uns auch für heute die Frage stellen, welche Begriffe wohl in ein paar Jahrzehnten im Urteil der nächsten und übernächsten Generation stigmatisierend sein könnten.

[5] StA Hannover, Acc2004/104 Nr. 1

1.2 Wegsperren ist keine Lösung: Geschlossene Systeme erzeugen Gewalt – auch untereinander

Zu den schlimmsten Begleiterscheinungen der Sozialisation in einem Kinder- oder Erziehungsheim der 50er/60er-Jahre gehört neben der Erfahrung der Behandlung als Objekt und der Hilflosigkeit, sich gegen Willkür zu wehren auch die Erfahrung, dass sich ältere und stärkere Jugendliche teilweise nicht mit den Schwächeren solidarisierten, sondern sie ebenfalls misshandelten. Dies geschah vor allem in den „Endstationen", in den Heimen für die besonders „schwererziehbaren" Jungen und war die direkte Folge einer Atmosphäre, die mit Gewalt aufgeladen war.

Nach Goffman ist es eine Folge der totalen Institution, wenn „Insassen" einer Anstalt zu Mittätern ihrer eigenen Unterdrückung werden, wenn einzelne zum Mitvollstrecker der Hierarchie werden. Die Schwächsten haben hier nicht nur unter den Aufsehern zu leiden, sondern werden auch von denen gequält, die eigentlich ihre Leidensgenossen sind. Die Rituale der Unterwerfung in totalen Institutionen sind beim Militär, aber auch in Internaten ähnliche. Sie sollen nicht nur Gehorsam erzwingen, sie sind als spezifische Formen der weitergegebenen physischen Gewalt auch Initiationsriten, die ein Idealbild männlicher Dominanz in die Körper einschreiben. Damit werden neben Anpassung an äußere Ordnung und Regeln auch Bilder und Verhaltensmuster von Männlichkeit erzeugt, in denen Schwäche als angeblich weibliches Verhalten kollektiv verachtet wird. Besonders deutlich wird dies, wenn – wie in Freistatt üblich – Jungen, die sich nicht männlich genug verhielten, mit weiblichen Vornamen angeredet wurden und sich Schutz von Stärkeren erkaufen mussten (durch Essen, Tabak usw.).

Für die überforderten, teilweise ängstlichen oder auch desinteressierten Erzieher war dieses System funktional: Sie mussten sich so nicht mehr selbst mit Gewalt durchsetzen, sondern nur im richtigen Moment wegsehen.

In der Mädchenerziehung waren die Folgen andere, hier sollte nicht „Männlichkeit", sondern „reine" und unschuldige „Weiblichkeit", Demut und Opferbereitschaft vermittelt werden. In der Mädchenerziehung wirkten insbesondere Vorurteile gegenüber der angeblich gefährlichen und gefährdeten Sexualität. Unterstellt wurde hier vor allem den weiblichen Fürsorgezöglingen, sie hätten zuvor „schmutzige" Dinge getan, was ihnen durch strenge Arbeit – bezeichnenderweise in der Wäscherei – ausgetrieben werden sollte. Ein Thematisieren der möglichen sexuellen Gewalterfahrung war ausgeschlossen, das hätte ein Tabu verletzt, das besonders in den kirchlichen Einrichtungen stark wirkte. Die Stigmatisierung als „sexuell verwahrlost", als triebhaft oder dirnenhaft, rechtfertigte in den Augen von Jugendämtern und Heimen damals die geschlossene Unterbringung zum angeblichen Schutz vor der eigenen Sündhaftigkeit, rechtfertigte auch, dass minderjährigen Schwangeren die Kinder entzogen wurden, um den schlechten Einfluss der Mütter zu minimieren. Denn es wurde – nicht immer, aber oft – unterstellt, dass sie sich sowieso nicht für ihre Kinder interessieren würden.

1.3 Keine Erlaubnis für Körperstrafen: Eindeutig uneindeutige Rechtslage führt zu „inoffiziellen“ Regeln und Grenzüberschreitung

Die Rechtslage und vor allem die Praxis der Rechtsauslegung in Bezug auf Körperstrafen waren in der Heimerziehung vor 1980 eindeutig zweideutig. Körperstrafen waren einerseits verboten, lediglich Ohrfeigen durch den Anstaltsleiter erlaubt. Hierfür gab es gesonderte Strafbücher, die regelmäßig von den Landesjugendämtern kontrolliert wurden. Das offizielle Verbot von Körperstrafen wurde den Erziehenden regelmäßig bei der Einstellung bekannt gegeben und in Erzieherbesprechungen oftmals wiederholt. Nur, wenn diese offiziellen Regeln eingehalten worden wären – so hätte sich die ehemaligen Heimkinder vermutlich nicht beschwert. Am Runden Tisch Heimerziehung ging es vor allem um die Grenzüberschreitungen, die nicht als Ausnahmen, sondern offenbar als Regel – quasi systematisch vorkamen. Zu erklären ist das nur damit, dass es neben den offiziellen Regeln auch Regeln „Unter der Hand“ gab: Regeln, die stillschweigend toleriert wurden, von Leitern, Ämtern, manchmal der Justiz.

Denn dass man Jungen – besonders Jungen, die bereits mehrfach auffällig geworden waren und die selbst ein hohes Maß an gewalttätigem Verhalten zeigten, nur mit Körperstrafen zu Gehorsam erziehen konnte, diese Überzeugung teilten die meisten verantwortlichen Erwachsenen in einem stillschweigenden Einverständnis[6]. Und die Gewalt, die von den Jugendlichen selbst ausging, wurde nicht als Folge ihrer biografischen Erfahrung als Opfer gesehen, sondern auf einen Mangel an väterlicher Zucht und Ordnung zurückgeführt.

Toleriert wurden gewalttätige Übergriffe von Erziehenden nicht nur von Anstaltsleitern, sondern auch von den Aufsichtsbehörden. Im Hintergrund stand hier die Rechtsauffassung, dass die elterliche Gewalt, die das Recht des Vaters auf Züchtigung beinhaltete, auf die Anstalt übertragen worden war und dass man gerade Jungen nicht ohne Züchtigungen erziehen könne.

Erzieher, die schlugen oder wegsahen, wenn andere schlugen, Anstaltsleitungen und Behörden, die eventuelle Beschwerden als Lügen denunzierten, öffentliche Medien, die zwar an spektakulären Skandalen immer interessiert waren, die aber eine engagierte längerfristige Berichterstattung über den Alltag und die Probleme, die Familienhintergründe der Jungen oder die berufliche Situation der Heimerzieher/innen nur selten leistete – ohne dieses Zusammenspiel der Beteiligten wären die Zustände in der früheren Heimerziehung nicht möglich gewesen.

1.4 Kette der Verantwortungslosigkeit

Wenn wir festhalten, dass in den meisten Heimen das offiziell erlaubte Maß an Gewalt regelmäßig überschritten wurde, so stellt sich die Frage, warum dies von Heimleitungen und Heimaufsicht toleriert wurde. Um dies zu verstehen muss einerseits die Personalsituation, andererseits das Verhältnis zwischen Heimen und Aufsichtsbehörde (LJA) beleuchtet werden.

---

[6] vgl. hierzu Kuhlmann 2010

Traditionell arbeiteten in Kinder- und Erziehungsheimen Angehörige von Orden und anderen christlichen Gemeinschaften. Sie verstanden ihre Arbeit als caritative und diakonische Liebestätigkeit, als eine seit Jahrhunderten freiwillig erbrachte Wohltätigkeit, die der Staat nicht zu kontrollieren hatte, zumal dieser für die Unterbringung der Kinder und Jugendlichen nicht kostendeckend zahlte. Gerade unangemeldete Besuche, die durchaus stattfanden, empfanden sie als unzulässige Einmischung.

Die Menschen, die für einen „Gotteslohn", für ein Taschengeld gearbeitet und dabei Gruppen von 20 bis 25 Kindern allein oder höchstens mit einer Hilfskraft Tag und Nacht betreut hatten, wurden aber weniger. Den Ordensgemeinschaften und Schwesternhäusern fehlte schon in den 50er-Jahren zunehmend der Nachwuchs. Auch verlangten die Landesjugendämter zu Beginn der 60er-Jahre eine nachweisbare pädagogische Ausbildung. Allein – zu einer Erhöhung der Pflegesätze waren die Landesjugendämter im Gegenzug nicht bereit. So waren die Träger vor die schwierige Aufgabe gestellt, geeignetes Personal zu bekommen und zu halten: in der Heimerziehung herrschte ein großer Fachkräftemangel. Der Versuch der Landesjugendämter, die Träger bei gleichbleibenden, teilweise reduzierten Kosten zu qualifizierterem Personal zu zwingen – so die Studie des LVR – wurde damit zu einem Versuch die „Quadratur des Kreises"[7] zu erzwingen.

Die Kontrolle der Landesjugendämter über die Heime gelang noch aus einem weiteren Grund nicht. Das Amt war abhängig von den Heimen, da es neben dem Fachkräftemangel in den 50er- und 60er-Jahren auch einen großen Mangel an Heimplätzen gab. Daher war es eine leere Drohung, ein Heim schließen zu wollen, das bekanntermaßen zu häufig körperlich züchtigte[8]. Die Landesjugendämter waren auf die Plätze in den Heimen angewiesen, um alle Kinder und Jugendlichen, die vom Amtsgericht oder den örtlichen Jugendämtern überwiesen wurden, unterzubringen.

Diese „Symbiose"[9] zwischen Verwaltung und Heimen, diese Abhängigkeit verhinderte eine konsequente Aufsicht nicht in allen, aber in vielen Fällen. Das heißt aber nicht, dass den Ämtern nicht ganz genau bekannt war, welche Einrichtungen in Bezug auf ihr Personal, ihre Strafpraxis und ihre räumlichen Bedingungen als problematisch einzuschätzen waren. Meist waren es die Einrichtungen, die die besonders problematischen Fälle aufnahmen und auf die die Landesjugendämter besonders angewiesen waren. Verantwortlich für die Toleranz gegenüber eigentlichen nicht zu tolerierenden Zuständen in den Heimen waren daher auch die Jugendämter.

1.5 Bedeutung der Leitung für die pädagogische Qualität

Trotz der widrigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gab es – auch das wissen wir durch die Forschung – aber damals schon einige Heime, die gute pädagogische Arbeit geleistet haben. Es waren nicht viele, aber es gab sie.

An dieser Stelle wird besonders die Rolle der Heimleitung deutlich. Verfolgte sie konsequent ihre nach außen vertretenen Regeln des Gewaltverzichtes und ahndete übergriffi-

[7] Banach u.a. 2010, S. 98
[8] ebd., S. 101
[9] ebd., S. 104

ges Verhalten? Oder entschuldigte, verschwieg und vertuschte sie es? Es gab Beispiele von Heimleitungen, die auch damals schon eine gute Personalpolitik machten, erfahrene und unerfahrene Erzieher/innen nur gemeinsam arbeiten ließ, unfähige entließ und für Weiterbildungen sorgte. Andere Heime gab es dagegen, in denen es häufig zu Leitungswechseln und allgemein zu häufigem Personalwechsel kam, weil die Arbeitsbedingungen ungenügend waren; Heime, in denen es immer wieder zu Übergriffen kam, wo Kinder nur verwahrt wurden und inkompetentes Personal toleriert wurde.

Die Leitung war und ist offenbar für die Qualität pädagogischer Arbeit von besonderer Bedeutung.

1.6 Missbrauch thematisieren

Die Aufarbeitung der Missbrauchsfälle in der früheren Heimerziehung steht erst am Anfang. Im Gegensatz zu Arbeitszwang und körperlicher Misshandlung stellte Missbrauch auch damals schon einen Straftatbestand dar und war weder Überforderungen, noch Kostenzwängen geschuldet. Ob Missbrauch früher in Heimen häufiger geschah als heute, ist nicht eindeutig zu klären. Vermutlich führte aber die doppelte Schutzlosigkeit der „Heimzöglinge" früher dazu, dass mehr Täter ungestraft Kindern und Jugendlichen sexuelle Gewalt antun konnten: Man glaubte den Kindern nicht, wenn sie von den Taten berichteten, einerseits weil sie minderjährig, andererseits, weil sie „verwahrlost" oder „unehelich" waren und ihnen damit sowieso ein Hang zum Lügen unterstellt wurde. In der Studie aus dem Landesjugendamt Rheinland, die letztes Jahr erschien, wird ein Fall dokumentiert, wo erst ein zweiter sexueller Übergriff auf einen Jungen, der noch dazu „fotographisch" festgehalten wurde, schließlich zur Verurteilung des Täters führte. Schon zuvor war der Täter von einem anderen Zögling angezeigt worden, man hatte aber nicht ihm, sondern dem Erzieher geglaubt, da dieser ein Familienvater von drei Kindern war und man ihm den Missbrauch nicht zugetraut hatte. Hier ist es neben den momentan am Runden Tisch Missbrauch erörterten Vorschlägen und einer genaueren Überprüfung von Mitarbeiter/innen notwendig, auch Kinder aufzuklären über mögliche sexuelle Übergriffe und ihr Recht, sich dagegen zu wehren.

Auf dem Hintergrund dessen, was wir heute über pädophile Täter wissen, ist diese Aufklärung von Kindern unabdingbar, denn die Täter sind durch äußere Merkmale oder auffälliges Verhalten nur selten zu erkennen, sie wirken im Gegenteil nach außen stets unauffällig. Einzelne Nachtdienste von Honorarkräften scheinen in diesem Zusammenhang besonders problematisch, ebenso sollte überlegt werden, ob und wie Übergriffen von älteren Jugendlichen auf Kinder vorgebeugt werden kann.

2. Was müssen Heimerzieher/innen wissen?

Vieles ist heute selbstverständlich. In der Heimerziehung wird seit langem über Kinderrechte, Elternarbeit und Partizipation geredet. Aber wissen die sozialpädagogischen Fachkräfte auch, wie sie Kinder über ihre Rechte und über die Möglichkeit, sich zu beschweren, gut aufklären können? Gibt es klare und verbindliche Regeln dafür, wie und wo sich Kinder beschweren können, wenn ihre Rechte verletzt werden? Werden sie über die Gefahren pädophiler Taten aufgeklärt? Gibt es unabhängige Ombudsmänner/-frauen?

Neben Problemen, die sich offensichtlich gelöst haben, wie das der Uneindeutigkeit in Bezug auf die gewaltfreie Erziehung, gibt es auch Probleme, die sich durch die Geschichte der Heimerziehung bis heute ziehen. Dazu gehört auch das Problem, dass es damals wie heute häufig einen Vorrang der Alltagsbewältigung vor der Problembewältigung gab und gibt.

Zwar sieht man heute anders als früher die Relevanz therapeutischer und anderer Hilfen, aber aus Zeitgründen oder aus Mangel an Weiterbildung unterbleibt die so notwendige Hinwendung zu den von den Kindern erlebten und erlittenen Belastungen und Traumata. Daher soll im Folgenden die Notwendigkeit von Biografiearbeit und Traumapädagogik ausgeführt werden.

2.1 Biografiearbeit: Von der Stigmatisierung zur Wertschätzung der Lebensgeschichte

Viele ehemalige Heimkinder sind verzweifelt, weil sie nicht wissen, warum sie eigentlich ins Heim gekommen sind, warum sie verlegt wurden, warum sie plötzlich in eine Pflegefamilie kamen oder von dort wieder ins Heim. Niemand hat es ihnen jemals erklärt. Sie kennen ihre eigene Familiengeschichte nicht, ihre Biografie ist enteignet. Die Akten in den Archiven wissen scheinbar mehr über ihr Leben als sie selbst und gewinnen auf diese Weise eine immense Bedeutung. Es ist für viele sehr schwer, heute nachträglich ihre Lebensgeschichte zu rekonstruieren. Viele wissen nicht, ob und wie viele Geschwister sie hatten, wie ihre Großeltern aussahen, wer ihr Vater war. Ihre Mütter, so sie bekannt waren, sprachen nicht darüber und in den Heimen wurde ebenfalls geschwiegen. Die Folgen dieses Mangels an Wissen werden vielen erst heute bewusst.

Der Schmerz, von den Eltern getrennt worden zu sein, ist für heutige Kinder im Heim derselbe, wie es der für frühere Heimkinder war. Jedes Kind wünscht sich liebevolle und fürsorgliche Eltern. Es braucht eine Erklärung dafür, warum gerade die eigenen Eltern sich nicht kümmern. Wenn es keine Aufklärung bekommt, sucht es sich selber die wahrscheinlich falschen Antworten. Es glaubt, es sei es nicht wert geliebt zu werden oder dass das Jugendamt gegen den Willen der Eltern und ohne Grund die Heimerziehung angeordnet hat.

Die frühere Heimerziehung hat die Kränkung der Kinder durch die Eltern nicht nur nicht aufgefangen, sie hat sie noch verstärkt durch die lieblose, desinteressierte und demütigende Behandlung, durch die Stigmatisierung als „unehelich“, „verwahrlost“ und als „Heimblag“. Kinder wurden als Objekte behandelt, über die sie betreffenden Entscheidungen nicht informiert.

Den hier genannten Problemen kann mit Biografiearbeit entgegengewirkt werden. Mitarbeiter/innen in Heimen sollten über diese Methode informiert sein und sie auch anwenden können. Mit Hilfe der Biografiearbeit werden nicht nur wichtige Dokumente für später gesammelt (z.B. in einem Lebensbuch), es wird auch der Selbstwert gestärkt durch die wertschätzende Arbeit mit den Herkunftseltern, durch eine Sammlung von persönlichen Merkmalen, die liebenswert sind. Gleichzeitig lernen die Kinder die wahren Gründe für den Heimaufenthalt kennen, erfahren durch Briefe von Eltern oder Sozialarbeitern aus dem Jugendamt in kindgemäßer Sprache, was in ihrem Leben und mit ihren Eltern ge-

schehen ist[10]. In der Biografiearbeit können auch belastende Lebensereignisse angesprochen werden, hier ist auch der Ort, wo traumatisches – zwar nicht behandelt, aber doch ausgesprochen werden kann.

Biografiearbeit kann damit auch zu einer gelingenderen Kooperation mit Eltern und Jugendamt genutzt werden. Alle Evaluationsstudien – von JULE bis JES – weisen darauf hin, wie wichtig diese gelingende Kooperation für eine erfolgreiche Erziehungshilfe ist[11], wie sie hergestellt wird, wie ein wertschätzender Umgang mit Eltern gelingt, die offensichtlich ihren Kindern nicht das geben, was sie brauchen, das kann mit einer Wertschätzung auch der Lebensgeschichte der Eltern gelingen.

2.2 Traumapädagogik: Beziehung kommt vor Erziehung

Viele der ehemaligen Heimkinder waren durch den Verlust der Eltern, durch Missbrauch und Misshandlungen traumatisiert. Eine von mir interviewte Frau litt noch lange darunter, dass in dem Heim, in dem sie untergebracht war, niemand den Missbrauch ansprach, ihr nicht einmal erklärte, was ihr Onkel mit ihr getan hatte, obwohl der Missbrauch die Ursache der Unterbringung war.

In dem Buch von *Wilma Weiß* fragt Phillip nach seinem „Ich" – er weiß nicht, wer er eigentlich ist, seine kurze, aber verletzende Lebensgeschichte hat ihm bereits alles Zutrauen in seine Umwelt, seine Person und seine Zukunft geraubt[12]. Wer mit traumatisierten Kindern in der Heimerziehung arbeitet, muss sich nicht nur um den Alltag und die Gestaltung einer förderlichen Lebenswelt kümmern. Vielmehr müssen Erzieher/innen ein Wissen um die Folgen eines Traumas auf das Verhalten von Kindern haben, um angemessen auf die manchmal verstörenden Handlungsweisen der Kinder reagieren zu können.

Zwar sind nicht alle Kinder, die im Heim leben, traumatisiert, jedoch mehr, als wir aus den äußeren Lebensdaten manchmal wissen können. Nicht jede belastende Lebenssituation wirkt traumatisch, Scheidungen, Armut, selbst Suchterkrankungen von Eltern müssen nicht automatisch ein Trauma bedeuten. Aber wenn durch Scheidung von heute auf morgen der Vater oder die Mutter aus dem Leben des Kindes verschwindet, wenn Kinder durch Vernachlässigung Verhungerungsängste erleben mussten, wenn sie erlebt haben, dass die Mutter scheinbar tot ist, weil sie volltrunken im Bett liegt oder gestürzt ist, dann können solche Erlebnisse so traumatisch sein wie Misshandlungen oder Missbrauch. Auch die Heimunterbringung an sich, die Trennung von den Eltern, so notwendig sie manchmal ist, kann traumatisch erlebt werden.

Die Grunderfahrung bei einem traumatischen Erlebnis ist eine existenzielle Angst bei gleichzeitiger Hilflosigkeit, gegen die angstauslösenden Faktoren kämpfen oder ihnen entfliehen zu können.

---

[10] Lattschar/Wiemann 2007

[11] Kuhlmann 2009

[12] Weiß 2004

Traumatisierte Kinder oder Jugendliche reagieren oft in Alltagssituationen mit Aggressionen oder Angst, die andere Kinder nicht wütend oder ängstlich machen würden. Nur ein therapeutisches Milieu, in dem der Beziehungsaufbau Vorrang vor der Erziehung hat, kann diesen Kindern helfen. Bevor sie ein Trauma bewältigen können, was manchmal erst im Erwachsenenalter gelingt, müssen sie stabilisiert werden, müssen wieder Vertrauen ins Leben gewinnen. Sie in Time-out-Räume zu schicken, um ihr aggressives Verhalten zu bestrafen, ist vor dem Hintergrund des von ihnen Erlebten verständlicherweise nicht nur kontraproduktiv, sondern manchmal auch retraumatisierend. Gerade für Kinder, die Traumatisches erlebt haben, die vernachlässigt oder misshandelt wurden, ist eine Pädagogik, mit der Kinder durch Verstärkerprogrammen lernen sollen, Anweisungen von Erwachsenen zu folgen, problematisch. Alternativ und in Abgrenzung zu eher autoritären, verhaltenstherapeutischen Erziehungsprogrammen[13] gibt es andere, die einen autoritativ-partizipativen Erziehungsstil vertreten[14] und sich auch gut auf die Heimerziehung übertragen lassen.

Traumata verarbeiten kann nur, wer eine stabile und fürsorgliche Zuwendung erfährt. Hierfür braucht es neben einer Qualifizierung im Bereich seelischer Traumata auch eine persönliche Qualität, eine eigene positive Bindungserfahrung, eine Fähigkeit Bindungen einzugehen und zu gestalten.

Hilfreich kann für Kinder mit belastenden und/oder traumatisierenden Erfahrungen ein Heim nur dann sein, wenn es den dort tätigen Erziehenden gelingt, signifikante Andere für die Kinder zu werden, damit sie notwendige Bindungserfahrungen nachholen können und auf dieser Basis – und erst dann – Frustrationstoleranz gegenüber Grenzsetzungen erwerben können.

Denn dass Erziehung nicht ohne Zwang möglich ist, darüber sind sich auch die Erziehungswissenschaftler/innen einig. Kinder werden gezwungen, zu einer bestimmten Uhrzeit zuhause zu sein, gesundes Essen zu sich zu nehmen, den Computer auszumachen, Hausaufgaben zu machen oder sich die Zähne zu putzen. Kinder sehen nicht von allein ein, welche Dinge ihnen gut tun und welche sie brauchen, vieles können sie von ihrer Entwicklung her noch gar nicht einsehen. Kinder, zu denen Erwachsene eine liebevolle und tragfähige Beziehung haben, tun diese Dinge, die sie nicht einsehen, in der Regel dem Erwachsenen zuliebe. Kindern und Jugendlichen, mit denen die Heimerziehung zu tun hat, fehlt aber oft diese liebevolle Bindung an einen Erwachsenen, sodass es zu sehr viel mehr Machtkämpfen, Aggressionen und Zwang kommt als in familiären Kontexten. Gewalt ist im Alltag der Heimerziehung nach wie vor präsent: Gewalt unter den Kindern und Jugendlichen, der nur schwer Grenzen zu setzen ist, Gewalt von Jugendlichen gegen Pädagoginnen und Pädagogen, Gewalt aber auch gegen die Jugendlichen, wenn sie verlegt werden, wenn sie mit Medikamenten beruhigt werden oder Gleichgültigkeit gegen ihre Lebensgeschichte erleben.

[13] Sanders u.a. 2003

[14] Dreikurs/Grey 2000; Mc Kay/Dinkmeyer 2004; Hokanen-Schober 2002

2.3 Vom Nutzen und der Bedeutung der Supervision: Gewaltfreie Erziehung – leichter gesagt als getan

Institutionen, die Kindern die Familie ersetzen sollen, sind offenbar anfällig für Grenzüberschreitungen von Zwang zur Gewalt, weil hier Überforderungssituationen alltäglich sind. Erziehung ohne Gewalt muss oberstes Prinzip sein, nicht nur weil Kinder ein Recht auf gewaltfreie Erziehung haben, sondern weil sie durch gewalttätige Erziehung lernen, dass der Stärkere den Schwächeren mit Gewalt zu erwünschten Handlungen zwingen darf.

In dem Wissen darum gewinnt die Supervision eine besondere Bedeutung. Sie hat einerseits die Funktion, Überforderungen zu vermeiden und damit auch gewalttätige Übergriffe und die Behandlung von Kindern als Objekte. Andererseits schärft sie – wie auch Weiterbildungen – die eigene Reflexions- und Kritikfähigkeit, hilft Vorurteile, stigmatisierende Umgangsformen und eigene Fehler im Umgang mit den Kindern zu erkennen und in geschütztem Rahmen an einer Verbesserung der Beziehungsgestaltung zu arbeiten. Sie hilft auch, die inoffziellen Regeln zu erkennen, sie zu thematisieren und zu ändern, wenn sie den Rechten und Bedürfnissen von Kindern nicht genügen.

Wo dieser Rahmen einer regelmäßigen Supervision nicht gegeben ist, verkommt pädagogische Arbeit gerade im Heim leicht zu einer Art „Aufsehertätigkeit", die – so Korczak – immer der einfachere Weg ist, nie aber der bessere. Erzieher/innen müssen sich einlassen, müssen aus eigenen Fehlern lernen dürfen und für jedes Kind neu die richtige Umgangsweise finden. Das stellt sie jeden Tag vor neue Herausforderungen. Gerade wenn ihnen die Kinder nicht gleichgültig sind, stellt es sie vor die Herausforderung, Kindern Grenzen zu setzen ohne Gewalt.

2.4 Stärkung sozialpädagogischer Professionalität

Gerade Jugendliche mit stark herausforderndem Verhalten stellen nach wie vor eine Problemgruppe in der Heimerziehung dar – gestern wie heute fehlt häufig das Geld für eine angemessene therapeutische und pädagogische Begleitung von Kindern, die bereits Gewalt in ihren Herkunftsfamilien und/oder der peer-group erfahren haben und diese weitergeben. Weil es schwerfällt, diesen Kindern und Jugendlichen Grenzen zu setzen, werden heute wieder Maßnahmen diskutiert, die an die früheren „Besinnungszimmer" erinnern[15]: Time-out-Räume, die Erziehenden eine neue Möglichkeit im erzieherischen Maßnahmenkatalog eröffnen soll[16].

Kinder sind zuerst Kinder, die sich noch entwickeln, nicht wahrnehmungs-, bindungs- oder lerngestörte, hyperaktive oder „Schwererziehbare". Etiketten wirken auf das Selbstbild und auf das Handeln der Erziehenden. So notwendig medizinische Diagnostik im Einzelfall sein kann, sie darf niemals die Kinderrechte außer Kraft setzen oder einschränken. Janus Korczak hat es zu den Rechten eines Kindes gezählt, dass es an den Urteilen, die wir über seine Person fällen, Anteil nehmen darf.

---

[15] Die Gefahr, die von diesen Versuchen ausgeht, liegt nicht in einzelnen, gut evaluierten und beobachteten Projekten, die in diesem Bereich stattfinden, sondern in einer auf Dauer angelegten Strafpraxis, die gerade bei traumatisierten Kindern und Jugendlichen problematisch ist.

[16] Schwabe 2008

In den letzten Jahren ist in der Heimerziehung zu beobachten, wie Umgangsweisen der Psychiatrie mit ihren verhaltenstherapeutischen Settings neu Eingang in die Heime finden. Zeitgleich werden in Heimen wieder verstärkt Kinder- und Jugendpsychiater eingestellt, wie es vor 1970 in vielen Einrichtungen[17] üblich war. Die Zusammenarbeit der Jugendhilfe mit dem Gesundheits- und auch mit dem Justizbereich ist eine notwendige, aber auch problematische, wie wir in der Geschichte gesehen haben. Sie kann nur gelingen, wenn Jugendhilfe die ihr eigenen Aufgaben der Beziehungsarbeit als notwendige Grundlage von Erziehung und Bildung gegenüber den Strafabsichten der Justiz und den Heilungsabsichten der Medizin vertreten kann. Und das ist ihr als sozialpädagogische – und damit gegenüber Ärzten und Juristen mit dem geringeren Status versehene – Profession bisher selten ausreichend gelungen.

Eine angemessene Erziehungs- und Bildungsförderung von Kindern und Jugendlichen steht und fällt mit ausreichendem und ausreichend qualifiziertem Personal. Es braucht Erzieherinnen und Erzieher, Sozialpädagoginnen und -pädagogen, die diesen Beruf bewusst und überzeugt ergreifen – und nicht, weil sie woanders keine Stelle bekommen haben. Es braucht Menschen, für die die Achtung der Menschenwürde auch schwieriger Eltern und Kinder zu ihrer professionellen Ethik gehört.

Der heute drohende Fachkräftemangel in der Heimerziehung und die Tendenz vieler Fachkräfte, die oft belastenden Arbeitsbedingungen im Heim zu meiden, sollte den Verantwortlichen Anlass zur Sorge geben und in Überlegungen münden, wie gutes Personal gewonnen und gehalten werden kann.

Literatur

Banach, Sarah; Henkelmann, Andreas; Kaminsky, Uwe u.a. (Hrsg.) 2010: Verspätete Modernisierung - Öffentliche Erziehung im Rheinland - Geschichte der Heimerziehung in Verantwortung des Landesjugendamtes (1945-1972); Landschaftsverband Rheinland (LVR)

Benad, Matthias/ Schmuhl, Hans-Walter/ Stockhecke, Kerstin (Hrsg.) 2009: Endstation Freistatt – Fürsorgeerziehung in den v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel bis in die 1970er-Jahre, Bethel

Bausum, Jakob (Hrsg.) 2011[2]: Traumapädagogik : Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis, Weinheim, München: Juventa

Damberg, Wilhelm/Frings, Bernhard/Jähnichen, Traugott/Kaminsky, Uwe (Hrsg.) (2010): Mutter Kirche - Vater Staat? - Geschichte, Praxis und Debatten der konfessionellen Heimerziehung seit 1945, Bochum

Hartmann, Klaus 1996: Lebenswege nach Heimerziehung. Biographien sozialer Retardierung. Freiburg i.Br.: Rombach

Honkanen-Schoberth, Paula 2002: Starke Kinder brauchen starke Eltern. Der Elternkurs des Deutschen Kinderschutzbundes. Berlin

Institut für Demoskopie Allensbach 1960: Die pädagogische Ohrfeige. Eltern über Züchtigung in den Schulen, Archivbestand (auf Anfrage erhältlich)

[17] Hartmann 1996

Institut für Demoskopie Allensbach 1979: Prügelstrafe als Elternvorrecht, Archivbestand (auf Anfrage erhältlich)

Kuhlmann, Carola 2008: „So erzieht man keinen Menschen!“ – Lebens- und Berufserinnerungen aus der Heimerziehung der 50er und 60er-Jahre, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Kuhlmann, Carola 2009: Wirksamkeit in der Jugendhilfe. Forschungsergebnisse in Bezug auf den Resilienzfaktor „Beziehung“. In: Balz, Hans-Jürgen u.a. (2009): Zukunft der Familienhilfe. Veränderungen und integrative Lösungsansätze, Neukirchen-Vluyn, S. 93-101

Kuhlmann, Carola 2010: Erziehungsvorstellungen in der Heimerziehung der 50er und 60er-Jahre, Expertise für den Runden Tisch Heimerziehung,
http://www.rundertisch-heimerziehung.de/downloads.htm

Landeswohlfahrtsverband Hessen (Hrsg.) 2006: Aus der Geschichte lernen - die Heimerziehung in den 50er und 60er-Jahren, die Heimkampagne und die Heimreform; Tagungsdokumentation zur Veranstaltung des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen mit der Internationalen Gesellschaft für erzieherische Hilfen (IGfH) und dem SPIEGEL-Buchverlag bei DVA - am 9. Juni 2006 in Idstein; Kassel

Lattschar, Birgit/Wiemann, Irmela 2007: Mädchen und Jungen entdecken ihre Geschichte. Grundlagen und Praxis der Biografiearbeit, Weinheim, München: Juventa

McKay, Gary/Don sen., Dinkmeyer 2004: Step – Das Elternbuch: die ersten 6 Jahre. Weinheim

Pötzsch, Hansjörg 2009: Heimgeschichte(n). Heimerziehung im AWO-Bezirksverband Braunschweig von der Nachkriegszeit bis heute, Braunschweig, Eigenverlag

Runder Tisch Heimerziehung: Abschlussbericht des Runden Tisches 2010 „Heimerziehung in den 50er und 60er-Jahren“; Eigenverlag und Vertrieb: Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe – AGJ; Berlin Dezember 2010

Sanders, Matthew u.a. (Hrsg.) 2003: Das Triple P Elternarbeitsbuch. Der Ratgeber zur positiven Erziehung mit praktischen Übungen. ein Konzept der Christoph-Dornier-Stiftung Münster: PAG

Schäfer-Walkmann, Susanne u.a. (Hrsg.) 2011: Die Zeit heilt keine Wunden. Heimerziehung in den 1950er und 1960er-Jahren in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Freiburg i. Br.: Lambertus

Schrapper, Christian/Johns, Irene (Hrsg.) 2010: Landesfürsorgeheim Glückstadt 1949-74 – Bewohner, Geschichte, Konzeption, Wachholtz-Verlag Neumünster

Schwabe, Mathias 2008: Zwang in der Heimerziehung? Chancen und Risiken, München: Reinhardt

Thiersch, Hans 1973: Institution Heimerziehung. Pädagogischer Schonraum als totale Institution. In: Giesecke, Herrmann 1973: Offensive Sozialpädagogik. Göttingen, S. 56-79

Weiß, Wilma 2004: Phillip sucht sein Ich. Zum pädagogischen Umgang mit Traumata in den Erziehungshilfen. Weinheim

Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe 1: Mitsprache und Beteiligung von Kindern und Jugendlichen bei der Gestaltung ihres Alltags im Kinderheim[1]

DR. HANS-ULLRICH KRAUSE
Leiter des Kinderhauses Berlin Mark Brandenburg, Berlin
Vorsitzender der IGfH; Alice Salomon Hochschule Berlin/Universität Luxemburg;
Kronberger Kreis für dialogische Qualitätsentwicklung

1. Warum Partizipation?

These 1:
Moderne Organisationstheorien besagen: Wenn sich eine Organisation (am Markt) behaupten will, sind Mitgestaltung und Beteiligung der in der Organisation tätigen oder lebenden Menschen die Grundbedingungen für den Erfolg.

These 2:
In einer dynamischen, freien und wesentlich auf Informationen und Lernen beruhenden Gesellschaft kann sich ein Individuum wie auch eine Organisation nur dann erfolgreich entwickeln, wenn es/sie aktiv am Geschehen teilnimmt.

These 3:
In jeder Organisation treten Fehler auf. Partizipation kann dabei helfen, diese Fehler rechtzeitig zu erkennen und daraus zu lernen.

2. Warum Beteiligung?

These 4:
Beteiligung findet ohnehin im Alltag statt. Es kommt darauf an, sie im Sinne der Menschen wie auch der humanen Organisationen zu nutzen.

These 5:
Ein Kind kann sich nur dann die Welt selbstbewusst erschließen, wenn es die Gewissheit hat, dass es gebraucht und gewollt wird.
Oder anders:
Korczak schreibt in „Das Recht des Kindes auf Achtung", dass jedes Kind ein Recht darauf hat, zu sein, was es ist.

3. Was verstehen wir unter Partizipation?

Für viele von uns bestand Partizipation vor allen Dingen darin, dass ein Sprecherrat in einem Heim existiert und mitbestimmt. Man hat dafür zu sorgen, dass die Jugendlichen über die wesentlichen Dinge informiert sind und ein bisschen mitreden, an der richtigen Stelle ihre Hand heben und das Gefühl haben, dass sie gefragt werden.

[1] Bei diesem Text handelt es sich um eine durch Bandabschrift ergänzte PowerPoint-Präsentation.

Das ist jedoch nur ein kleines Element der Partizipation. Partizipation besteht nicht darin, ein bisschen „Demokratie zu spielen“. Ob Kinder, Jugendliche oder Erwachsene, ob eine Organisation mit Teamleitung und verschiedenen Mitarbeiter/innen: Alle Beteiligten haben gemeinsame, aber auch divergierende Interessen. Das betrifft vor allem auch den Alltag einer Einrichtung wie ein Kinderheim. Jedes Kind und jeder Jugendliche hat eigene Interessen und versucht, diese durchzusetzen. Die Erzieher/innen wiederum haben andere Interessen, die ebenfalls nicht alle übereinstimmen.

Diese Tatsache bildet für mich heute die Grundlage, über Partizipation nachzudenken. Nicht die Gleichheit, sondern die Anerkennung des Umstandes, dass wir verschiedene Interessen haben, ist die Grundhaltung für Partizipation. Sich dem Thema mit dieser Grundhaltung zu nähern, ist wesentlich gewinnbringender, als gleich die nächste Stufe zu erklimmen und nach Methoden und Strukturen der Partizipation zu suchen.

Bevor sich Kinder und Jugendliche beteiligen können, müssen sie erst einmal wissen, was Recht und was nicht rechtens ist. Eine revolutionäre Neuerung war vor einigen Jahren von Jörg Fegert eingeführt worden: Die geschlossene Abteilung der Kinder- und Jugendpsychiatrie wurde mit einem Telefon für die Kinder und Jugendlichen ausgestattet, über das sie sich nach außen auch beschweren konnten. Erstaunlicherweise hat nie jemand angerufen, denn die Kinder und Jugendlichen waren über die Rechte nicht ausreichend informiert. Wenn ein Kind gar nicht weiß, dass ein sexueller Übergriff auf seine Person einen Rechtsbruch darstellt, wird es darüber nicht kommunizieren, erst recht nicht nach außen. Ein Kind muss also vorher lernen, was seine Rechte und seine Interessen sind und was Rechtsbrüche und die Interessen anderer in diesem Kontext darstellen. Wenn Kinder über ihre eigenen Rechte informiert und auch in der Lage sind, ihre Rechte und Interessen zu kommunizieren, könnten sie möglicherweise auch dieses Telefon nutzen und sich beschweren.

Unsere Kinder sind in der Regel gerade in der Kommunikation völlig ungeübt. Sie wollen ihre Interessen durchsetzen und können dies oft nur unter Anwendung von Gewalt gegen ein anderes Kind. Kinder und Jugendliche – wie wir Erwachsenen auch immer wieder – müssen lernen, ihre eigenen Interessen zu artikulieren, die Rechtszusammenhänge zu erkennen und das Ganze in Sprache zu fassen und in Handlungen zu bringen. Das ist Partizipation.

In der Implementierung von Partizipation geht es um die folgenden Aspekte:

- Partizipation als Interessenausgleich,
- Partizipation als Schutz der Kinder und Jugendlichen vor Übergriffen,
- Partizipation als Abwehr von Katastrophen,
- Partizipation als Entwicklungsmöglichkeit für Organisationen,
- Partizipation als Entwicklungsmöglichkeit für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,
- Partizipation als Verteilung von Verantwortung auf viele/alle,
- Partizipation als Analyse- und Verstehensprozess.

4. Warum beteiligen sich Kinder/Jugendliche gern?

Kinder und Jugendliche nehmen gern und mit Interesse an Prozessen teil, bei denen sie gefordert werden, an denen sie mit ihrem Wissen, ihren Erfahrungen und Meinungen gefragt sind. Das tun im Übrigen auch Erwachsene gern.

Beteiligung ist für Kinder mit positiven Aspekten verbunden:

- Neugier,
- Ausprobieren,
- beobachten, was passiert,
- sich selbst beobachten,
- Einfluss nehmen,
- sich selbst testen,
- seine Angst überwinden.

5. Voraussetzungen für gelingende Beteiligung

Wenn Beteiligung/Partizipation gelingen soll, müssen folgende Bedingungen geschaffen werden:

- Demokratische Haltung als Grundlage für gelingende Beteiligung,
- Offene Orte gestalten,
- Zukunftsgewissheit,
- keine Angst vor Fehlern und Kritik,
- erkennbare, gut ausgestattete, kontinuierlich arbeitende, verlässliche Gremien,
- Transparenz/gewollte Offenheit,
- konsequentes Analyse- und Entscheidungshandeln.

Das Ziel ist nicht die Verregelung, sondern Offenheit!

6. Gremien und Formen der Beteiligung

Als Gremium für die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen hat sich der Sprecherrat bewährt. Für die Mitarbeiter/innen gibt es beispielsweise die Koordinierungskommission, Qualitätsentwicklungsgruppen und Fachgremien.

Als **Beteiligungsformen** haben sich etabliert:

- Evaluationen (z.B. Befragungen von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen über anonyme Fragebögen),
- Arbeit des Sprecherrates,
- Ombudsfrauen/-männer,

- Beschwerde- und Fehlermanagement (z.B. Telefonkontakt nach außen),
- Infobriefkasten,
- Sprechstunden der Leitung.

Kinder und Jugendliche beteiligen sich gern an **anonymen Befragungen**. Sie werden zu allen möglichen, sie persönlich oder die Einrichtung betreffenden Themen befragt (z.B. Erfahrungen mit Gewalt und was man dagegen tun kann, schulische Förderung, Leben in der Wohngruppe).

In unserer Einrichtung befragen wir im Abstand von einem halben Jahr alle Kinder ab sechs Jahren über anonyme Fragebögen zu verschiedenen Themen. Dabei bitten wir ältere Kinder, den jüngeren beim Ausfüllen zu helfen. Es ist hochinteressant, dass diese Evaluationsbögen in einer Rückgabequote von bis zu 85 Prozent genutzt werden und zu sehr guten Ergebnissen kommen. Die Bögen werden vom Sprecherrat der Jugendlichen selbst wieder eingesammelt.

Vor zwei Jahren haben wir beispielsweise die Kinder gefragt, welche Art der Hilfe sie sich bei schulischen Problemen wünschen. Aus den Nennungen ragten drei Wünsche aus den verschiedenen Antworten deutlich heraus:

1. Die Erzieher/innen sollen mehr tun,
2. Bildung von Lerngruppen, damit man sich untereinander helfen kann,
3. Anschaffung von Büchern (nicht etwa Internet!).

Diese Wünsche der Kinder haben wir umgesetzt. Die Bücher wurden weitgehend durch Spenden angeschafft. Die Kinder haben also unmittelbaren Einfluss auf die Arbeit der Einrichtung ausgeübt.

Kinder und Jugendliche erhalten die Möglichkeit, ihre Erzieherinnen und Erzieher mittels anonymer Fragebögen zu bewerten. Auch wenn es um das Thema „Missbrauch“ oder „Rechtsbrüche“ geht, kann man anonyme Fragebögen hervorragend verwenden, denn dort bringen wir unter anderem Fragen unter wie: „Glaubst du, dass es in deiner Gruppe Dinge gibt, die gegen die Rechte von Kindern gerichtet sind und kannst du uns Ereignisse nennen?“ Darauf antworten Kinder oft sehr dezidiert. Eine andere Frage kann lauten: „Was willst du noch sagen?“ Die Fragen werden anonym beantwortet, wenn es aber offensichtliche Rechtsbrüche gibt, denen wir nachgehen müssen, bitten wir, dass das Kind sich meldet, um das Problem zu besprechen. Nach meiner Erfahrung melden sich die Kinder bei uns. Solche Befragungen haben wir auch mit Eltern durchgeführt, mit ähnlichen Ergebnissen.

Diese Beteiligungsform kann ich sehr empfehlen. Aber die Kinder müssen wissen, dass es sich lohnt, daran teilzunehmen.

Die **Aufgaben und Möglichkeiten des Sprecherrates** sind zum Beispiel:

- Verwaltung von Spendengeld,
- Streitschlichter,

- Mitsprache in Personalfragen (Einstellungen und Entlassungen),
- Mitsprache bei wesentlichen Anschaffungen und baulichen Veränderungen,
- Mitwirkung in Kulturfragen (Aktionen),
- Beschwerdeprüfungen,
- Durchführung von Befragungen.

Die Arbeit des Sprecherrates verlangt eine Begleitung, zum Beispiel durch regelmäßige Treffen, um gemeinsamen zu kochen, zu essen oder eine Ausstellung zu besuchen usw. Bei uns bekommen die Kinder 15 Euro Sitzungsgeld, wenn sie dreimal hintereinander aktiv an den Besprechungen teilnehmen, bei einem unentschuldigten Fernbleiben jedoch nicht. Unser Sprecherrat, in dem alle 36 Teilprojekte (mit insgesamt etwa 280 untergebrachten Kindern und Jugendlichen) vertreten sind, trifft sich ein- bis zweimal im Monat und lädt andere Personen dazu ein. Ich empfehle, dass der Leiter der Einrichtung selbst den Sprecherrat begleitet, da das dem Sprecherrat ein höheres Gewicht verleiht. Der Sprecherrat besitzt Abstimmungsmöglichkeiten, es gilt die einfache Mehrheit. Die Kinder und Jugendlichen können auch gegen mich stimmen und ich muss mich an den Beschluss des Sprecherrats halten, auch als Leitung.

Die praktische Arbeit eines Sprecherrates hängt u.a. von der Größe einer Einrichtung oder eines Trägers ab. Sind es sehr viele Kinder in vielen Teileinrichtungen, muss man die Struktur anders wählen und könnte vielleicht einmal im Jahr eine Gesamtversammlung aller Sprecherräte abhalten, um allgemein interessierende Themen zu behandeln. Wesentlich ist, dass der Sprecherrat Zugänge zu solchen Entscheidungen hat, die tatsächlich zu Veränderungen in den jeweiligen Einrichtungen oder beim Träger führen.

Ein Beschwerdebriefkasten hat sich in unserer Einrichtung nicht bewährt, er wird in regelmäßigen Abständen wieder vorgeschlagen und aufgehängt, jedoch nie genutzt.

Man kann auch mit Kindern und Jugendlichen über Missbrauch und übergriffiges Verhalten besser sprechen, als die meisten von uns annehmen. Das Thema ist für sie kein Tabu. Untereinander sprechen sie ohnehin darüber.

Eine weitere Möglichkeit zur Beteiligung erhalten die Kinder und Jugendlichen im Bereich der Qualitätsentwicklung. Kinder, Jugendliche und Erwachsene entwickeln dialogisch die Qualität der Arbeit in der Einrichtung.

7. Grenzen der Beteiligung?

Wenn Beteiligung zu einem zentralen Bestandteil der Kultur einer Einrichtung geworden ist, werden die Menschen fair, offen und selbstsicherer miteinander umgehen. In diesem Fall dürfte Beteiligung nie zu weit gehen können.

Beteiligung muss sich jedoch in seiner Gesamtheit entwickeln, sie stellt sich nicht von heute auf morgen her. Dazu bedarf es einer Haltung aller Beteiligten, insbesondere zunächst der Erwachsenen, dass ein demokratisches Miteinander sinnvoll und erforderlich

ist. Wie kommen Erzieher/innen jedoch von ihrer hierarchisch höheren Position zu dieser demokratischen Haltung, ohne ihre Autorität als Erwachsene zu verlieren?

Nur, wenn Menschen die Erfahrung machen, dass das, was sie tun oder sagen, etwas bewirkt, werden sie sich beteiligen. Das gilt für Erwachsene ebenso wie für Kinder und Jugendliche. Man kann mit Kindern und Jugendlichen keine Partizipation gestalten, wenn sich die Mitarbeiter/innen selbst nicht beteiligt und geachtet fühlen. Sie geben die Wertschätzung, die sie selbst erfahren, an die Kinder und Jugendlichen weiter.

In unserer Einrichtung wurde beispielsweise eine Koordinierungskommission etabliert, in der die pädagogischen Fachkräfte ihre Beschlüsse fassen können, die dem Sprecherrat der Kinder und Jugendlichen mitgeteilt werden. Der Sprecherrat gibt seine Positionierung zu den Beschlüssen an die Koordinierungskommission zurück und sie werden mitunter neu diskutiert.

Fazit: Eine demokratische Haltung und Partizipationskultur muss strukturell hergestellt werden.

Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe 2: Elternarbeit – Wie muss eine stationäre Hilfe im Umgang mit der Herkunftsfamilie begleitet werden?

DR. PETER BÜTTNER
Geschäftsführer, Projekt PETRA, Schlüchtern

BIRGIT SCHMIDT
Erzieherin, Kinderhaus Berlin-Mark Brandenburg e.V., Berlin

1. Notwendigkeit von Elternarbeit

Hinter der Notwendigkeit der Elternarbeit (EA) steht der gesetzliche Auftrag nach § 34 SGB VIII. Allerdings beginnt Elternarbeit jenseits des gesetzlichen Auftrages bereits vor der Aufnahme des Kindes im Heim damit, die Biografie des Kindes auch mit den Eltern selbst noch einmal zu erschließen – und zwar bei der Familie – und nicht nur über die Akten. Es ist der Frage nachzugehen, wie es zu der Situation gekommen ist. Sie als Mitarbeiter des Heimes sollten das noch genauer explorieren, um größere Handlungsspielräume zu bekommen und präzisere Handlungsmuster im pädagogischen und therapeutischen Bereich entwickeln zu können. Damit erhalten Sie eine unmittelbare Erkenntnis der Vorgeschichte und eine tiefere Empathie. Wenn wir in die Familien gehen, lassen wir uns, wenn es geht, die Familienalben zeigen und von der letzten Urlaubsreise oder anderen wichtigen Erlebnissen erzählen – wenn es das überhaupt gibt. Wenn es zum Beispiel gar keine Bilder gibt oder alles in einer Kiste durcheinandergeworfen vorliegt, sind das bereits wichtige Hinweise im Sinne einer Diagnostik.

Bei Kindern, die ein gestörtes Verhältnis zu ihren Eltern haben und im Augenblick nicht mit ihnen kommunizieren, sind die Eltern trotzdem immer psychisch präsent. Sie haben immer eine Repräsentanz in der Kognition von Kindern und eine indirekte Wirkung. Bei jedem Wochenendbesuch, bei jedem Urlaub wirken sie natürlich explizit direkt. Das müssen wir uns immer vor Augen halten. Es kann nur im Interesse des Fallverlaufs sein, diese Wirkungen mit zu steuern und zu beeinflussen.

Seitens des öffentlichen Trägers der Jugendhilfe besteht ein Interesse daran, das Kind möglichst schnell wieder in die Familie zurückzuführen. Das ist eine legitime Forderung. Häufig jedoch kommt man zu der Erkenntnis, dass das so schnell nicht verwirklicht werden kann. Hier ergeht der Auftrag an die Elternarbeit, den Prozess der „Abnabelung" des Kindes zu begleiten, der mindestens ebenso wichtig ist wie die Begleitung der Rückführung. Dieser Prozess birgt psychische Folgeprobleme, auch wenn es den Beteiligten zunächst nicht bewusst ist. Das ist ein weiteres Motiv für die Elternarbeit, gerade dann, wenn es sich konflikthaft abspielt. Elternarbeit hat hier eine andere Zielsetzung, sie muss dennoch gepflegt werden. Selbst wenn ein Kind gegen den Willen der Eltern in einem Heim untergebracht ist, muss sich die Einrichtung bemühen, auf die Eltern zuzugehen – im eigenen Interesse. Wenn Eltern sich sozusagen vom Kind „lossagen", muss man den Kontakt trotzdem weiter aufrechterhalten, auch wenn der Kontakt seltener stattfindet.

Welche Variante sich entwickelt, bestimmen nicht wir, sondern das ergibt sich aus der Beziehungsstruktur der beteiligten Akteure. Trotzdem müssen Sie alle Varianten versorgen und nachbearbeiten. Nichts wirkt stärker auf die Psyche der Kinder als der familiäre Hintergrund, sei er noch so negativ besetzt. Elternarbeit hört daher nie auf, auch wenn sich abzeichnet, dass das Kind nicht in die Familie zurückkehren wird.

2. Was ist Elternarbeit?

Es gibt wohl kein Heimkonzept mehr, in dem nicht die Elternarbeit verankert ist. Aber: Ist jeder Kontakt, der zwischen der Einrichtung und den Eltern stattfindet, Elternarbeit? Oder definieren wir Elternarbeit als zielgerichtete, methodisch orientierte und strukturierte Gespräche? Ich plädiere für die zweite Variante.

Die Elternarbeit vollzieht sich demnach auf zwei Ebenen:

- die mittelbare und
- die unmittelbare Elternarbeit (zielgerichtet, methodische Kontakte).

Meines Erachtens erfordert die Arbeit mit den Eltern Zielgerichtetheit und Überlegungen über Zielsetzungen bei jedem einzelnen Elternteil, über methodisches Vorgehen, wer für diese Kontakte am besten geeignet erscheint usw. All dies subsummiere ich unter „Elternarbeit". Den Rest bezeichnen wir als „Elternkontakte". Das stellt jedoch keine Norm für alle anderen Einrichtungen dar. Elternkontakte gibt es viel mehr, als die Elternarbeit ausmacht. Auch unstrukturierte Elternkontakte haben eine große Bedeutung.

3. Grundfragen

Es ist Sache jeder Einrichtung, wie sie für sich Elternarbeit definiert. Nach dieser Definition ergeben sich mehrere Grundfragen:

- Welche Ebenen sollen betreten werden: Informationsaustausch zwischen Erziehern und Eltern, Beratung, Therapie?
- Wer führt die Elternarbeit durch (Erzieher, gruppenübergreifender Dienst, z.B. Psychologe)?
- Wo findet die EA statt (intern, extern)?
- Zu welchen Zeitpunkten findet sie statt (vor, während, nach dem Heimaufenthalt)?
- Wie oft findet EA statt?
- Wie lang sollte eine Einheit sein?
- Welche Methoden/Verfahren werden angewandt?

Wenn der Informationsaustausch zwischen Erziehern und Eltern routinemäßig, regelhaft und verlässlich funktioniert, ist schon sehr viel gewonnen, daher ist dieser keineswegs trivial. Die nächste Ebene mit einer höheren Intensitätsstufe ist die der Beratung. Das bedeutet, Sie steuern Beurlaubungen mit, Sie geben Ratschläge mit in die Beurlaubung oder intervenieren gar in Bezug auf vorhandene Geschwisterkinder und geben Erziehungsrat-

schläge. Sie versuchen, direkten Einfluss über Beratungsinhalte zu nehmen. Hier kommen bereits Überlegungen über verschiedene Methoden ins Spiel: Gespräch, teilnehmende Beobachtung, systematische Exploration, Videografie usw. All das sind Möglichkeiten, die zur Verfügung stehen, aber nicht bei allen Eltern angezeigt und nicht von jedem Mitarbeiter zu leisten sind. Die Methoden sind in jedem Einzelfall festzulegen. Zu der therapeutischen Ebene zähle ich zum Beispiel auch Elternwochenenden. Manche Einrichtungen laden mehrmals im Jahr die Eltern ein, entweder als Einzelmaßnahme, bei der die Eltern das Wochenende in der Einrichtung mit ihren Kindern verbringen, oder es werden Selbsterfahrungsgruppen mit Eltern, mit Kindern ähnlichen Alters oder ähnlicher Problembilder organisiert. Dahinter steckt noch einmal ein höherer personeller, methodischer und finanzieller Aufwand. Die Einrichtung muss herausarbeiten, welche dieser Ebenen und Methoden sie leisten kann und welche Indikatoren welche Methoden erforderlich machen. Das kann selbstverständlich im Laufe der Unterbringungszeit wechseln.

Mit dem öffentlichen Träger haben wir entsprechende Sondervereinbarungen getroffen, die nicht im regulären Kalkulationsplan enthalten sind. Die Elemente, die nicht zu vereinbaren waren, wurden durch Organisationsvariablen versucht zu erleichtern.

Die Frage, wer aus dem Heim die geeignete Person für die Elternarbeit ist, hängt nicht nur vom Ausbildungsstatus und der Qualifikation der Mitarbeiter ab, sondern auch von der Verfügbarkeit – man denke an eine Erzieherin im klassischen Gruppen(schicht)dienst. Das erfordert eine Vertretungsregelung in der Gruppenarbeit. Bei uns springt auch einmal der Gruppenübergreifende Dienst (GÜD) ein. Bei uns müssen alle GÜD-Mitarbeiter mit 25 Prozent ihrer Stundenzahl direkt mit den Kindern in der Gruppe arbeiten, auch der Psychologe und der Heimleiter. Damit wird der Gruppendienst entlastet. Wenn die Elternarbeit in einer verlässlichen Rhythmik konzipiert ist, kann die Übernahme des Gruppendienstes im Voraus gut durchgeplant werden.

Es kommt in vielen Heimen durchaus vor, dass eine Erzieherin mit der Elternarbeit überfordert ist und der Psychologe geeigneter erscheint. Der Psychologe ist jedoch häufig zu weit weg von dem Kind und verfügt über keine konkreten Informationen und lebendige Erfahrung. Dies löst sich bei uns durch diese 25 Prozent seiner Arbeitszeit, die der Psychologe direkt mit den Kindern verbringt. Das ist der Vorteil unseres Konzepts.

Unser Konzept sieht weiterhin vor, dass alle vier Wochen die Elterngespräche grundsätzlich bei der Familie durchgeführt werden. Wir sind eine überregional belegte Einrichtung, die Kinder kommen im Durchschnitt aus 100 Kilometer Entfernung, daher ist dieses Vorgehen recht aufwendig. Wir erreichen jedoch damit einen großen Erkenntnisgewinn, denn eine Familie versteht man am besten, wenn man sie in ihrem Umfeld aufsucht.

Die Arbeit mit den Eltern kann aber auch in einem bestimmten Intervall außerhalb der Wohnung und des Umfeldes der Familie stattfinden, wenn die andere Methode aus finanziellen, personellen, logistischen oder zeitlichen Gründen nicht möglich ist. Es gibt auch Mischformen von beidem.

Eine weitere Frage ist, welche Personen in die Elternarbeit eingebunden werden, ob man die Gespräche lediglich mit den Eltern führt, ob man die Kinder – je nach Alter – oder auch andere Bezugspersonen mit einbezieht. Sollen es Familiengespräche oder Metage-

späche zwischen Eltern und Einrichtung sein? Dafür sind die Indikationen entscheidend. Es kann von Familie zu Familie, aber auch von Situation zu Situation unterschiedlich gehandhabt werden. Methodisch muss man über beide Repertoires verfügen und auch in der Lage sein, eine Familienkonferenz zu strukturieren.

Die Elternarbeit sollte aus unserer Sicht bereits *vor* der Aufnahme des Kindes in der Einrichtung beginnen. Wir würden die Aufnahmeprozedur und die diagnostische Abklärung niemals nach außen vergeben. Wir vertrauen dem Material, das wir bekommen, nicht blindlings, selbstverständlich ohne zu unterstellen, dass die Aussagen darin falsch wären, sondern weil wir noch einmal einen anderen Blickwinkel auf das Kind, die Familie und „den Fall" einnehmen. Darum bestehen wir bei Anfrage eines Jugendamtes darauf, dass wir vor der Aufnahme mindestens ein Elterngespräch vor Ort durchführen – es sei denn, es würde ein Zwangskontext, eine Notlage oder Krise vorliegen. In der regulären Anfrage würden wir das Kind nicht aufnehmen, wenn das Jugendamt dieses Elterngespräch nicht zuließe.

Die Elternarbeit *nach* dem Heimaufenthalt mündet in die Katamnese und findet nach einem halben Jahr, nach eineinhalb und nach drei Jahren statt. Daher liegt die Elternarbeit nicht nur im Kernbereich der Heimunterbringung.

Es gibt Eltern, mit denen wir häufiger als im Vier-Wochen-Rhythmus Gespräche führen, bei anderen sind längere Zeitabstände möglich. Die Rate erhöht sich vor der Rückführung. Ein halbes Jahr vor der Rückführung verkürzen wir die Abstände auf 14-tägig, drei Monate vorher auf wöchentlich, um die Rückführung vorzubereiten. Wir begleiten grundsätzlich die eigentliche Rückführung der Kinder in ihr Elternhaus, das wird jedoch über Fachleistungsstunden/Einzelnachweise abgerechnet. Der Mitarbeiter, der in der Familie die Elternarbeit geführt hat, entlässt das Kind und lebt zwischen drei Tagen und einer Woche mit in der Familie, hilft bei der Reintegration des Kindes und löst sich in einem Prozess von drei Wochen bis zu drei Monaten langsam wieder heraus. Das sprechen wir mit dem Auftraggeber vorher ab.

Eine Gesprächseinheit dauert nach unseren Erfahrungen etwa zwei Stunden. Bei uns herrscht ein Breitband-Methodenverständnis mit dem Kernelement „gesprächlich kognitiv". Wir übertragen verhaltenstherapeutische Programme in Familien, zum Beispiel für die Wochenendbeurlaubungen. Die Eltern bekommen dazu Punktelisten, je nachdem, welches Niveau die Elternarbeit erreicht hat. Wir arbeiten außerdem sehr intensiv mit Videografie, zum Beispiel mit Video-Hometraining bei Beurlaubungen oder Wochenendbesuchen. Die Methoden richten sich nach dem Leistungsspektrum der Einrichtung.

PETRA ist in erster Linie verhaltenstherapeutisch orientiert, daher verfügen wir über die entsprechenden Möglichkeiten.

4. Effekte

Die Elternarbeit (EA) hat einen erheblichen Einfluss auf den Fallverlauf, im positiven wie im negativen Sinne.

Die **positiven Effekte** sind:

- Kind fühlt sich und seine Biografie aufgewertet,
- Eltern fühlen sich einbezogen und aufgewertet,
- Erzieher/Sozialpädagogen wissen mehr über die Familie, entwickeln mehr Verständnis und Empathie und können damit mehr Handlungsspielräume gewinnen.

Die Eltern fühlen sich aufgewertet, wenn wir zu ihnen kommen, statt dass wir sie zu uns einbestellen. Das ist jedenfalls unsere Erfahrung. Das Kind fühlt sich dadurch ebenfalls wertgeschätzt und Sie haben eine ganz andere Empathie auf das Selbstbild des Kindes, wenn es Ihnen zeigt, wo es früher gespielt hat und Sie diese Ecke kennen. Das hört sich trivial an, schafft aber eine Art Vertrautheit. Das Kind nimmt wahr, dass Sie Interesse an dessen Leben vor der Heimunterbringung haben. Das hat eine große Wirkung auf die weitere Arbeit, nicht nur seitens des Kindes, sondern auch auf das Verständnis des Mitarbeiters für die Familie und auf ihr Leben. Das visualisiert sich einfach bei dieser Vorgehensweise und ist daher methodisch anzuraten.

Negative Effekte sind:

- Mehraufwand an Planung, Koordination, Dokumentation, Kosten,
- Rivalität zwischen Kindern mit und ohne Elternarbeit,
- Probleme sowohl bei Kindern als auch bei den Eltern können auch steigen.

Selbst wenn man diesen Mehraufwand finanziert und eine Planstelle mehr bekommt, muss man die Elternarbeit aufwendig koordinieren. Man erreicht niemals mit allen Eltern die gleiche Intensität. Es gibt Kinder, bei denen auf unterschiedlichen Gründen überhaupt keine Elternarbeit stattfindet, dagegen aber auch Kinder, mit deren Eltern intensiv gearbeitet wird. Es ist eine Empirie, dass zwischen diesen Kindern als Kollateralschaden der Elternarbeit Rivalitäten entstehen. Einige Kinder dürfen häufiger nach Hause, weil ihre Eltern bereitwilliger und besser in der Lage sind, mitzuziehen und zu kooperieren. Diesen Effekt kann man nicht geringschätzen. Das verschafft zusätzliche gruppeninterne Probleme. Das muss man beobachten und kompensieren, das ist nicht einfach.

Wenn mit den Eltern vorher noch nicht intensiv gearbeitet worden ist und man zu Beginn der Elternarbeit in ein Problemfeld hineinstößt, wird dieses Problem nicht gleich besser, sondern zunächst sogar schlimmer. Das weiß man aus allen Beratungsgesprächen.

5. Einige Strukturprobleme

Strukturprobleme ergeben sich aus:

- generalisierten Handlungsmustern,
- starren Beurlaubungsregeln,
- starrer Methodisierung,
- starren Entlassungsregeln,

- zu wenig Feedback der EA-Ergebnisse an das Team,
- seltener EA bei Jugendlichen.

Generalisierte Handlungsmuster sind Handlungen, die man unternimmt, weil man sie schon immer so gemacht hat, aber nicht, weil sie angezeigt sind. Die Mitarbeiter haben sich und ihre Zeiteinteilung bereits darauf eingerichtet und jede Ausnahme ist unerwünscht. Wir haben viele Heime untersucht, die nach generalisierten Handlungsmustern und -regeln vorgehen. Solche starren Regeln, zum Beispiel eine Entlassungsregel, nach der alle Kinder mit 14 Jahren entlassen werden, sind völlig kontraproduktiv. Sie sind nicht am Einzelfall orientiert und produzieren Folgeprobleme. Vor allem starre Beurlaubungsregeln sind oft vorzufinden. Das würde ich als öffentlicher Träger auf jeden Fall ansprechen. Es kann nicht angehen, dass ein Kind nach dieser Regel nach Hause muss, obwohl es nicht angezeigt ist. Auch die Methoden müssen sich an den beteiligten Personen und an den Fällen ausrichten.

Wenn Mitarbeiter einer Einrichtung Elternarbeit durchführen, ist es wichtig, die Ergebnisse der Gespräche zeitnah und regelhaft an alle anderen Mitarbeiter, die mit dem Kind zu tun haben, zurückzukoppeln. Das ist häufig nicht der Fall und so verpufft die Wirkung. Es muss in das Bewusstsein aller eingehen, wo man mit der Familie steht. Vielleicht holt drei Tage nach dem Elterngespräch die Mutter das Kind ab und der diensthabende Erzieher weiß überhaupt nicht, ob das vor drei Tagen so vereinbart worden ist. Genau solche Dinge passieren im Schichtdienst.

Häufig glauben Kollegen, dass bei Jugendlichen keine Elternarbeit mehr stattfinden muss, weil diese – so das Argument – sich ohnehin vom Elternhaus abnabeln würden. Sie verkennen, dass gerade die Kinder und Jugendlichen, mit denen wir zu tun haben, in aller Regel, auch wenn sie noch so reif erscheinen, eigentlich Entwicklungsverzögerungen in vielen (psychischen) Bereichen hinter sich haben und nicht über das mentale Bewusstsein wie andere Jugendliche in diesem Alter verfügen. Die Eltern sind also auch und gerade bei den Jugendlichen ein wichtiger Faktor für den Erfolg der Heimerziehung.

Vielen Dank. Ich übergebe Frau Schmidt das Wort – zur Vorstellung eines Projektes des Kinderhauses Berlin-Mark Brandenburg.

Birgit Schmidt: Das Kinderhaus Berlin-Mark Brandenburg ist ein großer freier Träger der Kinder- und Jugendhilfe mit 36 Teileinrichtungen. Die Palette der Einrichtungen reicht von der Tagesgruppe über mobile Betreuung, Verselbständigungsgruppen, WGs, Regelgruppen, innewohnende Erziehungsgruppen, Kriseneinrichtungen, Familienintegrationsgruppen, Mutter-Vater-Kind-Projekt, Kleingruppen mit besonderer Prägung, Kitas, Erziehungsstellen bis zu einem Kinderbauernhof. Ich selbst bin in einer Familienintegrationsgruppe tätig. Das Kinderhaus ist inzwischen in Berlin sehr weit vernetzt und mit Projekten in vielen Stadtbezirken ansässig. Einige Projekte, wie der Kinderbauernhof, eine Kita und eine Erziehungsstelle befinden sich in Brandenburg.

Im Familienintegrationsprojekt wird sehr intensive Elternarbeit geleistet. Unser Anliegen ist es, die Familie zu erhalten und die Kinder in den elterlichen Haushalt, bei gleichzeitiger Stärkung der Familie als System, zurückzuführen. Demzufolge muss bei den Eltern,

deren Kinder wir betreuen, der Wunsch vorhanden sein, ihre Kinder in die Familie zurückzuholen.

Wir nehmen Familien in Krisensituationen auf, die zeitweise mit der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder überfordert sind und bei denen zum Teil bereits ambulante Hilfen vorausgegangen sind, aber nicht ausreichten. Wir haben auch viele Alleinerziehende in Überforderungssituationen aufgrund von erzieherischen Problemen, aber auch mit Alltagsproblematiken.

In unserem Projekt werden Kinder von 0 bis etwa 13 Jahren betreut. Kinder unter 1 Jahr werden nur gemeinsam mit einem Elternteil aufgenommen. Die Dauer der Unterbringung beträgt in der Regel zwischen drei und 18 Monaten. In unserem Projekt verfügen wir über zwei Elternwohnungen und einem Eltern-Kind-Zimmer, in denen Eltern gemeinsam mit ihren Kindern wohnen können. Außerdem gibt es einen Gruppenbereich mit einem großen Wohnzimmer, einem Kinderzimmer und einem Küchenbereich für die Unterbringung von Kindern ohne ihre Eltern.

Auch wenn die Eltern nicht mit ihren Kindern in unserer Einrichtung wohnen, werden sie sehr eng in den Alltag des Projektes und ihrer Kinder einbezogen. In beiden Betreuungsvarianten bleiben die Eltern in der Erziehungsverantwortung für ihr Kind.

Die innewohnenden Eltern sind temporär anwesend und haben dann einen Gaststatus.

Die Unterbringung der Kinder erfolgt in der Regel nach § 34 SGB VIII. In Ausnahmefällen nehmen wir auch nach § 19 SGB VIII auf.

In unserem Projekt wird die Entwicklung und Förderung der Kinder gesichert.

Der erste Schritt in der Elternarbeit ist immer die Erstellung einer sozialpädagogischen Familiendiagnose. Spätestens 14 Tage nach der Aufnahme wird ein Interview mit der Mutter, dem Vater und auch mit den Kindern – je nach Alter und Entwicklungsstand – geführt. Mit 5- bis 6-Jährigen ist dies durchaus möglich. Dazu gibt es spezielle Leitfäden. Das Interview wird auf Tonträger aufgenommen und in einem Fachteam ausgewertet. Dabei arbeiten wir heraus, was wir als Fachkräfte für Belastungen, Konfliktthemen, Ressourcen usw. sehen. Mitunter haben Eltern bereits für sich selbst subjektive Hilfepläne entwickelt. Die Ergebnisse werden auf Flipchart fest gehalten und dann vom Interviewer an die Eltern und/oder das Kind zurückgemeldet. Das verschafft der Familie die Möglichkeit, eventuelle Missverständnisse richtigzustellen oder Ergänzungen vorzunehmen. Am Ende dieses Vorgangs stehen die Konfliktthemen auf dem Plan, an deren Bewältigung die Beteiligten tatsächlich arbeiten wollen.

Im nächsten Schritt werden mit den Eltern gemeinsam Handlungsvorschläge erarbeitet. Hier zeigen sich die Eltern oft sehr kreativ und bringen viele Dinge mit ein. Die Handlungsvorschläge werden dem Jugendamt übermittelt und im besten Fall werden diese in den Hilfeplan aufgenommen. Die Eltern wissen es nach unserer Erfahrung sehr zu schätzen, dass dort eigene Gedanken ihren Niederschlag finden.

In unserem Projekt bieten wir Familienberatung und psychologische Betreuung an. Wir begleiten die Familie im Alltag. Den Hauptanteil bildet das so genannte „Lernen am Mo-

dell". Wir reflektieren gemeinsam mit den Eltern ihr Handeln. Wir unterstützen die Eltern bei der Entwicklung von Perspektiven. Außerdem bieten wir Erziehungsberatung und Elternweiterbildung an.

Unsere Arbeit umfasst vier Bereiche:

- Familien-/Elternarbeit:
  Am Anfang steht die Krisenintervention. Mit den innewohnenden Eltern führen wir jeden Abend ein Reflexionsgespräch zum zurückliegenden Tag durch. Mit den Eltern, deren Kinder ohne sie bei uns leben, wird nach den Besuchen ein Reflexionsgespräch stattfinden. Wöchentlich einmal wird ein Elterngespräch in Anwesenheit des Psychologen und des Bezugserziehers geführt. Vor allem bei Beurlaubungen und in der Rückführungsphase leisten wir aufsuchende Elternarbeit.

- Betreuung der Kindergruppe:
  Der Schwerpunkt der Betreuung liegt in der Schaffung einer sicheren Tagesstruktur, um Orientierung, Halt und Verlässlichkeit für die Kinder herzustellen. Die Arbeit erfolgt nach dem Bezugserziehersystem. Wir planen gemeinsame Gruppenaktivitäten, was sich manchmal aufgrund des geringen Alters unserer Kinder als schwierig erweist. Im Moment betreuen wir in der Gruppe drei Kinder unter einem Jahr.

- Förderung des Kindes:
  Dies betrifft sowohl das schulische Lernen als auch das soziale Lernen in der Gruppe und schließt das Erkennen, die Ausprägung und Förderung individueller Interessen ein.

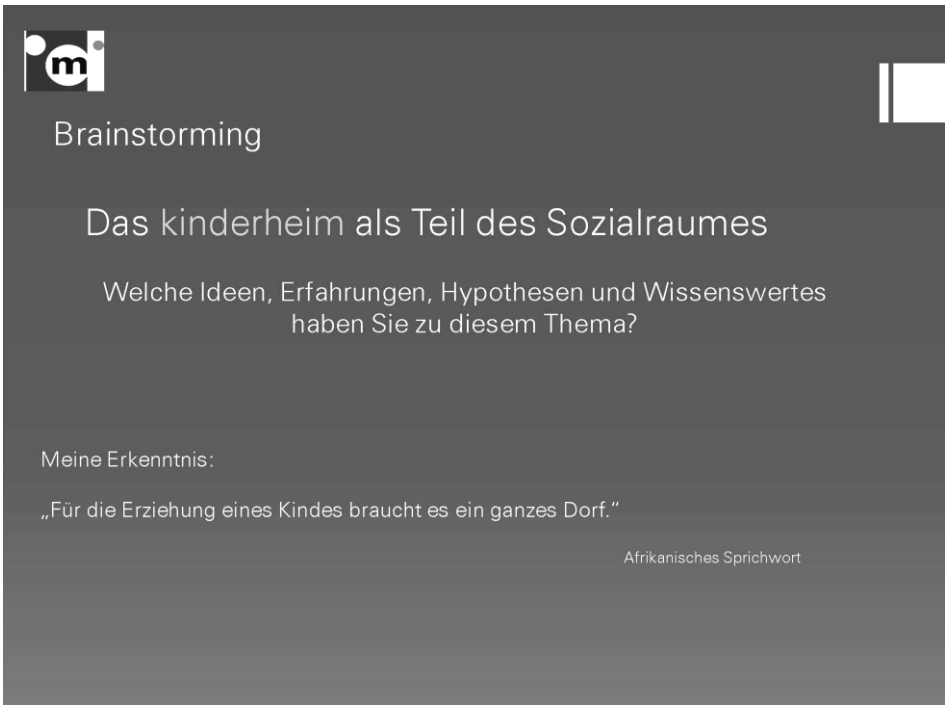
- Psychologische Beratung und Begleitung:
  Wir haben für zehn Stunden in unserem Projekt einen Psychologen zur Seite, der an den Teamsitzungen teilnimmt und die Elterngespräche begleitet.

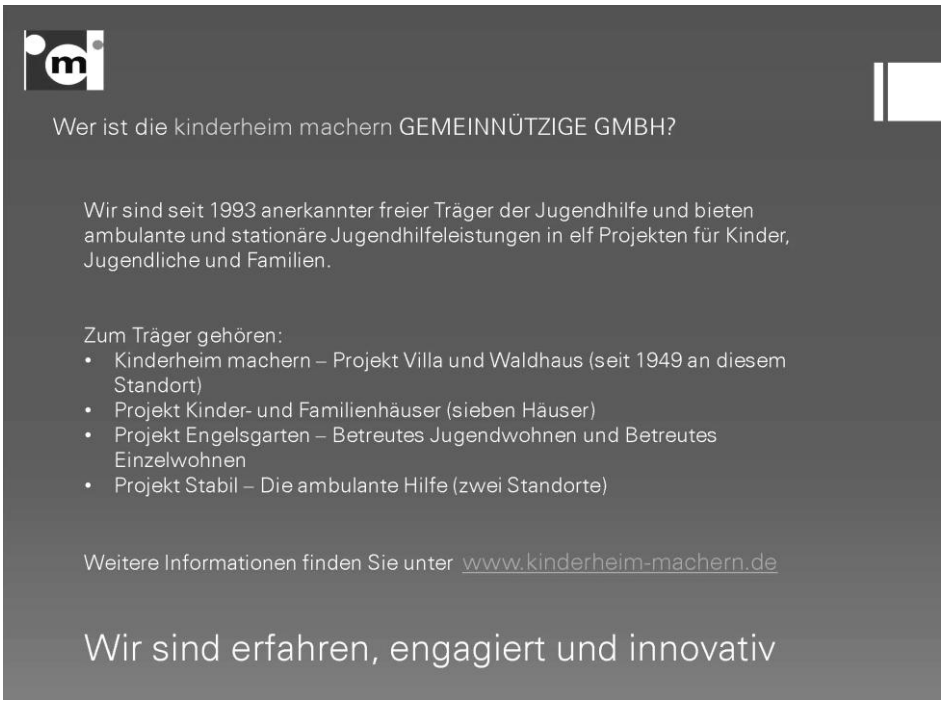
Die wöchentlichen Elterngespräche sind zum einen Informationsgespräche, bei denen die Eltern uns mitteilen, wie die Beurlaubung verlaufen ist u.ä., aber auch Gespräche zu bestimmten Themen. Wir erarbeiten in der Regel mit den Eltern bestimmte Themen. Ein Thema könnte zum Beispiel lauten: Wie fördere ich mein Kind altersgerecht? – oder bei Erziehungsproblemen: Wie reagiere ich in welcher Situation angemessen? Unser Psychologe bietet zusätzlich Paarberatung an.

Das familienintegrative Projekt stellt für mich die intensivste, die anstrengendste, aber auch die schönste Tätigkeit innerhalb meiner bisherigen Laufbahn in der stationären Jugendhilfe dar. Ich hatte nicht erwartet, wie erfolgreich wir arbeiten können, wenn man die Eltern so intensiv mit einbezieht. Wir können auf eine relativ hohe Rückführungsquote verweisen. Sicher gibt es Fälle, bei denen sich eine Rückführung der Kinder zu ihren Eltern als nicht realistisch erweist. Aber auch das erfordert eine sehr intensive und verständnisvolle Arbeit mit den Eltern, wenn diese trotz räumlicher Trennung Eltern bleiben wollen.

Arbeitsgruppen
Arbeitsgruppe 3: Das Kinderheim als Teil des Sozialraumes[1]

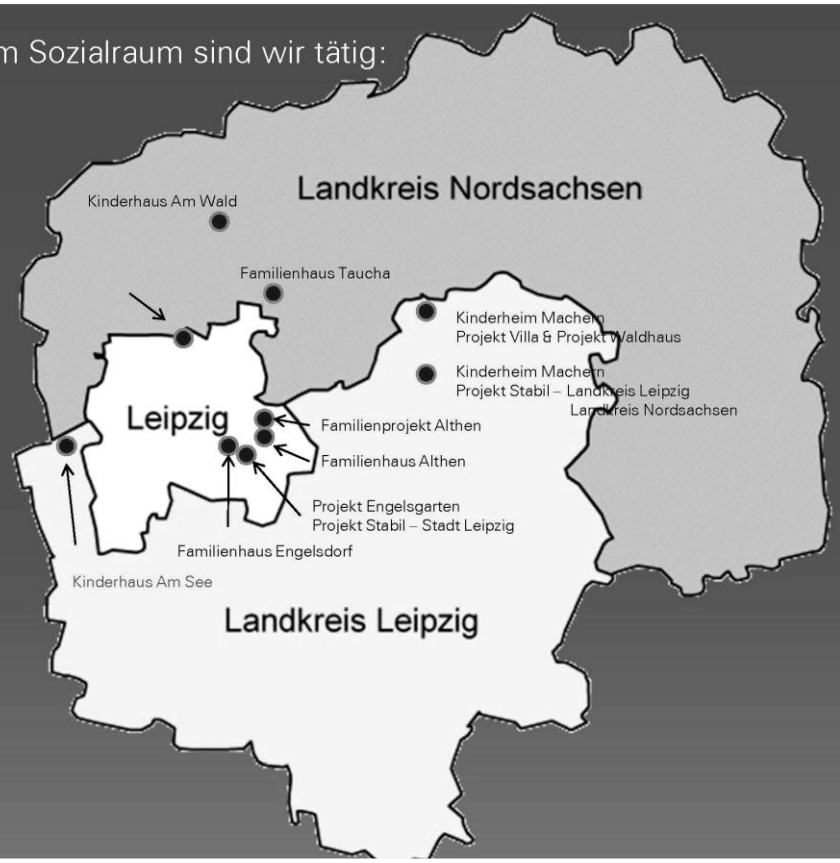
SEBASTIAN KALAMORZ
Geschäftsführer, Kinderheim Machern gemeinnützige GmbH, Machern





[1] Die Arbeitsgruppe 3 konnte leider nicht stattfinden, daher werden hier lediglich die zur Vorbereitung dieser AG entwickelten Folien veröffentlicht.

In diesem Sozialraum sind wir tätig:



Unser Sozialraum

In unseren Ausführungen betrachten wir zwei verschiedene Angebotsformen in deren Wirkung auf den jeweiligen Sozialraum

1. „Das kinderheim machern (Projekt Villa und Waldhaus) in Machern als Teil des Sozialraumes“

2. „Das Familienhaus Engelsdorf als Teil des Sozialraumes“

Anmerkungen zu den jeweiligen Sozialräumen:

1. Machern ist eine Gemeinde ,18 Kilometer von Leipzig mit 6685 Einwohnern (Quelle: LVZ, 17.05.2011).
2. Engelsdorf ist ein ländlicher Stadtteil im Osten der Großstadt Leipzig mit 8354 Einwohnern (Quelle: www.leipzig.de, 17.05.2011).

Aus welchem Grund nehmen wir zwei Betrachtungen vor? Dies möchten wir an zwei Aussagen von Nachbarn verdeutlichen:

1. „.....was in meinem Wohngebiet gibt es ein Familienhaus vom Kinderheim?“
2. „.....Kinderheime sind wichtig, aber nicht vor meiner Tür?“

Unsere Hypothese:

Es könnte sein, dass

Kinder im Familienhaus weniger stigmatisiert sind

+

FH = wird als gut funktionierende Großfamilie betrachtet = Anerkennung und Wertschätzung

Es könnte sein, dass

das Kinderheim durch Außenstehende nicht als „lohnender Lebensort“ gesehen wird. Dies wird fest gemacht an allgemeinen Erfahrungen (Berichterstattung der Medien), nicht an der konkreten Situation vom kinderheim machern.

Unter Beachtung dieser Hintergründe agieren wir im jeweiligen Sozialraum mit unterschiedlichen Handlungskompetenzen bei gleichem Inhalt.

Inhalte unserer Sozialraumarbeit (kinderheim machern und Familienhaus):

Bildungsträger, Freizeit, Nachbarschaft, Kooperationspartner:

- voneinander Wissen; Ansprechpartner haben, zuverlässige Erreichbarkeit, miteinander kommunizieren
- Beteiligung und Nutzung des Sozialraum-Netzwerkes
- Teilnahme an Veranstaltungen (Elternabenden, Tag der offenen Tür, Sozialraumaktionen z. B. Vereins- und Stadteilfest, Carepakete, Talentwettbewerb, Präsenz durch Teilnahme an Events, Wettkämpfen, Veranstaltungen, Herbstfest, Nachbarschaftstreffen, Beteiligung an Arbeitseinsätzen)
- Öffentlichkeitsarbeit im Interesse der Kinder unter Beachtung des Datenschutzes
- Übernahme von Aufgaben, die sonst von den leiblichen Eltern übernommen werden (Kontakte, Rückmeldungen, Absprachen mit Trainern, Organisation der notwendigen Fahrten, etc.)
- Verständnis schaffen für unsere Kinder und Jugendlichen
- stetiges fachliches Auftreten gegenüber den einzelnen Institutionen
- wir haben für Anregungen oder Probleme ein offenes Ohr
- nachbarschaftliche Hilfe (Tragen von Taschen, Anschieben des Auto´s, Annahme von Paketen, Ausleihen von Geräten etc.)

Inhalte unserer Sozialraumarbeit als Träger:

Öffentlichkeit, Bildungsträger, Nachbarschaft, Vereine, Kooperationspartner
Politik und Wirtschaft :

- Nachbarschaftstreffen, Kindertagsfeier, Tag der offenen Tür
- Runder Tisch der Vereine in Machern, Kontakt zum Bürgermeister / Gemeinderat, Mitglied im Wirtschaftsverein, AG Freie Träger, Teil des Netzwerkes für Kinderschutz, Zusammenarbeit mit Vereinen (Projekte im Sozialraum)
- Therapeutisches Reiten, Spielanlage und Streichelzoo offen für Alle
- Mitwirkung bei MaleLE, Präsent im Internet und in der Presse
- Kontakt und Geschäftsbeziehungen zu Unternehmen und Handwerkern des Sozialraumes, Mitwirkung beim Branchentag, Mitwirkung beim Vereinsfest / regionale Aktivitäten (z. B. Tag der Sachsen)

Aus welchem Grund unterscheiden sich die Handlungskonzepte?

Beispiel:	kinderheim Projekte	Familienhaus Projekte
	• Der Erzieher/ Sozialpädagoge und die Einrichtung „kinderheim machern" sind im Sozialraum (Machern) bekannt.	• Die Mitarbeiter des (FH) werden eher als Pflegemutter- vater im Sozialraum wahrgenommen und nur Insidern sind sie als Mitarbeiter des Kinderheimes bekannt
Fazit:	Wir sind im SR öffentlich!	Wir sind im SR nicht öffentlich!
Welche Bilder entstehen?	✓ allgemeine Erfahrungen fließen ✓ Kinderheim wird als große Einrichtung wahrgenommen ✓ Weisenkinder/Problemkinder ✓ tolles großes Haus/ prima Siedlung	✓ kaum Erfahrungen mit einen Familienhaus (Was ist das?) ✓ wird als Pflege-/Großfamilie wahrgenommen ✓ tolles Haus/prima Siedlung
Hypothese: Es könnte sein, dass…	Kinder/Jugendliche sind aufgrund der Kinderheimzugehörigkeit stigmatisiert .	Kinder/Jugendliche werden nicht aufgrund ihrer Kinderheimzugehörigkeit stigmatisiert.
Ziel:	Kinder/Jugendlicher (☺), lohnender Lebensort, gelungene Integration in den Sozialraum	
Handlungs-konzept:	Wir sind BEWUSST ÖFFENTLICH!	Wir bleiben BEWUSST NICHT ÖFFENTLICH!

Erklärung unserer Handlungskonzepte

kinderheim Projekte

- Gruppe ist familiennah
- Kinder betrachten die Erzieher als Pädagogen
- Sozialpädagoge/Erzieher als sozialer Dienstleister für Hilfeempfänger, nicht als Elternteil
- Situationsverständnis der Pädagogen
- 1. Betrachtung als Fachkraft und Profi und 2. nicht als Elternteil → Pädagoge übernimmt bewusst keine Elternrolle

Problemlage wird nicht dem Erzieher zugeschrieben sondern dem Kind und dessen Herkunftsfamilie.

Quintessenz:
+ gute Abgrenzungsmöglichkeiten
- Wird weniger als Teil des Systems betrachtet

Erzieher ist mehr anonym (Ecken und Kanten sind weniger bekannt

Familienhaus Projekte

„Wir treten zu keiner Zeit als Institution auf, sondern vielmehr als (Pflege-) Eltern, als Mutter und Vater. Wir vertreten diese Position im Rahmen der Stellung bei den Kindern, da sie uns diese im Laufe der Zeit zugeschrieben haben. Zeitgleich möchte ich mich auf unsere Leistungsbeschreibung beziehen, in der ausdrücklich Autonomie, familiäre Atmosphäre und Erleben einer Familie festgeschrieben sind. Diesen Grundsatz sehen wir uns verpflichtet. Es ist nicht unser Anspruch unsere Kinder als „Heimkinder" zu outen, sondern vielmehr normal mit ihrer Geschichte, den Bedingungen und der jetzigen Wohnform umzugehen."

Zitat Hausleiter Familienhaus Taucha

- Das Familienhaus arbeitet familienersetzend
- Kinder betrachten Erzieher als „Pflegeeltern" und Mehr
- Kinder sind Teil des „Familiensystems" mit sozialpädagogischen Hintergrund
- Pädagoge und Kinder sind Teil des jeweiligen Systems
- Situationsverständnis der Pädagogen
- 1. Betrachtung der Fachkraft als Pflegeelternteil und 2. als Profi einer Institution

Problemlage wird den Familienhäusern/"Familie" zugeschrieben.

Quintessenz:
- weniger Abgrenzungsmöglichkeiten
+ Nachbar ist eher Teil des Systems (Familienhaus)

Erzieher ist eher mit Stärken und Schwächen bekannt

Unsere Fragen an Sie:

- Wie agiert Ihr Träger im Sozialraum?
- Was sind Ihre Erfahrungen in der Arbeit mit dem Sozialraum?
- Was sind Vorteile und Nachteile von der Sozialraumarbeit?
- Was sind Ihre Visionen?

Der besseren Lesbarkeit halber wird in der Präsentation bei der Benennung von Personen oder Personengruppen darauf verzichtet, durchgängig eine beide Geschlechter ausweisende Formulierung zu verwenden. Wo nicht ausdrücklich anders vermerkt, ist daher bei Ausdrücken wie „Erzieher", „Pädagoge", „Sozialarbeiter- pädagoge", „Betreuer" auch das jeweils andere Geschlecht gemeint.

Folgende zusätzliche Abkürzungen wurden verwendet:
FH = Familienhaus
SR = Sozialraum

Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe 4: Professionelle Haltung von Heimerzieher/innen – Anforderungen an Ausbildung und Qualifikation

PROF. DR. REGINA RÄTZ
Professorin für Soziale Arbeit, Alice Salomon Hochschule Berlin

Bei der Suche nach dem Begriff „Professionelle Haltung" in der Fachliteratur bleiben die Ergebnisse recht dürftig. Auch in einschlägigen Wörterbüchern kommt der Begriff nicht vor. Die naheliegenden Stichworte umfassen „Professionelles Handeln" oder „Professionalisierung". Von Interesse könnte in diesem Zusammenhang auch der Kompetenzbegriff sein, der gerade mit der Einführung der Bachelor- und Masterstudiengänge an Hochschulen und Universitäten systematisch verankert wurde. Doch auch hier werden professionelle Haltungen nicht explizit benannt.

Im sozialpädagogischen Alltag hingegen herrscht – so die These – Übereinstimmung darüber, dass die Haltung der sozialpädagogischen Fachkräfte gegenüber den Kindern, Jugendlichen und deren Eltern, aber auch gegenüber den Kolleginnen und Kollegen im Team sowie gegenüber Kooperationspartnern ein entscheidender Indikator für den Erfolg von Erziehungshilfe darstellt. Ein Beleg dafür ist die Einrichtung der Arbeitsgruppe „Professionelle Haltung von Heimerzieher/innen – Anforderungen an Ausbildung und Qualifikation" im Kontext der Fachtagung „Wann ist Heimerziehung erfolgreich?", organisiert vom Deutschen Institut für Urbanistik.

Ich werde mich in den nachfolgenden Ausführungen mit der Frage beschäftigen: Kann eine professionelle Haltung in sozialpädagogischen Kontexten in Ausbildung und Qualifikation gelernt werden? Zur Beantwortung dieser Frage muss allerdings eingangs geklärt werden, was unter einer professionellen Haltung verstanden werden kann.

Zum Begriff „professionelle Haltung"

Bei einer kleinen Befragung der Teilnehmer/innen der Arbeitsgruppe „Professionelle Haltung von Heimerzieher/innen – Anforderungen an Ausbildung und Qualifikation" während der Fachtagung „Wann ist Heimerziehung erfolgreich?" wurde recht übereinstimmend benannt, was aus Sicht der Befragten, die überwiegend in leitenden Positionen sowie die Erziehungspraxis begleitenden Tätigkeiten beschäftigt sind, zur professionellen Haltung in der Heimerziehung gehört:

- **Fachwissen und Methodenwissen:** Theoretisch Gelerntes umsetzen können, Wahrnehmung von pädagogisch-dynamischen Prozessen, Problemlösungsstrategien;
- **Wissen um die eigene Person:** Persönlichkeit, Selbsteinschätzung, Identität, Sicherheit, Motivation, Vorbild sein, Umgang mit Gefühlen, beispielsweise Ängsten, Nähe-Distanz;

- **Zuwendung zum Gegenüber:** Interesse an den Adressat/innen, Einfühlungsvermögen, Beziehungsarbeit, Respekt, Wertschätzung, Anerkennung, Geduld, Zuhören, Verstehen, Motivieren;
- **Reflexionsfähigkeit:** beispielsweise eigene Rolle, pädagogische Prozesse, gesellschaftliche Entwicklungen.

Die Aussagen wurden von einer Teilnehmerin bzw. einem Teilnehmer in einem Zitat auf den Punkt gebracht: „Dass das Wissen vom Kopf ins Herz rutscht und ich es lebe!"

Nun scheint es allerdings nicht so einfach und selbstverständlich zu sein, diese so geäußerten Merkmale der professionellen Haltung in der Erziehungspraxis vorzufinden bzw. sie in Vorbereitung auf diese zu erlernen. Denn es handelt sich bei den Aussagen eher um die Formulierung von Erwartungen an das Handeln der sozialpädagogischen Fachkräfte und weniger um die Dokumentation eines Ist-Zustandes. Die Erwartungen an das Handeln der sozialpädagogischen Fachkräfte drücken einen Anspruch an professionelle Haltungen aus. Der Ist-Zustand bezieht sich auf die soziale Realität, also auf die Wirklichkeit der Erziehungspraxis.

Die Frage, die sich nunmehr stellt, ist die nach der möglichen Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit einer professionellen Haltung. Im Anspruch wird eine Erwartung formuliert, nämlich die, „wie es sein sollte". Dieser umfasst eine normative und ethische Dimension erzieherischer Praxis mit einem hohen Anspruch an das professionelle Handeln der sozialpädagogischen Fachkräfte. Die Wirklichkeit bildet nunmehr ab, „wie es ist". Diese umfasst das pädagogische Handeln im Erziehungsalltag und vor allem im Erziehungsverhältnis. Letzteres umfasst die soziale Interaktion zwischen Kindern/Jugendlichen und sozialpädagogischen Fachkräften.

Es gilt demnach bei der Beschäftigung mit dem Begriff „professionelle Haltung", beide Ebenen, die des Anspruches und die der Wirklichkeit, in den Blick zu nehmen und auftretende mögliche Diskrepanzen wahrzunehmen. Dieses Vorgehen eröffnet Chancen, die Handlungspraxis zu verstehen, normativ ethisch zu untersetzen und gegebenenfalls zu verändern.

Als theoretischer Bezug dieses Denkansatzes sei an den Praxisforscher *Donald Schön* erinnert, der Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Professionen zunächst nach ihren theoretischen und damit auch normativ handlungsleitenden Konzepten befragt hat und sie anschließend beim Ausführen ihrer Tätigkeiten in der Praxis beobachtet hat[1]. *Schön* stellte eine hohe Diskrepanz zwischen den theoretischen Begründungen und der tatsächlichen Handlungspraxis fest und plädierte zum Abschluss seiner Untersuchung dafür, die Handlungspraxis selbst beobachtend in den Blick zu nehmen, zu verstehen und Theorien des professionellen Handelns aus der so reflektierten Praxis zu entwickeln und zu begründen.

Dieses Plädoyer verweist auf einen *empirisch-prozesshaften* Blick auf die soziale Realität der Erziehungspraxis, welcher in diesem Beitrag herausgearbeitet wird. Das Anliegen, die Handlungspraxis, „wie sie ist", zu beobachten und zu verstehen, kann mit einem ethnografischen Zugang in Ausbildung, Praxis und Qualifikation realisiert werden. Ein ethno-

[1] Schön, 1983

grafischer Blick sensibilisiert für das wechselseitige soziale Handeln sowie für das Deuten, Interpretieren und Verstehen sozialer Interaktion in Erziehungssituationen. In den Blick geraten damit sowohl das Handeln der Kinder, Jugendlichen sowie weitere Akteure wie Eltern, Kolleginnen und Kollegen als auch das eigene Handeln der sozialpädagogischen Fachkräfte als wechselseitig aufeinander bezogene soziale Interaktionen.

Bevor dieser Gedanke weitergeführt wird, soll der entwickelte Ansatz einer empirisch-prozesshaften ethnografischen Beobachtung von Erziehungssituationen zum Verstehen und zur Begründung professioneller Haltungen aus dem Erziehungsverhältnis in der modernen Gesellschaft heraus begründet werden.

Die professionelle Haltung der sozialpädagogischen Fachkräfte realisiert sich in der Gestaltung der pädagogischen Beziehung als soziale Interaktion, in der Regel zwischen Kind/Jugendlichen und Erzieher/in. In dieser zeigen sich bei genauerer Betrachtung auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die Bedingungen und Kultur der Organisation etc., auch wenn diese zunächst explizit kaum erkennbar sind. Das Erziehungsverhältnis und damit auch die Gestaltung der pädagogischen Beziehung haben sich mit der Individualisierung, Pluralisierung, Globalisierung, Ausdifferenzierung und Entgrenzung der Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten sehr verändert. Prägend für Deutschland ist hierbei selbstverständlich auch die Etablierung der demokratischen Gesellschaft. So werden Erziehungsverhältnisse heute überwiegend als partnerschaftlich und verhandlungsorientiert beschrieben. Kinder und Jugendliche sind Träger eigener Rechte. Sie werden trotz Schutzbedürftigkeit als Subjekte und als aktive Gestalter ihrer Entwicklungsprozesse begriffen. Im pädagogischen Handeln haben sich Begriffe wie Emanzipation, Partizipation, Wertschätzung und Dialog etabliert.

Die komplexen Bedingungen der Gesellschaft erzeugen allerdings Uneindeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten, welche die Gestaltung der pädagogischen Beziehung im Kern betreffen. Nicht zuletzt übernehmen sozialpädagogische Fachkräfte ein hohes Maß an Selbstverantwortung in der Gestaltung der täglichen Erziehungspraxis.

Hermann Giesecke nimmt vor diesem Hintergrund eine Neubestimmung der pädagogischen Beziehung in der Moderne vor[2]. Ausgangspunkt von *Gieseckes* Überlegungen sind Thesen vom „Ende der Erziehung" und vom Ende der „Kindlichkeit" sowie der Zuwachs der Bedeutung sozialisatorischer Prozesse[3].

In einer tiefgründigen Beschäftigung mit der pädagogischen Professionalität in der modernen Gesellschaft[4] im Vergleich zum familiären Handeln[5] kommt er zu der Aussage, dass in der Ausbildung sozialpädagogischer Berufe zwar spezifische Fachkenntnis, Techniken und Methoden erworben werden, die allerdings in ihrer Wirkung begrenzt sind. Hinzu kommt, dass Fachkenntnisse in der Ausbildung erworben und mit einer Prüfung (Examen) abgeschlossen werden, „weniger oder gar nicht jedoch charakterliche, motiva-

---

[2] Giesecke, 1997

[3] Vgl. Stahlmann 1993: 72

[4] Giesecke, 1997: 250 ff.

[5] Es gibt inzwischen zahlreiche professionstheoretische Ansätze. Ich beziehe mich hier auf Giesecke, dessen Theorie sich für Heimerziehungspraxis als tragfähig erweist und ein „am weitesten gehendes Leitbild" (Stahlmann 1993: 72) liefert.

tionale und überhaupt emotionale Aspekte der Persönlichkeit“[6]. Genau das, was oben durch die Fachkräfte als wesentlich für eine professionelle Haltung („Dass das Wissen vom Kopf ins Herz rutscht und ich es lebe!“) angegeben wurde, gehört nicht zum Ausbildungscurriculum. Giesecke führt weiter aus, dass die pluralistische Grundstruktur der modernen Gesellschaft den pädagogischen Beruf grundsätzlich *widersprüchlich* und *konflikthaft* gemacht hat[7]. Es müssen Spannungen ausbalanciert werden. Innerhalb dieses aufgezeigten Rahmens „muss jeder Pädagoge *seine* Version der Sache finden. Es gibt keine Möglichkeit einer generellen Rezeptur, weil der Handlungsspielraum dafür zu groß geworden ist. Offen ist er z.B. für *altersspezifische* Modalitäten …; ferner für *geschlechtsspezifische* Variationen … Die pädagogische Beziehung ist sowohl der soziale Raum des pädagogischen Handelns wie auch dessen Gestaltungsaufgabe. Sie ist nicht einfach als bloße Bedingung vorgegeben, sondern wird auch immer wieder neu hergestellt.“[8] Es kann bspw. durch wissenschaftliche Erörterung lediglich über die allgemeinen Rahmenbedingungen aufgeklärt, aber das Handeln selbst nicht vorgeschrieben werden. „Wegen dessen Komplexität ist es unmöglich festzulegen, wie in einer bestimmten Situation mit bestimmten Kindern und Jugendlichen angesichts eines bestimmten Zweckes die Beziehung gestaltet werden soll. Dies muss vielmehr der je *individuellen* Entscheidung überlassen bleiben und ist insofern auch ein schöpferischer Akt.“[9] *Giesecke* argumentiert nicht-normativ, bleibt allerdings schlussendlich im „Unkonkreten“.

Eric Mührel beschäftigt sich aus einer philosophischen Sicht mit Fragen zur professionellen Haltung in der Sozialen Arbeit und führt diese in zwei Begriffen zusammen: „Verstehen“ und „Achten“. In der professionellen Haltung werden Verstehen (der Lebensweise der Klienten) und Achtung (der Andersartigkeit der Klienten) zusammengeführt. In der Realität professionellen Handelns entstehe allerdings eine Ambivalenz, da bspw. ein wirkliches Verstehen gar nicht möglich sei, sondern Verstehen des Anderen immer auf Eigenes und bereits Bekanntes zurückgeführt werde. Diese Ambivalenz, so *Mührel*, müsse ausgehalten werden[10]. *Mührel* erweitert somit die ethische normative Orientierung (Verstehen und Achten) mit einer handlungspraktischen Entsprechung (Ambivalenz in der Spanne zwischen den Polen „Verstehen“ und „Achten“) und plädiert für eine sensible Reflexion in professionellen Kontexten, insbesondere für die sozialen Interaktionen.

Für eine sensible und systematische Reflexion plädiert auch der bereits zitierte Praxisforscher *Donald Schön*[11]. Er ermutigt die Professionellen zur Reflexion konkreter Handlungssituationen, um daraus neue Erkenntnisse für das eigene professionelle Handeln zu erlangen. Dabei unterscheidet er zwei Formen der Reflexion durch die professionellen Fachkräfte:

- **„reflection-in-action“** umfasst das genaue Beobachten und Reflektieren *während* der Handlungssituation,
- **„reflection-on-action“** meint die detaillierte Reflexion *nach* der Handlungssituation.

---

[6] Giesecke, 1997: 253
[7] Ebenda: 262
[8] Ebenda: 265
[9] Ebenda: 265
[10] Mührel, 2005: 188
[11] Schön, 1993

Dieses Vorgehen bedarf grundsätzlich der Bereitschaft zur Reflexion und deren systematische Einübung. Es geht darum zu verstehen, wie sich die professionelle Haltung in der pädagogischen Beziehung in konkreten sozialen Interaktionen zwischen Kindern/Jugendlichen und Erzieher/innen realisiert. Dies verweist auf die Ebene der sozialen Handlungssituation.

Ausbildung und Qualifikation

Ich komme auf die eingangs gestellte Frage zurück: Kann eine professionelle Haltung in sozialpädagogischen Kontexten in Ausbildung und Qualifikation gelernt werden?

In unseren Lehrveranstaltungen an der Alice Salomon Hochschule Berlin ermutigen Bettina Völter und ich die Studierenden dazu, während der Phase des Praktikums systematisch schriftliche Protokolle in Form ethnografischer Feldprotokolle anzufertigen, dies mit dem Ziel, eine Sensibilität für soziale Interaktionen, für das eigene Handeln und das der Interaktionspartner sowie zur Selbstreflexion zu entwickeln. Es geht darum zu erlernen, die wechselseitigen sozialen Interaktionen selbst in den Blick zu nehmen.

Ein ethnografischer Zugang realisiert sich vor allem in der teilnehmenden Beobachtung. Diese ist durch eine grundsätzlich offene verstehende Grundhaltung und das Prinzip der Befremdung des Gewohnten, des scheinbar Selbstverständlichen, geprägt. Es wird versucht, Beobachtetes aus der Perspektive des Alltagshandelns und der Alltagslogik der Menschen zu verstehen und dabei können ganz neue Erkenntnisse über die strukturelle Regelhaftigkeit des Alltagshandelns entdeckt werden. Ein in diesem Sinne wirkliches Einlassen auf die Lebens- und Erfahrungswelt der Anderen erweitert die Perspektive des Verstehens von *Eric Mührel* (vgl. oben) durch ein abgesichertes methodisches Verfahren. Bei diesem Vorgehen wird davon ausgegangen, dass jede soziale Handlung bzw. jede soziale Interaktion eine (biografische) Geschichte hat, die – wenn sie detailliert wahrgenommen wird – nachvollzogen und in ihrer Entstehung rekonstruiert werden kann. Dieses Vorgehen eröffnet somit eine neue Verstehensperspektive. Ein verstehender Zugang versucht, die Ereignisse in ihrer Entstehung, dem weiteren Verlauf und ihrer Strukturiertheit nachzuvollziehen. Dies in dem Wissen, dass es unmöglich ist, die soziale Realität in vollem Umfang zu erfassen. Zum Verstehen gehört also die Bereitschaft des Nicht-Verstehens.

Bei der Beobachtung werden die eigenen Erfahrungen, Werte und Interpretationen bewusst zurückgestellt. Es wird systematisch unterschieden zwischen:

- Wahrnehmung,
- Interpretation,
- eigenen Gefühlen, Erinnerungen,
- unterschiedlichen Perspektiven,
- Zeitebenen (Beobachtung, Erinnerung, Niederschrift)[12].

[12] Vgl. Rosenthal, 2008: 115

Das Erlernen dieser Trennung während und nach der Beobachtung erfordert etwas Übung, denn es ist durchaus verbreitet, Wahrgenommenes zügig zu erklären und zu bewerten.

Für die Soziale Arbeit prägte *Fritz Schütze* den Begriff „ethnographische Fremdheitshaltung“[13]. Diese umfasst, das bisherige Vorwissen zunächst zurückzustellen und sich bewusst in die Rolle eines Fremden zu versetzen, auch dann, wenn man sich im Verstehen der Situation zunächst sicher fühlt. Erscheinungen werden nicht in ‚richtig' oder ‚falsch' eingeordnet, sondern bereits Vertrautes wird so betrachtet, als ob es etwas völlig Unbekanntes wäre. Es wird mit ‚fremden Augen' bzw. einem ‚fremden Blick' gesehen. Schütze formuliert als professionelle Herausforderung, sich als „Lernender zu begreifen, der in einen für ihn fremden Gesellschaftsausschnitt auf abgekürzte Weise partiell sozialisiert wird – dies im Sinne des Einwanderers, der sich in einer fremden Gesellschaft zurecht finden muss“[14].

Das „‚Verstehenwollen' umfasst jedoch nicht nur allein das Beobachten und die Kommunikation …, sondern auch deren Reflexion“[15]. Interpretationen dienen der Verarbeitung von Erkenntnissen und können für gezielte Interventionen nutzbar gemacht werden[16].

Für die Interpretation der ethnografischen Beobachtung werden die beobachteten Teilnehmer/innen zunächst anonymisiert und es wird auch nicht über reale Teilnehmer/innen der Situation gesprochen. Dieser Schritt befördert die Befremdung der eigenen Praxis. Die Autorin bzw. der Autor des Textes rückt als Person in den Hintergrund. Sie bzw. er wird während der Analyse möglichst nicht zu Details befragt oder direkt angesprochen. Wichtig für die Interpretation ist, dass eine kollegiale Atmosphäre geschaffen wird. Kommentare und ggf. auch kritische Bemerkungen werden grundsätzlich wertschätzend und keinesfalls abwertend formuliert. Die Hypothesenbildung erfolgt schrittweise am Text (sequentiell). Zu einer Textpassage werden bewusst mehrere gegensätzliche Hypothesen (abduktives Vorgehen) gebildet, um ein möglichst breites Spektrum an Lesarten entwickeln zu können. Diese Entwicklung von mehreren Lesarten zu einem Phänomen ermöglicht einen breiten Verstehenszugang, der über die eigenen Vorerfahrungen der Beobachter/innen hinausgeht.

Aus den Hypothesen werden Folgehypothesen gebildet. Erst dann wird die nachfolgende Textstelle gelesen und wiederrum abduktiv interpretiert. Die bereits gebildeten Hypothesen werden an der jeweils nachfolgenden Textpassage überprüft, verändert oder verworfen und es werden wiederum neue Hypothesen gebildet[17].

Folgende Fragen werden beispielsweise an den Text gerichtet:

- Was wird beschrieben/erzählt/argumentiert? Um was könnte es gehen (manifest/latent)?

[13] Schütze, 1994: 190
[14] Ebenda: 223
[15] Kötting, 2007: 87
[16] Vgl. Kötting, 2007
[17] Vgl. Völter, 2010

- Wie wird es beschrieben, erzählt, argumentiert (Textsorte, Länge, Beobachterstil...)? Welche Bedeutung könnte das haben?
- Wie wird in der Szene interagiert? Was sagt uns das über die Rollen der Beteiligten, über die unterschiedlichen Perspektiven der Beteiligten?
- Was erfahren wir über die Routinen, Regeln, Themen, Vorgehensweisen, Kernprobleme professionellen Handelns?
- Was erfahren wir über die Praxis im beobachteten Handlungsfeld? Welche strukturellen Handlungs- und Deutungsmuster gibt es hier?
- Welche Handlungsalternativen gäbe es hypothetisch?
- Was erfahren wir nicht?
- Was erfahren wir über die Erfahrungen, die Perspektive und die Interpretationen der Beobachter/in und Protokollant/in?
- Welche Möglichkeiten für weitere Beobachtungen gibt es?[18]

Vor diesem Hintergrund wird nun das Thema „professionelle Haltung" wieder aufgegriffen und es wird ein Auszug aus einem ethnografischen Feldprotokoll eines Praktikanten vorgestellt. Es geht hier nicht um die Darstellung einer „perfekten pädagogischen Situation", sondern exemplarisch um die detaillierte Beschäftigung mit einer Sequenz aus dem erzieherischen Alltag, die nur wenige Minuten eines ereignisreichen Tages umfasste. Diese genaue Betrachtung soll die sensible Wahrnehmung einer alltäglichen Handlungssituation aus der Erziehungspraxis ermöglichen.

Die Beobachtung findet während eines Ausfluges einer Gruppe von Kindern aus dem Kinderheim im Rahmen der Wochenendgestaltung statt. Es handelt sich um eine altersgemischte Gruppe, eine Erzieherin und den Praktikanten.

„Auf dem Spielplatz angekommen überfuhr Roman (5 Jahre – d.V.) die Puppe seiner ein Jahr älteren Schwester Niki (6 Jahre). Daraufhin fing Niki furchtbar an zu weinen und schrie Roman an. Ich nahm Roman zur Seite und fragte ihn, was das gerade für eine Aktion von ihm gewesen sei. Roman noch ganz aufgebracht, erzählte mit roten Wangen, er habe die Puppe nicht gesehen und Niki habe ihn daraufhin geboxt. Nun erklärte ich Roman, dass ich die Situation beobachtet habe und sah, wie Roman mit ‚Absicht' die Puppe überfuhr. Roman sagte daraufhin:
‚Na und!'
Nun ging ich in Augenhöhe zu Roman hinunter und fragte ihn:
‚Wie würdest du es finden, wenn jemand dein Lieblingsspielzeug mit Absicht kaputt machen würde?'
Das hat Roman dann auch verstanden und schaute mich fragend an. Ich flüsterte nun Roman ins Ohr:
‚Gehe zu deiner Schwester und sage ihr, dass es dir leid tut und du ihre Puppe dafür mit deinem Anhänger wieder in die Gruppe hochfahren wirst.'
Roman stieg von seinem Bagger ab und tapste zu Niki hinüber. Roman entschuldigte sich bei Niki und unterbreitete ihr das Angebot, ihr die Puppe nachher in die Gruppe

[18] Vgl. ebenda

hochzufahren. Niki war noch immer sauer, fand die Idee mit dem Anhänger und der Puppe aber ganz gut und war in diesem Moment zufrieden. Nun war wieder alles in Ordnung und Niki packte sofort ihre Puppe in den Anhänger und spielte dann mit den anderen Kindern in der Sandkiste."[19]

Wie kann die geschilderte Handlungssituation aus einer ethnografischen Perspektive verstanden werden und welche Erkenntnisse für die professionelle Haltung sind erkennbar?

Das Praxisprotokoll wurde einer Interpretation wie oben angegeben unterzogen. Die folgende Darstellung fasst die Ergebnisse aus der Interpretation der sozialen Interaktion zusammen.

Wir erfahren in dem Bericht von einem Streit zwischen zwei Geschwistern, wobei offen bleibt, ob es eine Vorgeschichte bzw. einen Anlass für diesen Streit gab. Es wird berichtet, dass der Junge die Puppe seiner älteren Schwester überfuhr, wobei wir nicht erfahren, wie genau diese Handlung durch den Jungen realisiert wird. Mehr erfahren wir über die darauf folgende Reaktion der Schwester, die durch Weinen und Schreien den Praktikanten (und eventuell auch andere) auf das Geschehen aufmerksam macht. Diese Äußerung kann so interpretiert werden, dass es dem Mädchen etwas ausmacht, dass die Puppe überfahren wurde, dass sie sich angegriffen und auch verletzt fühlt. Das Mädchen verharrt in dieser Reaktion und entwickelt keine weiteren Handlungsmöglichkeiten, um selbst und aktiv mit dem Bruder in eine Auseinandersetzung zu gehen. In dieser Sequenz tritt der Praktikant in die Szene ein und wird in der sozialen Interaktion aktiv. Er wendet sich an den Jungen und stellt ihn zur Rede.

Es stellt sich die Frage: Welche Handlungsalternativen gäbe es hypothetisch?
z.B. Zuwendung zum Mädchen, trösten, bestärken für Auseinandersetzung, ihre Handlungsfähigkeit herstellen etc.

Der Junge erklärt sein Handeln aus seiner Sicht und wehrt die Verantwortung für die Verletzung der Puppe ab. Er äußert sich nicht dazu, wie es zum Überfahren der Puppe kam und auch nicht dazu, wie es ihm selber dabei geht. Diese Handlung kann so verstanden werden, dass er sich nun seinerseits vom Praktikanten angegriffen fühlt, sich rechtfertigen und schließlich aus dem ihm unangenehmen Kontakt entfliehen möchte („Na und!").
Frage: Was wären andere Lesarten für die Reaktion des Jungen?

Die soziale Interaktion erfährt eine Wendung als der Praktikant seine Körperhaltung verändert und auf Augenhöhe zu dem Jungen geht. Der Junge reagiert darauf hin mit einem Blickkontakt zum Praktikanten. Dieser Kontakt zwischen Jungen und Praktikanten eröffnet die Möglichkeit für Aushandlungen, wie von wem nun weiter gehandelt werden könnte.
Frage: Wie könnte es hypothetisch weitergehen?

Der Praktikant gibt dem Jungen nun vor, wie er sich aus seiner Sicht richtig verhalten könnte. Der Junge rebelliert nicht, geht auch nicht aus dem Kontakt, sondern folgt der Vorgabe.
Frage: Wie kann dieses Handeln des Jungen verstanden werden?

---

[19] *Krzechky 2006: 10*

(Hypothesen:
1.) Der Praktikant übernimmt eine machtvolle Position und der Junge akzeptiert diese.
2.) Der Junge will lieb sein oder die ihm unangenehme Situation zügig verlassen.
3.) Es tut ihm leid.)

Es kann davon ausgegangen werden, dass das soziale Handeln in der Situation „passiert", d.h. der Praktikant in diesem Moment nicht bewusst darüber reflektiert, was geschieht[20]. Die Reflexion findet nach der Handlungssituation statt[21]. Bemerkenswert ist, dass der Praktikant *sein eigenes Handeln* genauer betrachtet. Dies erfordert ein hohes Maß an Offenheit und Reflexionsfähigkeit. In der Reflexion ist er auch kritisch seinem eigenen Handeln gegenüber, in dem er beispielsweise wahrnimmt, dass er zunächst eine erhöhte Position gegenüber dem Jungen eingenommen hat und die soziale Interaktion sich im weiteren Handlungsverlauf verändert, indem er auf Augenhöhe zu dem Jungen geht. Der Praktikant übernimmt die Verantwortung für die Lösung der Situation. Er macht hierzu eine Vorgabe und stellt die „Ordnung" wieder her. Er hat die Kinder nicht dazu ermutigt oder befähigt, selbst zu handeln und Ideen für eine Lösung des Konfliktes zu entwickeln. Der Praktikant möchte die Situation prägen, in dem er seine Normen, Werte und auch seine Lösungsmöglichkeiten in die Situation gibt, die der Junge handelnd aufnehmen soll (keine Zerstörung, Eingestehen des Fehlverhaltens). Er sagt den Kindern, wo es lang geht und die Kinder folgen dem Gesagten. Er möchte durch dieses Handeln einen direkten Einfluss auf die weitere Entwicklung des Jungen nehmen (intentionaler Einfluss von Erziehung), ihn prägen, die Identität der Kinder formen. Die Kinder bleiben dabei in einer passiven Rolle. Sie werden nicht zu Akteuren im weiteren Verlauf der Situation.

Welche Erkenntnisse für eine professionelle Haltung können im Ergebnis der Interpretation formuliert werden?

Besitzt der Praktikant eine professionelle Haltung (ethisch, normativ), intentional auf das Handeln der Kinder einzuwirken, findet er sein Handeln bestätigt. Er würde jedoch möglicherweise nach der Interpretation der Szene dafür sensibilisiert sein, dass es bei dieser Haltung auch um Macht- und Einflussansprüche geht, welche die Kinder passiv und still werden lassen und die sich im Handeln der Kinder fortsetzen können (untereinander und gegenüber den Fachkräften). Die Kinder können hierbei womöglich nur begrenzt lernen.

Hat der Praktikant hingegen selbst das Anliegen (ethisch, normativ), die Kinder zum Lernen[22] und zum aktiven Handeln (auch der Problemlösung) anzuregen, würde er im Ergebnis der Interpretation einen sensiblen Blick für diejenigen Sequenzen in der Interpretation entwickelt haben, in denen ihm alternative Handlungen möglich gewesen wären (um bspw. mehr von den Kindern zu erfahren, sie zum eigenen Handeln zu motivieren etc.). Er würde selbst aus der Szene lernen.

Mit Blick auf das Erkennen der Regelhaftigkeit in sozialen Situation würden sich bspw. folgende Fragen stellen: Sind Streitsituationen zwischen den Geschwistern häufiger zu

[20] „reflection-in-action" nach Schön 1983
[21] „reflection-on-action" nach Schön 1983
[22] Giesecke, 1997

beobachten? Wie entstehen diese (auch zur Vorgeschichte)? Welche professionellen Handlungen ermöglichen oder begrenzen die Lösung der Situation?

Fazit

Mit diesem Beitrag möchte ich dazu anregen, professionelle Haltungen nicht ausschließlich ethisch-normativ zu formulieren, sondern empirisch prozesshaft in den Blick zu nehmen. Es geht darum zu verstehen, wie sich professionelle Haltungen im Erziehungsalltag in den sozialen Interaktionen der Beteiligten realisieren. Dies erfordert sehr genaue und sensible Reflexionen, die – methodisch abgesichert – mittels einer ethnografischen Grundhaltung aus Beobachtung und Interpretation in den Praxisalltag integriert werden können. Vor diesem Hintergrund können pädagogische Situationen tiefgründig verstanden und ethische Normen und Werte des professionellen Handelns untersetzt werden. Nicht „wie es sein sollte", sondern „wie es ist" wird damit zum Gegenstand der Beschäftigung mit professionellen Haltungen.

Literatur

Giesecke, Hermann (1997): Die pädagogische Beziehung. Pädagogische Professionalität und die Emanzipation des Kindes. Weinheim und München: Juventa-Verlag.

Köttig, Michaela (2007): Zwischen Handlungsdruck im Interaktionsgeschehen und Fallverstehen. Zur Übersetzung rekonstruktiven Vorgehens aus dem Forschungsprozess in die Offene Jugendarbeit. In: Giebeler, Cornelia/Fischer, Wolfram/Goblirsch, Martina/Miethe, Ingrid/Riemann, Gerhard (Hrsg.): Fallverstehen und Fallstudien. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung. Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit Bd. 1. Opladen: Barbara Budrich, S. 79-92.

Krzechky, David (2006): Praxisbericht. ASH-Berlin: Unveröffentlichtes Manuskript.

Mührel, Eric (2005): Verstehen und Achten. Philosophische Reflexionen zur professionellen Haltung in der Sozialen Arbeit. Essen: Verlag die Blaue Eule.

Rosenthal, Gabriele (2008): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 2., korrigierte Auflage. Weinheim und München: Juventa-Verlag.

Schön, Donald A. (1983): The Reflective Practitioner. How Professionals Think in Action. New York: Basic Books.

Schütze, Fritz (1994): Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit. In: Groddeck, Norbert/Schumann, Michael (Hrsg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg i. B.: Lambertus, S. 189-297.

Stahlmann, Martin (1993): Die berufliche Sozialisation in der Heimerziehung. Erziehende im Spannungsfeld von Grenzsituationen, Leitbildern und Berufsbiographie. Bern, Stuttgart, Wien: Verlag Paul Haupt.

Völter, Bettina (2010): Regeln/Vorgehensweise bei der Interpretation von Praxisprotokollen. ASH-Berlin: Unveröffentlichtes Manuskript.

Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe 4: Professionelle Haltung von Heimerzieher/innen – Anforderung an Ausbildung und Qualifikation

Professionelle Haltungen von Erziehenden im „Heim“ und anderswo

JULIA MENNEKING
Erzieherin, „Betreutes Jugendwohnen LiVe“, Nachbarschaft hilft Wohngemeinschaft e.V.

MANFRED JANNICKE
Geschäftsführer,
Nachbarschaft hilft Wohngemeinschaft e.V. Berlin

1. Jede/r verdient eine Chance – unabhängig davon, woher er kommt, was er ist und was er kann. Aufgeben gilt nicht. Auch dann nicht, wenn die anvertrauten Kinder Verhaltensweisen zeigen, die es schwer machen, sie anzunehmen: „Liebe mich dann am meisten, wenn ich es am wenigsten verdient habe.“ (anonym). Gewährenlassen, Zeit und Raum zu geben ist oft wichtiger als alles andere.
   Sich darin auszubilden heißt, menschliches Leid, sich selbst und andere schädigendes Verhalten und Umwege ebenso kennen zu lernen wie Personen, die nach langer Berufstätigkeit nicht die Hoffnung aufgegeben haben.

2. Erziehung ist eine Zweibahnstraße. Dies erfordert Offenheit für andere Lebensstile, Lebenswege und -entscheidungen, als man sie selbst wollen mag. Und: Die Bereitschaft, sich selbst einzubringen. Sich auf Veränderungen einzulassen, die sich aus der Begegnung ergeben. Sich selbst zumuten, emotional berührbar zu bleiben. Die eigenen Bedürfnisse, Deutungen und Wertungen zurückstellen, weniger wichtig nehmen können. Dies braucht Ausbildung, die immer wieder emotional berührt.
   „Kinder kann man nicht erziehen, die machen uns eh alles nach.“ (Karl Valentin)

3. Heim-Erziehung ist der umfassendste aller Erziehungszugänge. Es gilt, diesen „anderen Ort“ umfassend so zu gestalten, dass dort ein „gutes Leben“ möglich ist, dass Kinder dort gerne leben wollen. Dies ist nur mit einer reinen Ziellogik nicht erfassbar. Ziele sind gut, aber nicht alles. Daher benötigen Erziehende sowohl ein solides methodisches Wissen über Zielformulierung und zielorientiertes Erziehungshandeln als auch gleichzeitig eine kritische Haltung dazu.

4. Es gibt nicht *die* „richtige Erziehung“, keine Patentrezepte und kaum allgemeingültige „Werkzeuge“ oder Curricula. Auf die richtige Weise zu erziehen, ist dennoch eine der wichtigsten Aufgaben der erwachsenen Generationen. Heim-Erziehende müssen daher einen enorm hohen und lebenslangen Lernanspruch an sich selbst und gleichzeitig eine hohe Fehlertoleranz haben. Sie müssen sich offen in Austauschformen (Supervision, Intervision) begegnen und zu ihren Fehlern stehen können. Sie müssen bereit sein, diese zu korrigieren und sich zu entschuldigen, wenn es angebracht ist. Nur wenn ihnen dies gelingt, können sie den Kindern/Jugendlichen auf eine wertschätzende Weise Alternativen für Fehlverhalten oder -einschätzungen aufzeigen.

Unverzichtbar scheint in diesem Zusammenhang die historische Perspektive, anhand derer erfahrbar gemacht werden kann, wie epochal sich erzieherische/therapeutische Haltungen im Lauf der Zeit verändern und wovon dies abhängt. Mit diesem hohen Bildungsideal sollten die Erziehenden möglichst schon vor und natürlich fortlaufend in der Ausbildung konfrontiert werden.

Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe 5: Der Bildungsauftrag in der Heimerziehung. Schulerfolg und ein gelingender Übergang in Ausbildung und Arbeit als Voraussetzung für ein eigenständiges Leben „danach“

PROF. DR. DIRK NÜSKEN
Professor für Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, Fachbereich Soziale Arbeit,
Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum

1. Bildung und Hilfen zur Erziehung? – Berührungspunkte

- Schulisches Fehlverhalten im Sinne von mangelnden schulischen Leistungen und Schulbummelei wird seit vielen Jahren in der Kinder- und Jugendhilfestatistik als einer der Hauptgründe für Fremdunterbringung ausgewiesen.
- Als Begründung für den Verbleib (junger Volljähriger) in der stationären HzE werden von den Jugendämtern in erster Linie „Verselbständigung“ und der Abschluss der Schule bzw. Berufsausbildung angeführt.
- Ein weiterer Berührungspunkt besteht an der Stelle der Hilfeplanung. Neben den Eltern und den Jugendlichen selbst sind Lehrer/innen die drittgrößte Gruppe der am Hilfeplan Beteiligten.[1]
- Das „Feindbild Schule“ erlebe ich gegenwärtig in der Jugendhilfe nicht mehr so ausgeprägt. Ich weiß, dass es das gab, aber sowohl Schule als auch die Jugendhilfe haben sich bewegt. Die Träger der Hilfen zur Erziehung sind an der kooperativen Gestaltung interessiert und es gibt erste Fachkonzepte dazu.
- Bei etwa jeder vierten Hilfe zur Erziehung werden schulische Problemlagen als Ursachen (mit) benannt.[2]
- In den Hilfen zur Erziehung nach den §§ 32 bis 34 SGB VIII (stationär und teilstationär) beträgt bei 26.937 begonnenen Hilfen der Anteil derjenigen, die sich weder in Schul- oder Berufsausbildung befinden 4.542 (16,9 Prozent). Unter Berücksichtigung der Kinder und Jugendlichen im Schulalter, die im Rahmen des § 35a SGB VIII Hilfe zur Erziehung erhalten, sind bei über 20 Prozent mehr oder weniger „harte“ Schul- und Schulverweigerungsprobleme festzustellen.[3] Daher ist das eindeutig ein gemeinsames Problem von Jugendhilfe und Schule.
- Der Deutsche Verein hat von 2002 bis 2005 ein Praxisforschungsprojekt „Coole Schule“ durchgeführt und von den dort einbezogenen schulverweigernden Schülerinnen und Schülern befanden sich 60 Prozent in HzE.

---

[1] Leitner 1998: Gutachten Junge Menschen über 16 Jahre in Einrichtungen nach § 34 SGB VIII, ISA Materialien und Berichte

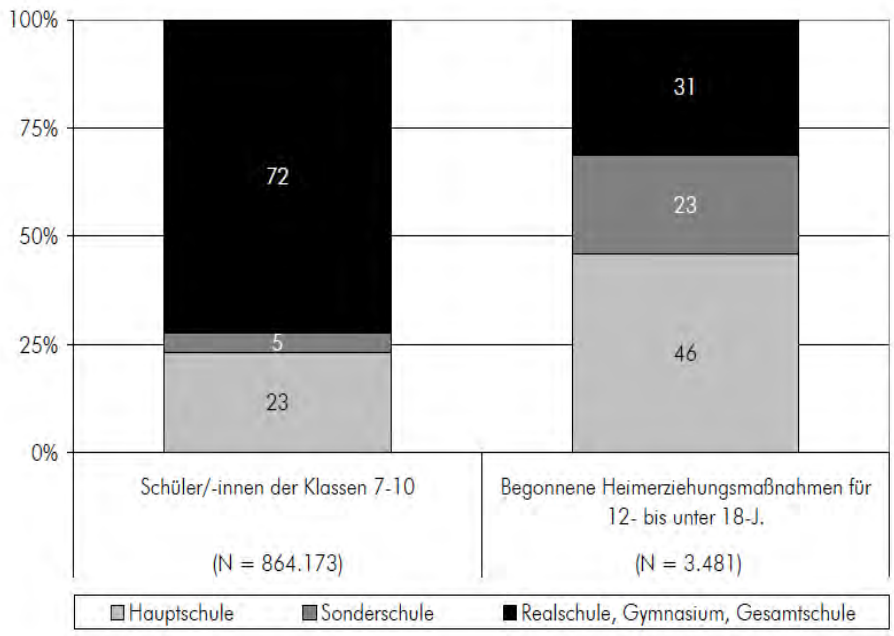
[2] Jugendhilfestatistik 2008

[3] Jugendhilfestatistik 2004

Gleich mit welchem Fokus man es also betrachtet, es lassen sich zahlreiche Berührungspunkte zwischen Hilfen zur Erziehung und Schule finden.

In einer Gegenüberstellung des HzE-Berichtes aus Nordrhein-Westfalen von 2007 wird zudem ersichtlich, welche Schularten die Jugendlichen mit einer begonnenen stationären HzE im Vergleich zu ihren übrigen Altersgefährten besuchen **(Abbildung 1)**. Etwa jeder zweite der Jugendlichen im Heim besucht die Hauptschule, 23 Prozent eine Sonderschule und 31 Prozent Real-, Gesamtschule oder Gymnasium, letztere werden leider in der Statistik zusammengefasst.

Abbildung 17: Gegenüberstellung von SchülerInnen der Klassen 7 bis 10 (Schuljahr 2004/2005) sowie junger Menschen zwischen 12 und unter 18 Jahren mit einer begonnen Heimerziehungsmaßnahme (2005) in Nordrhein-Westfalen (Angaben in %)[1]



Quelle: HzE-Bericht NRW 2007 (Landschaftsverband Rheinland; Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Hrsg.) Datengrundlage 2005)

Abbildung 1

Die Schulformen, die die Kinder und Jugendlichen aus den Hilfen zur Erziehung besuchen, sind zu einem größeren Teil solche, in denen niedrigere Abschlüsse erworben werden. Das kann in den Bundesländern ein wenig variieren, auch bedingt durch verschiedene Schulsysteme, der Trend ist aber in der gesamten Bundesrepublik festzustellen. Das heißt, wenn sich Hilfen zur Erziehung mit Bildung als Teil von Schule beschäftigen, sind es nicht alle Schulen zu gleichen Teilen, sondern wir haben es mit einer anderen Verteilung zu tun.[4]

[4] Es ist in diesem Zusammenhang zudem schwierig, aktuellere Daten zu erhalten. Die Kinder- und Jugendhilfestatistik wurde 2007 umgestellt, seitdem werden viele gute und interessante Merkmale erfasst, aber leider ist der Schulbesuch aus der regulären Statistik herausgefallen.

Der HzE-Bericht NRW von 2007 stellt zudem fest, dass sich 11 Prozent der Jugendlichen zu Beginn einer Heimerziehung weder in der Schule noch in einer Ausbildung bzw. einer beruflichen Bildungsmaßnahme befinden. Das heißt, dass sich die Gefahr, völlig ohne Abschluss in die Selbstständigkeit entlassen zu werden, erhöht und dass damit andererseits der Bildungsauftrag der Heimerziehung noch einmal deutlich wird.

2. Zum Bildungsbegriff

Umgangssprachlich wird der Begriff der Bildung zumeist im Zusammenhang mit Wissensvermittlung, Lernen oder Bildungsabschlüssen und auf diese Weise mit Schulbildung gebraucht. Seit Wilhelm von Humboldt meint der Begriff Bildung jedoch die Anregung aller Kräfte des Menschen, damit diese sich über die Aneignung der Welt entfalten und zu einer sich selbst bestimmenden Individualität und Persönlichkeit führen. Bildung geht damit mit dem Moment der Selbständigkeit, mit dem Sich-Bilden eines Subjektes einher.[5]

Das bedeutet, dass die Kinder- und Jugendhilfe nicht mit einem rein schulisch orientierten Bildungsbegriff agieren kann, abgesehen von Hilfeträgern, die auch Schulträger sind. Vor dem Hintergrund einer Alltags- und Lebensweltorientierung muss es aber Zielstellung sein, dass die jungen Menschen aus den Einrichtungen der Hilfen zur Erziehung möglichst normal beschult werden und normale Abschlüsse erwerben. Auf die schulische Bildung und die Ausbildung hat die Einrichtung der Hilfe zur Erziehung dabei nur bedingt und höchstens indirekt Einfluss, sehr wohl aber darauf ob und wie sie motiviert, Nachhilfe gibt, Kontakte zur Schule pflegt usw..

Die Bildungs- und Entwicklungsdefinition von Wilhelm von Humboldt ist der Kinder- und Jugendhilfe sehr nahe, wie zum Beispiel im **§ 41 SGB VIII**: Hilfen für junge Volljährige, Nachbetreuung ersichtlich:

> (1) Einem jungen Volljährigen soll **Hilfe für die Persönlichkeitsentwicklung und zu einer eigenverantwortlichen Lebensführung** gewährt werden, wenn und solange die Hilfe aufgrund der individuellen Situation des jungen Menschen notwendig ist. Die Hilfe wird in der Regel nur bis zur Vollendung des 21. Lebensjahres gewährt; in begründeten Einzelfällen soll sie für einen begrenzten Zeitraum darüber hinaus fortgesetzt werden.

Etwas aktueller als der Begriff von Humboldt sind in diesem Zusammenhang die **Leipziger Thesen**[6], auch das Bundesjugendkuratorium hat die Beschäftigung mit der Bildung nach der ersten PISA-Studie aufgegriffen:

> „Bildung ist der umfassende Prozess der Entwicklung und Entfaltung derjenigen Fähigkeiten, die Menschen in die Lage versetzen, zu lernen, Leistungspotenziale zu entwickeln, zu handeln, Probleme zu lösen und Beziehungen zu gestalten. Junge Menschen in diesem Sinne zu bilden, ist nicht allein Aufgabe der Schule."

---

[5] vgl. v. Hentig 1996, S. 40

[6] Bundesjugendkuratorium; Sachverständigenkommission für den 11. Kinder- und Jugendbericht; Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe (2002)

Dieses umfassende Verständnis von Bildung nimmt bewusst auch Bildungsleistungen all jener Orte in den Blick, die das Leben von jungen Menschen prägen, es folgt der Eigensinnigkeit von Bildungsprozessen und schließt an lebensweltliche Zusammenhänge an.[7] In Konsequenz dieses erweiterten Bildungsverständnisses sind die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe nicht einfach flankierendes Angebot, welches durch Schule funktionalisiert werden kann[8], sondern versehen mit einem eigenen Bildungsauftrag.

3. Der Bildungsauftrag der Jugendhilfe

Aus diesem eigenen Auftrag abgeleitete **Bildungsdimensionen** für die Jugendhilfe können sein:

- Ermöglichung und Unterstützung der Teilnahme an formellen Bildungsangeboten, i.d.R. Schule,
- Angebote nonformeller Bildung, die originär darauf abzielen, Bildung zu vermitteln, dies aber im Kontext von Freiwilligkeit, wie in Jugendzentren oder in Workshops in Heimeinrichtungen usw.,
- Arrangements informeller Bildung, Bildungsprozesse, die nebenbei ablaufen, wenn etwa Kinder und Jugendliche voneinander lernen.

Der **komplementäre Bildungsauftrag** der Jugendhilfe wird z.B. in der Schulsozialarbeit, in Ausbildungsbegleitenden Hilfen, Nachhilfen in den HzE, und mit Unterstützung nach § 21 SGB VIII bei notwendiger Unterbringung zur Erfüllung der Schulpflicht erfüllt.

Der **eigenständige Bildungsauftrag** findet sich etwa in Kindertagesstätten (§ 22 SGB VIII: Erziehung, Bildung und Betreuung…) Familienbildung, Jugendsozialarbeit und Jugendbildung wieder.

Die Bildungsleistung der Jugendhilfe besteht bezogen auf junge Volljährige deshalb insbesondere darin, dass sie gemeinsam mit den jungen Erwachsenen deren Strategien der Lebensführung und Lebensbewältigung reflektiert und nach neuen Ansatzpunkten für einen „gelingenden Alltag" oder anders formuliert zur „Lebensbewältigung"[9] sucht. Dies stellt einen Bildungsprozess eigener Art dar[10], der jedoch viel schwieriger aufzuzeigen ist und sich nicht so leicht sichtbar machen lässt. Im Unterschied zur Schule, in der ein Schüler nicht in seiner ganzen Persönlichkeit beurteilt wird, sondern als Lernender, der Englisch, Mathematik und Geschichte besser oder schlechter beherrscht, umfasst der Bildungsbegriff der HzE hier die ganze Persönlichkeit und orientiert sich nicht an universalistischen Maßstäben, sondern forciert die Vermittlung von Lebensmustern und Lebenskompetenzen als soziale Praxis, die heute offensichtlich notwendiger denn je sind.[11]

---

[7] vgl. Müller, 2007, S. 174
[8] vgl. Münchmeier 2003
[9] vgl. Böhnisch u.a. 2005
[10] vgl. Münchmeier 2003
[11] vgl. Otto, 2003

3.1 Bildungsauftrag am Beispiel der Hilfen für junge Volljährige

Vor dem Hintergrund der Regelungen des § 41 SGB VIII und den **Zielstellungen Persönlichkeitsentwicklung und eigenverantwortliche Lebensführung** verweist Leitner[12] darauf, dass die Selbstständigkeit junger Menschen eine grundlegende Voraussetzung für eine eigenständige und eigenverantwortliche Lebensführung im Erwachsenenalter ist und in Abgrenzung zum lebensbiografischen Abschnitt der Kindheit und Jugend, der durch Abhängigkeit geprägt ist, führt er ein Konzept der Verselbständigung durch Unabhängigkeit aus. **Die Verselbständigung** der (durch die) jungen Volljährigen erhält dabei eine **soziale, eine ökonomische und eine emotionale Dimension**: In der Kompetenz zu einer eigenverantwortlichen und eigenständigen Alltagsgestaltung sieht Leitner dabei die soziale Dimension. Ein eigener Einkommenserwerb stellt die ökonomische und die eigenverantwortliche und eigenständige Gestaltung von Beziehungen einschließlich eines ebensolchen Umgangs mit sich selbst die emotionale Dimension dar.

Dieser theoretische Ansatz, Verselbständigung durch Unabhängigkeit aufzuzeigen, lässt sich ergänzen durch Ergebnisse einer Untersuchung in Form einer Aktenanalyse in Jugendämtern[13], in der analysiert wurde, wie Jugendämter die Einleitung einer Hilfe für junge Volljährige begründen. Verselbständigung, Bildung, psychische Stabilisierung waren hier die drei Hauptkategorien, die sich in den Akten vorfinden ließen und die eine Hilfe für junge Volljährige aus Sicht der Jugendämter legitimieren.

Aus dem Ansatz von Leitner und dieser Aktenanalyse habe ich **drei Analysekategorien für Bildungsprozesse** in den Hilfen für junge Volljährige für eine Studie zu Verselbständigung, Bildung und psychischer Stabilisierung gewonnen:

- Selbständigkeit (eigenständige Alltagsgestaltung) – soziale Dimension,
- Formelle Bildung und ökonomische Verselbständigung – ökonomische Dimension,
- Beziehungsgestaltung – emotionale Dimension.

Eine ökonomische Verselbständigung durch den Schulbesuch und eine Ausbildung wird zwar für später erhofft, lässt sich aber in dem Moment der HzE nicht nachweisen. Daher habe ich die Untersuchung zusammengefasst. Die Grundsystematik von Leitner ist jedoch erhalten geblieben.

4. Bildung aus Nutzersicht

In der weiteren Analyse der im Zuge der Studie 18plus gewonnenen Daten wollte ich Bildungsprozesse in den Hilfen zur Erziehung gemäß des genannten Bildungsbegriffs und solcher Bildungsdimensionen sichtbar machen.

Datengrundlage für die Auseinandersetzung mit dieser Fragestellung sind 21 problemzentrierte Interviews[14], die mit ehemaligen Nutzerinnen und Nutzern von Hilfen für junge

[12] vgl. Leitner 2007
[13] vgl. Nüsken 2008
[14] nach Witzel, 1996, 2000

Volljährige im Rahmen der genannten Studie[15] geführt wurden. Der Zugang zu den jungen Erwachsenen erfolgte durch die (ehemaligen) Leistungserbringer der Hilfen für junge Volljährige. Voraussetzung zur (freiwilligen) Teilnahme war ein zeitlicher Abstand von mindestens 12 Monaten zur Beendigung der Hilfe gem. § 41 SGB VIII und eine vorherige Mindestlaufzeit von 6 Monaten. Die nachhaltige Aneignung von Lebenskompetenzen ist so deutlicher zu erkennen und es besteht so eine größere Gewähr, dass die jungen Erwachsenen auch emotional zu einem „gewissen Abschluss"[16] ihrer Zeit in den Hilfen zur Erziehung gekommen sind.

Die 21 interviewten jungen Erwachsenen „entstammen" acht unterschiedlichen Trägern in Nordrhein-Westfalen. Die Altersspanne der Untersuchungsgruppe bewegt sich zwischen 19 und 30 Jahren.

Die Auswertung der Interviews erfolgte durch eine qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring.[17] Dadurch, dass der Weg zu den jungen Menschen über die Träger erfolgte und so eine Teilnahme freiwillig war, muss man berücksichtigen, dass bei den Befragten vermutlich kein Hilfeprozess völlig negativ verlaufen ist.

Die **Fragestellungen**, die in einem Leitfaden operationalisiert wurden, lauteten:

a) Welche Bildungsprozesse (Kompetenzaneignungen) bringen junge Volljährige retrospektiv mit der Zeit in den Hilfen für junge Volljährige in Verbindung?

b) Welchen Beitrag daran schreiben sie der Jugendhilfe zu?

Das theoretisch hergeleitete Analyseraster entspricht den o.g. Analysekategorien.

4.1 Kategorie eigenständige Alltagsgestaltung

Reflektierte Selbständigkeit

„Man wurde ja schon früh im Heim halt vorbereitet. Man musste ja schon selbständig seine Sachen machen, ja und in der Selbständigkeitsphase, also da hatte ich schon mein eigenes Zimmer und alles, mein eigenes Taschengeld, also dann hat man das halt auch hinterher gekonnt." (Kevin)

Die Aussage ist zunächst ein Hinweis darauf, dass es bei den jungen Menschen positiv aufgenommen wird, wenn sie systematisch auf den Alltag vorbereitet werden.

Die Erlangung von Selbständigkeit ist der zentrale Aspekt in den Schilderungen der jungen Erwachsenen. 20 von 21 Befragten thematisieren diesen Aspekt. 71 Codings beziehen sich darauf. 50 der 71 Codings weisen den Zusammenhang mit der Jugendhilfe auf.

Der Beginn des selbständigen Lebens ist für die jungen Menschen zunächst allerdings in einem hohen Maß mit Verunsicherung verbunden, da die Herausforderung, nun alltagspraktisch wie sozial für sich selber sorgen zu müssen, oftmals eine Überforderung darstellt. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn keine Verselbständigung im Rahmen von

[15] Nüsken 2006

[16] vgl. Wieland, 1992, S. 38

[17] Mayring 2008

Heimerziehung eingeleitet wurde bzw. die jungen Volljährigen von der Straße oder aus schwierigen familiären Situationen in die Hilfe gem. § 41 SGB VIII kamen. Als selbständiger erleben sich die jungen Erwachsenen im Nachhinein vor allem im Umgang mit Institutionen (Ämtern, Behörden etc.) und hinsichtlich ihrer Durchsetzungsfähigkeit. Diese zeigt sich bei einigen sogar in der Durchsetzung der Beendigung der Hilfe. Die Aspekte der Jugendhilfe, denen die jungen Menschen einen Beitrag zu ihren Entwicklungen zumessen, sind sehr unterschiedlich. Für einige stellt bereits das Setting (eigene Wohnung und Betreuung) die entscheidende Leistung der Jugendhilfe dar, die für sie zu dieser Selbständigkeit beiträgt, andere heben stärker auf ihre Bezugsperson ab *(„Er hat mir immer Hinweise gegeben, mich aber nie gedrängt...")* oder auf bestimmte methodische Ansätze, z.B. beim Erlernen des selbständigen Umgangs mit Geld.

Reflektierte Selbständigkeit
„Es gibt da einige, die können damit überhaupt nicht umgehen, aber ich hab' dadurch viel gelernt. Ich bin dadurch viel selbständiger geworden. Ich hab' gelernt, richtig einen Haushalt sauberzumachen, ich hab' gelernt richtig zu kochen, ich hab' auch gelernt, dass man sich integrieren kann, dass man auch mal auf andere Rücksicht nehmen muss, z.B. mit lauter Musik und so, weil, das sollten wir dann möglichst immer unter uns ausmachen." (Susanne)

Hier zeigt sich das Arrangement der Jugendhilfe, aber ein eher abwartendes. Die Jugendlichen sollten so viel wie möglich untereinander regeln. Und das ist bei Susanne positiv angekommen.

Alltagsgestaltung hat viel mit dem Thema „Wohnen" zu tun.

Wohnen
„Ja das war erst mal so ein Zwischenschritt. Ich habe zwar noch in der Gruppe gelebt, bin dann aber oben ins Appartement gezogen, musste mich selbst verpflegen, gehörte aber trotzdem noch zur Gruppe. Hatte dann natürlich auch noch ein bisschen eigene Freiheiten. Ich hatte meine eigenen Haustürschlüssel, so das kam dann halt dazu. Das gehört auch irgendwie zum Selbstständig werden dazu." (Volker)

Retrospektiv von jungen Erwachsenen wahrgenommene Veränderungen gemäß der Kategorie „Wohnen" beziehen sich im Wesentlichen auf drei Aspekte: Im Zusammenhang mit Schilderungen von Wohnungswechseln zeigt sich, dass Hilfen zur Erziehung für einige junge Volljährige überhaupt erst einen Wohnraum bereit stellen, wenn diese jungen Menschen nach Rauswürfen aus Einrichtungen oder dem Elternhaus obdachlos bzw. von Obdachlosigkeit bedroht waren. Im Rahmen der Hilfen für junge Volljährige werden aber auch geplante und konfliktfreie Wohnungswechsel realisiert. Diese finden z.B. im Rahmen von Verselbständigungsphasen etwa durch Probewohnkonzepte statt. Gelungenen Aneignungsprozessen – *„Meine eigenen vier Wände"* – stehen speziell in der Anfangszeit aber auch Erfahrungen der Einsamkeit gegenüber. Junge Volljährige erleben die ersten Wochen und Monate – insbesondere wenn sie nicht über ausreichende soziale Kontakte verfügen – als deutliche Belastung.

Bei der Vorbereitung auf den Bezug einer ersten eigenen Wohnung sollten Fachkräfte demnach insbesondere auf soziale Kontakte achten und diese für die Anfangszeit gege-

benenfalls arrangieren. Darüber hinaus müssen junge Menschen bereits im Vorfeld auf diese Momente der Einsamkeit vorbereitet werden.

Die jungen Menschen lernen, sich um Dinge zu kümmern, den Umgang mit Ämtern und Behörden zu meistern:

> ***Reflektierte Selbständigkeit***
> *„Man lernt, sich um irgendwelche Sachen zu kümmern oder selbst irgendwie was zu regeln, mal selbst was in die Hand zu nehmen [...] Ohne Jugendhilfe wäre das, glaube ich, eine Katastrophe geworden, eine Katastrophe, da wäre ich nicht so weit wie heute, nein."* (Viktoria)

Auch der Umgang mit Finanzen spielt rückblickend eine große Rolle. In dieser Zeit übernehmen die jungen Menschen mehr und mehr Verantwortung für ihre Finanzmittel. Dabei werden sie aktiv von ihren Bezugspersonen unterstützt, häufig in Form von zeitlich gestaffelter Geldeinteilung:

> ***Finanzen***
> *„Ich habe mein Monats-Geld bekommen, hab' das nicht ganz gebacken gekriegt. Dann habe ich wieder mein Wochen-Geld gekriegt."* (Kevin)

Grundlage auch für diese Lernerfahrungen ist zumeist eine finanzielle Absicherung durch Leistungen der Jugendhilfe. Diese bilden bei den meisten der interviewten jungen Erwachsenen erst den Rahmen, in dem Verselbständigungsprozesse möglich sind. Das Ende einer Hilfe für junge Volljährige ist dagegen oft auch mit einem Bruch dieser Absicherung, mit finanziellen Einbußen und einer entsprechenden Verunsicherung der jungen Menschen verbunden. Auch Maßnahmen der Schuldenregulierung zählen zu den von den jungen Erwachsenen wahrgenommenen Leistungen der Jugendhilfe. Um erreichte Hilfeziele nicht zu gefährden, muss deshalb der Bruch einer finanziellen Absicherung vermieden werden.

Weitere Themenbereiche

Weniger stark thematisieren die interviewten jungen Erwachsenen Entwicklungen von Partnerschaften, Freundschaften, schulischen Qualifikationen, berufsvorbereitenden Maßnahmen und die Themenbereiche Führerschein, Haushaltsführung, Freizeitgestaltung, Legalbewährung, Gesundheit und Schutz.

Aufbau und Pflege von Partnerschaften bringen die Interviewten eindeutig nicht mit Leistungen der Jugendhilfe in Verbindung. Freundschaften, die in einigen Fällen im Zusammenhang mit Hilfen zur Erziehung stehen, sind zumeist in diesen entstanden, d.h. sie haben sich während der gemeinsamen Zeit von jungen Menschen in Einrichtungen der Jugendhilfe gebildet.

Schilderungen der Aufnahme oder Beendigung von schulischen Qualifikationen entsprechen inhaltlich etwa denen der Kategorie Ausbildung. Einschlägige Unterstützungsleistungen der Jugendhilfe werden von den jungen Erwachsenen durch Motivation, Förderung (Nachhilfe) und hinsichtlich der stabilisierenden Wirkung einer Hilfe zur Erziehung wahrgenommen. Maßnahmen der Berufsvorbereitung werden nur in Einzelfällen themati-

siert. Die wenigen Ausführungen dieser Kategorie weisen auf keine wahrgenommen Zusammenhänge mit der Jugendhilfe hin. Gleiches gilt für den Erwerb eines Führerscheins.

Der Erwerb von Techniken der Haushaltsführung spielt hingegen für etwa die Hälfte der interviewten jungen Erwachsenen im Rückblick auf die HzE eine Rolle. Codings dieser Kategorie verweisen auf Leistungen der Jugendhilfe etwa beim Erlernen von Einkäufen (Planung und Durchführung), des Wäschewaschens oder des Kochens. Veränderungen ihrer Freizeitgestaltung im Zusammenhang mit Leistungen der Jugendhilfe nehmen die jungen Erwachsenen durch Gemeinschaftsaktionen wie etwa durch Spieleabende, gemeinsames Kochen oder Ausflüge wahr. Fünf der sechs jungen Erwachsenen, die ihre Legalbewährung thematisieren, schreiben der Jugendhilfe einen für sie wahrnehmbaren Beitrag zu. *„…muss ich im Nachhinein auch sagen, bin ich froh drum, dass ich im Heim war. Sonst wäre ich heute garantiert im Knast gelandet."* (Volker) Veränderungen gemäß der Kategorie Gesundheit, die im Zusammenhang mit Leistungen der Jugendhilfe gesehen werden, beziehen sich auf Therapien, die im Rahmen von Jugendhilfeprozessen angeregt und durchgeführt wurden und in Einzelfällen auch auf einen Wandel (eine Verminderung) des Drogenkonsums. Veränderungen durch Schutzfunktionen der Jugendhilfe nehmen vier interviewte junge Erwachsene wahr. Dabei handelt es sich um die Einleitung von Hilfen zur Erziehung etwa bei Missbrauchs- oder Gewalterfahrungen.

Die Beendigung der Hilfen ist ein neuralgischer Punkt, an dem einige der vorher gut erzielten Lernerfahrungen wieder „kippen" können, wenn sie nicht ausreichend vorbereitet wird. Die Kategorie der Eigenständigkeit war aus Sicht der Nutzer am stärksten vorzufinden. Sie erleben sich als selbständiger, insbesondere im Umgang mit Institutionen, im eigenständigen Wohnen und in der Haushaltsführung. 17 interviewte junge Erwachsene bringen diese Selbständigkeit ursächlich mit Leistungen der Jugendhilfe in Verbindung. Das heißt, zumindest aus Sicht der Nutzerinnen und Nutzer gelingt es den Trägern der Jugendhilfe relativ gut, solche Bildungsprozesse zu initiieren, anzuregen und zu fördern.

4.2 Kategorie Beziehungsgestaltung

Beziehung zu Betreuerinnen und Betreuern

„Diese Situation mit Thorsten ist glaube ich aber auch eine besondere, weil ich weiß nicht, ob jeder Mensch so auf mich eingegangen wäre. Er hat wohl irgendwas gesehen, was aus mir werden könnte." (David)

Die Aussagen der interviewten jungen Erwachsenen weisen deutlich darauf hin, welch große Bedeutung der Aufbau und die Entwicklung einer tragfähigen Beziehung zu den Betreuerinnen und Betreuern im Rahmen von Hilfen für junge Volljährige hat. Teilweise bestehen Kontakte auch noch mehrere Jahre nach Beendigung einer Hilfe. Die im Rahmen der 21 geführten Interviews zumeist positiv bewerteten Beziehungen lassen sich durch folgende Kriterien kennzeichnen:

- Verlässlichkeit,
- Exklusivität,
- Authentizität,
- Vertrauen,

- Orientierung.

Die aufgrund der Interviewergebnisse wohl bedeutendste Funktion der Bezugspersonen ist es, den jungen Volljährigen Orientierung zu geben. Damit ist gemeint, dass Betreuerinnen und Betreuer junge Volljährige mit einer zugewandten Haltung und durch ihren Erfahrungs- und Wissensvorsprung beraten, konfrontieren und wo notwendig auch praktische Unterstützung leisten. Retrospektiv werden die Bezugspersonen von den jungen Erwachsenen weniger als professionelle Helfer, sondern als Freund, Kumpel oder Elternersatz wahrgenommen. Im Umkehrschluss weisen diese Ergebnisse darauf hin, dass – falls es nicht gelingt, eine solche Beziehung zwischen den jungen Volljährigen und der Bezugsperson aufzubauen – den jungen Menschen eine entscheidende Ressource nicht zur Verfügung steht und damit Hilfeziele stark gefährdet sind. Neben der Haltung der Bezugspersonen kommt damit der Auswahl der Betreuerinnen bzw. Betreuer, dem „Matching", eine wichtige Bedeutung zu. Fachkräfte, die mit jungen Volljährigen im Rahmen der Hilfen zur Erziehung arbeiten, müssen sich bewusst sein, dass sie von den jungen Menschen trotz ihrer Volljährigkeit als Freund, Kumpel oder Elternersatz wahrgenommen werden. Die Herausforderung besteht also darin, dass sowohl die Person als auch die Hilfeleistung insgesamt für die jungen Menschen als anschlussfähig an ihre Biografie erlebt werden müssen. Um dies zu erzielen, bedarf es aktiver vertrauensbildender Maßnahmen, bewusster Momente der Exklusivität und der wahrnehmbaren Orientierung.

Kontakte zum Jugendamt
„Da hatte man das Gefühl, die hören sich dann an, wie es einem geht und so weiter und so fort. Und das war es dann schon, halt für ihre Akte, und dann wurde ein Protokoll über dieses Hilfeplan-Gespräch geschrieben und fertig." (Ralf)

Different sind auch die Erfahrungen der jungen Volljährigen mit der Hilfeplanung der Jugendämter, speziell mit Hilfeplangesprächen. Einige junge Erwachsene berichten von der förderlichen Funktion dieser Gespräche, in denen sie sich als Mittelpunkt erlebten und in denen es um Ziele und Anforderungen ging. Für andere stellten Hilfeplangespräche lediglich eine Pflichtübung der Pädagogen dar, die sie relativ unbeteiligt über sich ergehen ließen. Bei einer Reihe von jungen Erwachsenen werden in diesem Zusammenhang auch ambivalente Erfahrungen deutlich, da sie sowohl positive Aspekte, wie die gemeinsame Entwicklung von Perspektiven, als auch ihre Enttäuschungen aufgrund des Formalcharakters der Hilfeplangespräche schildern. Deutliche Unterschiede sind auch bei der Bewertung der Beendigung der Hilfen zu erkennen: In den Interviews finden sich sowohl Schilderungen, in denen das Ende der HzE mit dem Erreichen der anvisierten Selbstständigkeit einher geht, wie auch Erfahrungen junger Menschen, die sich im Zuge der Beendigung der Hilfe als Objekte institutionellen Handelns erleben. Deutlich nehmen einige junge Erwachsene den Kostendruck wahr, der bei der Weiterbewilligung bzw. Beendigung von Hilfen für junge Volljährige eine für sie spürbare Rolle spielt. Insbesondere die Sicherung ihres Lebensunterhalts und das zur Verfügung stellen einer Wohnung sind aus Sicht der jungen Erwachsenen Veränderungen, die im Zusammenhang mit der Institution Jugendamt gesehen werden. Zusatzleistungen der Jugendämter, wie etwa schulische Nachhilfe oder therapeutische Hilfen, werden von den jungen Erwachsenen ausdrücklich gewürdigt und als nicht selbstverständlich erlebt.

„Beziehung" schließt auch Beziehung zu sich selbst ein:

Selbstwertgefühl

„Also, da habe ich mir meine Ziele gesetzt, und zwar meine persönlichen, weil da war ich dann schon ziemlich starrköpfig, sage ich mal. Und das war für mich eigentlich das vorrangigste Ziel, dass ich erst einmal einen vernünftigen Schulabschluss mache. Und das habe ich dann auch durchgezogen. Weil ich habe immer ganz klar gemacht, was ich will." (Volker)

Veränderungen ihres Selbstwertgefühls werden von den jungen Erwachsenen retrospektiv insbesondere im Rahmen von Reifungsprozessen und anhand der Entwicklung von Fähigkeiten zur Wahrnehmung eigener Interessen wahrgenommen. Während einige der interviewten jungen Menschen diese Veränderungen in den Zusammenhang mit Leistungen der Jugendhilfe bringen, weisen andere darauf hin, dass letztlich ihr (zum damaligen Zeitpunkt bereits vorhandenes) Selbstwertgefühl und ihr wirklicher Wille ausschlaggebend waren, damit die Hilfe zur Erziehung gelingen konnte. Die Selbstwirksamkeitswahrnehmungen der jungen Menschen unterscheiden sich an dieser Stelle teilweise deutlich voneinander.

Familie

„Ich weiß auch gar nicht, woran das lag. Aber als ich dann ins betreute Wohnen gekommen bin, funktionierte das auf einmal, dass man, dass ich mit meiner Mutter überhaupt ein Verhältnis aufbauen konnte. Ich weiß nicht, woran es lag, aber erst dann. Obwohl, ich habe immer gedacht, das liegt am Jugendamt oder an der WG." (Evelyn)

Die von den jungen Erwachsenen ausgeführten Gründe für eine Hilfe zur Erziehung stehen oft im Zusammenhang mit Gewalterfahrungen, Vernachlässigung oder sexueller Belästigung, stets im Kontext der Herkunftsfamilien. Trotz oder vielleicht gerade aufgrund der oftmals sehr konfliktbeladenen Familiensituation nutzen junge Erwachsene die Zeit in den Hilfen für junge Volljährige, um den Kontakt zu Eltern bzw. Elternteilen zu halten oder um einen neuen Umgang mit Ihnen aufzubauen. Hilfen für junge Volljährige bieten offensichtlich einen Rahmen, der es jungen Menschen und einigen ihrer Eltern ermöglicht, neue Formen des Kontakts – nun zwischen Erwachsenen – aufzunehmen und zu pflegen. Freundschaften und Partnerschaften werden kaum thematisiert.

4.3 Kategorie Formale Bildung

Ausbildung

„Von der Sonderschule hab ich mich dann hochgearbeitet, bin dann von der Sonderschule auf die Handelsschule gegangen, nach der Handelsschule habe ich meine Ausbildung gemacht zum Einzelhandelskaufmann. Habe das dann eben durchgezogen." (Volker)

Deutlich werden in der Auswertung Unterstützungsleistungen der Jugendhilfe, etwa bei der Berufswahl, in der Bewerbungsphase oder durch die stabilisierende Wirkung der HzE während einer Ausbildung.

„Man musste ja Bewerbungen schreiben. Ich hatte keinen Computer, keinen Drucker. Wir haben uns zusammen hingesetzt, haben Bewerbungen geschrieben. Wie

hört sich das an, wie formuliert man das richtig? Er hat mir geholfen, auch Adressen rauszusuchen." (Evelyn).

„Dass ich meine Ausbildung zu Ende machen kann, ganz in Ruhe. Das hätte ich, wenn ich mit 18 in eine eigene Wohnung gegangen wäre, wäre ich jetzt nicht hier. Also wäre ich jetzt nicht mehr in meiner Ausbildung. Da hätte ich schon vorher alles hingeschmissen, glaube ich." (Annika).

Weiterentwicklungen hinsichtlich des Ausbildungsstatus schreiben die jungen Erwachsenen aber in erheblichem Maß sich selbst zu, d.h. ihrem Engagement, ihrem Durchhaltevermögen bzw. im Negativfall ihrem Versagen. Weniger als die Hälfte der Befragten bringt dies mit den Leistungen der Jugendhilfe zusammen. An dieser Stelle zeigt sich eine **vergleichsweise hohe Selbstwirksamkeitswahrnehmung** der jungen Erwachsenen.

Ausbildung
„Und dann hab' ich halt irgendwann gesagt, auch in der Schule und in dem Ausbildungsbetrieb: Das bringt nichts mehr. Und dann hab' ich auch einen Fehler begangen und dann haben wir dann im gegenseitigen Einvernehmen das Ausbildungsverhältnis beendet. [...] Ich hab' mich dann wirklich auf die Hinterfüße gesetzt und meine Lehre durchgezogen. Obwohl es da auch noch schlimmer wurde als bei meiner alten Lehre. Da wurde ich also auch nur ausgebeutet. [...] Und da hab' ich natürlich meine härtesten Lehrjahre erlebt, sage ich mal. Hab' dann aber wirklich eine Faust in der Tasche gemacht, weil ich mir einfach sagte: o.k., da musst du jetzt durch, egal wie." (Ralf)

Ein Beispiel aus dieser Kategorie, in der die Jugendhilfe eher als hemmend empfunden wird:

„Damals war es so, dass ich vielleicht noch nicht so gesehen habe, worauf es ankommt. Zum Beispiel jetzt im Alter würde ich sagen, man hätte mich vielleicht mehr drauf drängen sollen, zu sagen, na ja, mach doch dein Abitur erstmal. Ich habe halt nur Realschul-, also einen Hauptschulabschluss mit Qualifikation fürs Gymnasium. Aber das hat niemand zu mir gesagt zu diesem Zeitpunkt, überleg dir das doch mal, ob du nicht vielleicht zum Gymnasium gehen möchtest, das ermöglicht dir andere Perspektiven, anderen Werdegang, andere Ausbildungsmöglichkeiten. Aber da wurde immer gesagt mach mal, mach ´ne Ausbildung, dann haste was Solides, was Festes, so nach dem Motto, wenn du die Ausbildung hast, kannste Geld verdienen, dann biste aus dem betreuten Wohnen raus, und wir haben unsere Schuldigkeit getan. So kam einem das manchmal so vor." (Simon)

19 der 21 interviewten jungen Erwachsenen berichten im Zuge des Rückblicks auf ihre Zeit in den Hilfen für junge Volljährige davon, wie sie eine Ausbildung vorbereitet, aufgenommen, absolviert oder in einigen Fällen auch abgebrochen haben. Leistungen der Jugendhilfe spielen dabei in weniger als 50 Prozent der Codings eine Rolle. Ähnliches gilt für die Schule. Das hängt mit dem Lebensalter der Befragten zusammen, die Schule wird wenig thematisiert, lediglich in 12 Interviews. Auch hier schreiben die Befragten das Gelingen oder Misslingen stärker sich selbst als der Jugendhilfe zu – im Vergleich zu den anderen Kategorien Alltags- und Beziehungsgestaltung.

Auffällig ist die hohe ökonomische Abhängigkeit von Jugendhilfe. Manchmal entdecken junge Menschen nach einem Jahr, dass ihnen die Wohnung und die finanzielle Unterstützung durch die Jugendhilfe einen Rahmen gegeben hatten, um die Schule oder die Ausbildung zu absolvieren. Erst beim Wegfall dieser Hilfe merken sie, was es bedeutete, sich um solche Dinge nicht kümmern zu müssen.

4.4 Fazit: „Selbständigkeit ist lernbar"

Ausgehend von den Leipziger Thesen: „Bildung ist der umfassende Prozess der Entwicklung und Entfaltung derjenigen Fähigkeiten, die Menschen in die Lage versetzen, zu lernen, Leistungspotenziale zu entwickeln, zu handeln, Probleme zu lösen und Beziehungen zu gestalten." (s.o.) ist es (auch) Aufgabe und Anspruch der Hilfen zur Erziehung, junge Menschen in diesem Sinne zu bilden, – ein Anspruch der, wie hier am Beispiel der jungen Volljährigen gezeigt – durchaus eingelöst werden kann.

Die qualitative Inhaltsanalyse der 21 Interviews mit ehemaligen Nutzerinnen und Nutzern zeigt, dass junge Erwachsene ihre Zeit in den Hilfen für junge Volljährige rückblickend als intensive Lern- und Entwicklungsphasen betrachten. Retrospektiv bringen sie Aspekte ihrer Persönlichkeitsentwicklung, die Aufnahme und Pflege sozialer Kontakte, schulisch-berufliche Fortschritte und das Erlernen von Kulturtechniken selbständiger Lebensführung zeitlich und in unterschiedlichen Anteilen auch ursächlich mit Leistungen der Jugendhilfe in Verbindung.

Insgesamt belegt die Analyse der Interviews, dass die Intentionen des Gesetzgebers „Hilfen zur Persönlichkeitsentwicklung und zur eigenständigen Lebensführung" zu gewährleisten, bei den interviewten jungen Erwachsenen eingelöst werden konnte. Rückblickend betrachten die jungen Erwachsenen ihre Zeit in den Hilfen für junge Volljährige als intensive Lern- und Entwicklungsphasen. In unterschiedlichen Ausprägungen bringen sie Aspekte ihrer Persönlichkeitsentwicklung, die Aufnahme und Pflege sozialer Kontakte, schulisch-berufliche Fortschritte und das Erlernen von Kulturtechniken selbständiger Lebensführung zeitlich und in differierenden Anteilen auch ursächlich mit Leistungen der Jugendhilfe in Verbindung.

Unter Berücksichtigung, dass es sich bei den interviewten jungen Erwachsenen aufgrund der Zugangswege über die Träger tendenziell um eher gelungene „Fälle" handeln dürfte, weisen die Ergebnisse der Analyse auf **Gelingensfaktoren** wie auf **Verbesserungsbedarfe** hin.

Entwicklungsbedarfe für die Leistungserbringer von Hilfen für junge Volljährige lassen sich insbesondere hinsichtlich der Beziehungsgestaltungen der Fachkräfte und der festgestellten Überforderungstendenzen ausmachen:

- Zentraler Gelingensfaktor ist aus Sicht der Nutzerinnen und Nutzer eine **tragfähige Beziehung zur Betreuerin bzw. zum Betreuer**. Um diese Tragfähigkeit zu erzielen, bedarf es eines bewussten „Matchings" zwischen Bezugsperson und jungem Volljährigen, aktiver vertrauensbildender Maßnahmen, bewusster Momente der Exklusivität und der wahrnehmbaren Orientierungsgebung.

- Hilfen zur Erziehung sind stets auch mit **Belastungen** verbunden. Zu den Belastungen im Rahmen von Hilfen für junge Volljährige zählen Phasen der Verunsicherung, der Überforderung und nicht zuletzt der Einsamkeit. Diese Belastungen gilt es rechtzeitig zu beachten und einzukalkulieren, so dass diese in produktive Lernerfahrungen gewendet werden können.

Entwicklungsbedarfe für Jugendämter werden an folgenden Stellen deutlich:

- Entwicklung von fachlich begründeten Standards für die Nutzung von Hilfen für junge Volljährige.
- Verknüpfung von erzieherischen Hilfen für junge Volljährige mit den Förderangeboten der Arbeitsagenturen/Jobcenter vor dem Hintergrund der Regelungen des SGB II für junge Erwachsene – Stichwort: Berufsvorbereitende Maßnahmen.[18]
- Aus Sicht der jungen Erwachsenen liegen Verbesserungsbedarfe in der Vorbereitung von Betreuten Wohnformen, in der nutzerorentierten Weiterentwicklung des Hilfeplanverfahrens und in einer nachvollziehbaren und fachlichen Gestaltung der Beendigung von Hilfen. Der Bezug einer eigenen Wohnung, wie auch die Dauer und das Ende einer Hilfe für junge Volljährige sind im Kontext der individuellen Reife und der Lebensbezüge der jungen Menschen abzustimmen und können nicht qua Geburtsdatum oder gewährter Hilfedauer terminiert werden.

Mehr als die Hälfte der Befragten äußerte, dass die Hilfe zu einem Zeitpunkt beendet worden ist, der nicht ihren Vorstellungen entsprach. Das kommt in einer Formulierung zum Ausdruck: *„Nur weil ich 18 geworden bin, bin ich doch kein anderer Mensch als gestern. Gestern hatte ich einen Hilfebedarf und morgen nicht mehr?“* Sie haben nicht verstanden und konnten nicht nachvollziehen, warum die Hilfe beendet wurde.

In meiner Dissertation habe ich mich einem Vergleich unterschiedlicher Gewährungspraxen von Hilfen für junge Volljährige gewidmet und dazu sechs Jugendämter – so genannte statistische Zwillinge – gesucht, die im Größentypus und in den sozialstrukturellen Belastungen vergleichbar sind, die sich in der Gewährungsquote bei den Hilfen für junge Volljährige pro 10.000 der Alterspopulation um mindestens 100 Prozent unterscheiden.[19] Gegenstand der Analyse waren die Begründungen in Akten, die Aussagen von interviewten Fachkräften und die lokale Angebotsstruktur solcher Hilfen. Die Unterschiede sind zum Teil der unterschiedlichen Finanzausstattung der Kommunen geschuldet, aber diese ist nicht so verschieden, dass eine mindestens 100-prozentige Abweichung damit begründet werden könnte. Diese hat deutlich etwas mit dem Selbstverständnis und den Steuerungsversuchen in den Jugendämtern zu tun. Ein Abteilungsleiter äußerte im Interview: „Wenn ich während der stationären Unterbringung so viel Geld in einen jungen Menschen investiert habe, stelle ich diese Hilfe nicht ein, weil dieser 17 oder 18 Jahre alt geworden ist. Ich will, dass die Hilfe zum Abschluss kommt und die Investition Früchte trägt.“

[18] vgl. Nüsken, 2004
[19] vgl. Nüsken, 2008

Literatur

Böhnisch, Lothar/Schröer, Wolfgang/Thiersch, Hans: Sozialpädagogisches Denken. Wege zu einer Neubestimmung. Weinheim/München: Juventa (2005)

Bundesjugendkuratorium; Sachverständigenkommission für den 11. Kinder- und Jugendbericht; Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe: Bildung ist mehr als Schule. Leipziger Thesen zur aktuellen bildungspolitischen Debatte. Bonn/Berlin/Leipzig (2002)

Hentig, v.H.: Bildung. München, Wien (1996)

Landschaftsverband Rheinland; Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Hrsg.) ; Dortmunder Arbeitsstelle für Kinder- und Jugendhilfestatistik: Hilfen zur Erziehung in Nordrhein-Westfalen. HzE-Bericht 2007 – Datenbasis 2005. Dortmund/Köln/Münster (2007)

Leitner, H.: Junge Menschen über 16 Jahre in Einrichtungen nach § 34 SGB VIII. Gutachten des Instituts für Soziale Arbeit (ISA), Oranienburg (1998)

Leitner, H.: Erwachsen werden in erzieherischen Hilfen? In: Sozial Extra (2007) 7/8, S. 26-28

Mayring, P.: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 10. Auflage. Weinheim/Basel: Beltz (2008)

Müller, H. (2007): Kooperation von Jugendhilfe und Schule: Was kommt da auf die Erziehungshilfe zu? In: Institut für soziale Arbeit e.V. (Hg.): ISA-Jahrbuch zur Sozialen Arbeit 2007, S. 170-188. Münster

Münchmeier, R.; Otto, H.-U.; Rabe-Kleberg, U.: Bildung und Lebenskompetenz. Kinder- und Jugendhilfe vor neuen Aufgaben, hrsg. im Auftrag des Bundesjugendkuratoriums, Opladen 2002

Nüsken, D.: Arbeitshilfen zur Kooperation von Hilfen zur Erziehung und Jugendberufshilfe. Münster, (2004)

Nüsken, D.: Regionale Disparitäten in der Kinder- und Jugendhilfe. Münster/New York 2008

Nüsken, D.: Zur Bildungshaltigkeit der Hilfen zur Erziehung. In: Nüsken, D. u.a.: Heimerziehung und Bildung. Frankfurt, (2009)

Otto, H.U. (2003): Die Beziehung der Sozialisationsagenturen. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Mehr Chancen für Kinder und Jugendliche. Stand und Perspektiven der Jugendhilfe in Deutschland. Band 3: Jugendhilfe in der Wissensgesellschaft, S. 223-231. Bonn

Wieland, N./Marquardt, U./Panhorst, H./Schlotmann, H.-O. (1992): Ein Zuhause - kein Zuhause. Lebenserfahrungen und -entwürfe heimentlassener junger Erwachsener. Freiburg im Breisgau

Witzel, A.: Auswertung problemzentrierter Interviews. Grundlagen und Erfahrungen. In: Strobl, R./Böttger, A. (Hg.): Wahre Geschichten? Zur Theorie und Praxis qualitativer Interviews (S. 49-76). Baden Baden (1996)

Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum qualitative Social Research (Online-Journal)
Abrufbar unter: http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/1132/2519 (Zugriff 12.07.2011)

Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe 6: Alltag in der Heimerziehung – Lust und Leid: Die vielfältigen Anforderungen an die Fachkräfte der Heimgruppe

LUCAS-JOHANNES HERZOG
Bereichsleiter für Erziehungshilfe, Jugendamt der Landeshauptstadt Stuttgart,
Vorstand der IGfH, Frankfurt am Main

Diese Tagung fragt in ihrem Titel: „Wann ist Heimerziehung für die Kinder erfolgreich?". Die Erzieherischen Hilfen insgesamt waren in den letzten Jahren einem enormen Wandel und Legitimationsdruck ausgesetzt, wobei die Heimerziehung als kostenintensivste Hilfeform vor allem vom Legitimationsdruck betroffen war.

Stichworte hierfür sind u. a.

- Lebensweltorientierung,
- Sozialraumorientierung,
- Flexibilisierung (zwischen Hilfeformen, aber auch von Trägern → Hilfen aus einer Hand),
- Adressatenorientierung,
- Integration und Vernetzung (auch mit anderen Feldern der Jugendhilfe),
- Weiterentwicklung, vor allem Zielorientierung des Hilfeplanverfahrens.

Aber auch „output-orientierte Steuerung", Wirkungsorientierung, Case Management, Kostendeckelung unter dem Mantel der Budgetfinanzierung und damit oft einhergehend die Aushebelung von Rechtsansprüchen kennzeichnen die Diskussionen und Entwicklungen der erzieherischen Hilfen bis heute.

Und die Heimerziehung – hat sie davon etwas mitbekommen? Vielerorts war sie außen vor, wenn in mehr oder weniger tief greifenden Projekten, Reform- und Umbauprozessen der Versuch unternommen wurde, die erzieherischen Hilfen weiter zu entwickeln.

Gleichwohl ist auch die Heimerziehung in einem stetigen Veränderungsprozess begriffen, der sich vor allem in immer differenzierteren Angebotsformen niederschlägt: Neben dem traditionellen „Großheim" mit mehreren Gruppen, Schule, Ausbildung etc. auf einem Gelände gibt es längst eine Vielzahl von Betreuungsformen und -Settings für alle möglichen speziellen Indikationen und Bedarfe mit ganz unterschiedlichen Strukturen und methodischen Konzepten.

Es drängt sich die Frage auf: *Die Heimerziehung* – gibt es die überhaupt noch und lässt sich für sie allgemein Erfolg definieren?

Ich denke schon. Etwas verkürzt möchte ich behaupten: Heimerziehung ist – jenseits aller strukturierten Verfasstheit – für Kinder dann erfolgreich, wenn es gelingt, mit Hilfe der

professionellen Pädagog/innen ein Mehr an Teilhabe, mehr Chancen, mehr Bildung, eine gute Verwirklichung ihrer Lebensziele zu erreichen und damit insgesamt zu einer gelingenderen Biografie beizutragen, als das ohne Heimerziehung möglich gewesen wäre.

Welche Herausforderungen das für die Fachkräfte in der Heimgruppe bedeutet: darum soll es in dieser Arbeitsgruppe gehen.

1. Vier Thesen zum Leid

Die Herausforderungen, die an die Fachkräfte gestellt werden, die direkt in der Heimerziehung mit den Kindern arbeiten, weisen große Unterschiede und Alleinstellungsmerkmale im Vergleich zu anderen Fachkräften in der sozialen Arbeit auf.

Der/die Heimerzieher/in…

1) soll in kurzer Zeit „reparieren", was jahrelang vernachlässigt wurde.
2) kommt immer ins Spiel, wenn (scheinbar) nichts mehr geht.
3) bewegt sich in einem Netz kaum zu erfüllender Systemanforderungen.
4) ist eine eierlegende Wollmilchsau.

In der Regel werden Heimerzieher/innen mit Fällen konfrontiert, bei denen eine Reihe von Hilfen ausprobiert worden ist und als ultima ratio die Heimerziehung in kurzer Zeit den gewünschten Erfolg bringen soll. Daher ist es ein Aspekt von Leid aus der Sicht derjenigen, die diesen Auftrag bearbeiten sollen. Viele Fachkräfte in der Heimerziehung fragen sich, warum das Jugendamt nicht schon früher auf die Idee kommt, dass Heimerziehung die richtige Hilfe sein könnte, warum nicht – nach einer genauen Fallrecherche und Diagnostik – auch als erste Hilfe. Auch andere Systeme – zum Beispiel die Schule – bringen die Heimerziehung ins Spiel, wenn aus ihrer Sicht nichts mehr wirkt.

An die Fachkräfte im Heim wird eine Vielzahl von unterschiedlichen Anforderungen gestellt. Das beginnt mit dem direkten Kontakt und dem Auftrag, mit dem einzelnen Kind zu arbeiten. Außerdem stellt die Arbeit mit der Gruppe besondere Anforderungen. Die Gruppen sind unterschiedlich groß, es gibt altershomogene oder altersheterogene Gruppen und in der Regel eine Geschlechtermischung. Zu den internen Anforderungen durch das Feld, in dem die Fachkraft sich bewegt, kommt die Organisationsanforderung. Die Leitung, die Trägerorganisation, weiterhin die Schule, das familiäre Herkunftssystem stellen Anforderungen. Das Jugendamt als vertragsschließender Partner hat ebenfalls bestimmte Erwartungen an die Fachkraft, es wird erwartet, dass der Hilfeplan in guter Qualität umgesetzt wird. Hinzu kommen außerdem die Nachbarschaft und die Öffentlichkeit. Die Heimerzieherin arbeitet nicht nur im direkten Kontakt mit den Kindern, sondern ist von Systemen umgeben, die ständig mit berücksichtigt werden müssen und denen gegenüber sie Rechenschaft ablegen muss.

Sind diese zahlreichen, unterschiedlichen Anforderungen überhaupt zu erfüllen? Haben wir das richtige Konstrukt – mit Menschen, die dazu in der Lage sind?

2. Vier Thesen zur Lust

Es gibt zum Glück genügend Menschen, die sich genau dieses Arbeitsfeld aussuchen. Also muss es außer Leid noch eine andere Seite geben:

Der/die Heimerzieherin…

1) ist als „Erziehungskünstler" täglich neu herausgefordert,
2) bewegt sich auf einer (fast) grenzenlosen kreativen pädagogischen „Spielwiese",
3) kann beruflichen Alltag mit Hobbys, Neigungen, Interessen verbinden,
4) kann zu gelingenden Biografien beitragen.

Die Fachkraft hat viele Möglichkeiten und Spielräume, sie gestaltet den Alltag mit der Gruppe. Häufig ist dieser Alltag davon geprägt, dass nichts Konkretes vorgeschrieben wird und die Heimerzieher/innen ausprobieren können. Das bedeutet aber auch, dass sie ständig mit unvorhergesehenen Situationen oder gar Krisen kreativ umgehen und darauf reagieren müssen. Gerade diese Kreativität und die verschiedenen Möglichkeiten sind ein starkes Motiv bei der Wahl dieses Berufes.

Bei der Auswahl des Personals sollte die Leitung außer auf die Ausbildung und Professionalität auch darauf achten, dass sie ein Team zusammenstellt, das aus Mitarbeiter/innen mit verschiedenen Hobbys, Neigungen, Interessen und besonderen Fähigkeiten, die zunächst mit der professionellen Heimerziehung nichts zu tun haben, besteht.

Heimerzieher/innen können vor allem bei den Kindern zu einer gelingenden Biografie beitragen, die längere Zeit im Heim verbleiben, und wenn sie den Verselbständigungsprozess dieser Kinder aktiv begleiten und mitgestalten. Hier können Beziehungen und Vertrauen wachsen. Viele ehemalige Heimkinder bleiben mit ihren Betreuer/innen in Kontakt, die für sie mitunter deren einzigen Anlaufpunkt bieten, weil das Heim ihr Zuhause war. Manche private Kontakte bestehen über viele Jahre. Dieser Kontakt ist in anderen Feldern der Jugendhilfe nicht in dem Maße ausgeprägt.

Nicht immer befinden sich Lust und Leid in einem ausgewogenen Verhältnis. Hier ist vor allem die Organisation gefragt, für gute Arbeitsbedingungen zu sorgen. Wenn im Vordergrund nur die unbestreitbar vorhandenen Belastungsfaktoren stehen würden, würde niemand in diesem Beruf arbeiten und sich diesem hohen Druck der Verantwortlichkeit für das Kind, für die Gruppe und auch für das Team aussetzen. Heimerzieher/innen können sich nicht für einige Zeit herausziehen, weil dadurch unter Umständen das System zusammenbricht: Der Dienstplan funktioniert nicht, dem Bezugskind wurde versprochen, dass man sich an diesem Tag um seine Probleme mit dem Lehrer kümmert, man hat der Gruppe ein besonderes Erlebnis in Aussicht gestellt usw.

3. Worin bestehen die Herausforderungen für Heimerzieher/innen im Gruppenalltag?

Einige der Herausforderungen wurden bereits genannt, da sie mit „Lust und Leid" der Heimerziehung zusammenhängen. Zu unterscheiden sind verschiedene Basic-Anforderungen, Anforderungen an die Professionalität und Qualitätsstandards.

3.1 Basics

Zu den Basics gehören:

- Alltagsstrukturen entwickeln und leben,
- Beziehung aktiv gestalten (Bezugsbetreuer),
- Begrüßung und Abschied gestalten,
- Trösten, ermutigen, fördern, begrenzen,
- Gruppen- und Einzelgespräche führen,
- Kochen, backen, putzen, waschen,
- Freizeit gestalten: Hobbys, Interessen, Kultur,
- Feste feiern,
- Lernen unterstützen (Schule, Ausbildung, Beruf),
- Konflikte und Krisen meistern,
- Geld verwalten und auszahlen (Gruppenkasse, persönliche Gelder etc.).

3.2 Professionalität

Die Herausforderungen, die an die Professionalität der Heimerzieher/innen gestellt werden, sind:

- Sozialpädagogische Diagnostik,
- Methodenkompetenz (systemisch, Genogramm-, Biografiearbeit, Erlebnispädagogik, Deeskalationsstrategien, Gesprächsführung, …),
- Beratungskompetenz,
- Ziele formulieren, verfolgen, auswerten,
- Teamarbeit gestalten,
- Gruppenpädagogische und individualpädagogische Konzepte,
- Sexualpädagogik und Genderkompetenz,
- Umgang mit Konkurrenzfallen (Eltern – Erzieher/innen),
- Kooperation und Vernetzung aufbauen und pflegen (Sozialraumkonzepte).

3.2 (Qualitäts-)Standards

Die Herausforderungen, die sich aus Standards ergeben, beziehen sich auf:

- Erziehungsplanung,
- Hilfeplanung (Vorbereitung von Hilfeplangesprächen),
- Mitsprache- und Beteiligungsrechte sichern,
- (Kinder-) Rechte beachten und sichern,
- Beschwerdeverfahren etablieren und aktiv leben,
- Eltern einbeziehen / in Verantwortung belassen,
- Regeln der Heimaufsicht kennen und beachten.

4. Perspektivwechsel: Was wünschen sich junge Menschen von ihren Betreuer/innen?

In den Wünschen der Kinder und Jugendlichen an ihre Betreuer/innen im Heim spielen folgende Aspekte eine große Rolle:

- Sie sollen Zeit haben und zuhören können.
- Sie sollen gerecht sein und nicht gleich losschimpfen.
- Sie sollen mir vertrauen, Glauben schenken.
- Sie sollen nicht so starre Regeln haben, sondern mit mir verhandeln (Geld, Ausgang, Dienste…).
- Sie sollen mich mögen (auch wenn ich Scheiße baue) und Humor haben.
- Sie sollen ehrlich sein und keine Geheimnisse haben.

5. Was braucht es zur gelingenden Alltagsgestaltung?

Voraussetzungen für eine aus Sicht der Erzieher/innen und der Kinder und Jugendlichen gelingende Alltagsgestaltung sind:

- Breite, fundierte Ausbildung,
- Ausdauer, Belastbarkeit, Zeit, Ruhe, Geduld,
- Empathie, Verständnis, Kreativität,
- Persönliche Reife und Standfestigkeit,
- Kritische Reflexionsfähigkeit,
- Teamfähigkeit und die Fähigkeit, Last und Lust auf mehrere Schultern zu verteilen,
- Kooperationsfähigkeit, vernetztes Denken,
- Rückendeckung und Unterstützung durch die eigene Organisation und Leitung,

- Fachberatung und Supervision,
- Anregungen durch Fortbildung und kollegialen Austausch.

Beide Seiten, das Jugendamt und auch die Einrichtung, müssen einschätzen können, ob die Einrichtung für ein bestimmtes Kind und auch für die Aufnahme einer bestimmten Anzahl über die richtige Personalausstattung verfügt. Das betrifft nicht nur die Personalbemessung, sondern auch die verschiedenen Qualifikationen, insbesondere, wenn es sich um Kinder oder Jugendliche mit psychischen Störungen/mit besonderer Gewaltbereitschaft handelt. Es reicht nicht aus, wenn im Leitbild oder im Konzept alle möglichen Dinge stehen, die die Einrichtung (angeblich) leisten kann, das Jugendamt muss sich auch davon überzeugen. Es muss sowohl in den Vertragsverhandlungen als auch im konkreten Hilfeplangespräch offen dargelegt werden, welche Erwartungen die Einrichtung mit ihrem vorhandenen Personal zu erfüllen vermag und welche nicht.

Es bedarf eines einheitlichen Selbstverständnisses der Jugendhilfe, die nicht an dem noch immer schwierigen Verhältnis zwischen Jugendamt und freien Trägern der Hilfen zur Erziehung scheitern darf. Denn: Heimerziehung gelingt, wenn Kooperation gelingt.

Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe 7: und plötzlich ist es Thema… Wie gehen wir heute mit Missbrauch und Gewalt in Einrichtungen der Erziehungshilfe um?

RAINER KRÖGER
Vorsitzender der AFET – Bundesverband für Erziehungshilfe e.V., Hannover;
Vorstand des Diakonieverbundes Schweicheln e.V., Hiddenhausen

Damit Sie den Hintergrund meiner Ausführungen besser einordnen können, möchte ich zu Beginn kurz einige berufliche biografische Aspekte benennen:

- Hauptberuf: seit 11 Jahren Vorstand des Diakonieverbundes Schweicheln e.V., einem Jugendhilfeträger mit Einrichtungen in NRW, Berlin und Brandenburg,
- davor 7 Jahre Leiter des Dezernates HzE im niedersächsischen Landesjugendamt,
- Vorsitzender des AFET-Bundesverbandes für Erziehungshilfen,
- Mitglied des Runden Tisches Heimerziehung,
- Mitglied einer Expertenkommission des Runden Tisches Kindesmissbrauch.

Stellen Sie sich folgendes Szenario vor:

Frau Meerbold ist die Leiterin einer Wohngruppe von sechs Jungen im Alter von 15 bis 17 Jahren, darunter auch der 17-jährige Mirko, der in wenigen Monaten aus der Wohngruppe ausziehen will.

Eines Tages bittet die 22-jährige Erzieherin Carolin, die im selben Gebäude in einer anderen Wohngruppe arbeitet, Frau Meerbold um ein vertrauliches Gespräch. Sie – Carolin – habe sich in Schwierigkeiten gebracht und brauche ihren kollegialen Rat.

Frau Meerbold hat zu Carolin ein sehr gutes kollegiales Verhältnis und deshalb verabredet sie sich mit Carolin für den nächsten Abend nach Dienstschluss. Carolin bittet Frau Meerbold um Vertraulichkeit und schildert ihr dann ihr Problem:

Sie habe sich vor vier Monaten mit Mirko auf „so etwas wie ein Verhältnis" eingelassen. Carolin berichtet, dass sie auch miteinander geschlafen haben. Bei der Beziehung seien auf beiden Seiten echte und tiefe Gefühle im Spiel, von denen sie wusste, dass sie sich eigentlich nicht mit ihrer Position vereinbaren lassen. Als Carolin erfuhr, dass Mirko entgegen ihrer Absprache einem seiner Mitbewohner von ihrer Beziehung erzählt hat, sei ihr klar geworden, dass sie diese Beziehung sofort beenden müsse. Sie habe ihm erklärt, warum sie keinen privaten Kontakt mehr zu ihm haben könne. Dies wolle er nun aber nicht akzeptieren und drangsaliere sie seitdem per sms und – für jedermann lesbar - über facebook.

Frau Meerbold gibt Carolin den Rat, der gemeinsamen Vorgesetzten gegenüber reinen Wein einzuschenken. Dem will Carolin jedoch nicht folgen. Sie hat Angst vor einer Kündigung, befürchtet sogar eine Strafanzeige. Sie sehe ein, dass sie falsch

gehandelt habe, aber sie habe aus dem Fehler gelernt. Wenn ihr gekündigt oder sie sogar angezeigt würde, könne sie ihren Job als Erzieherin und damit ihren Traumberuf an den Nagel hängen. Dies wäre für sie das Schlimmste, was sie sich vorstellen könne.

Frau Meerbold hat Carolin bislang als junge, engagierte und entwicklungsfähige Kollegin schätzen gelernt.

Was soll sie tun?

Eine Begebenheit, die in jeder Jugendhilfeeinrichtung passieren kann.

Aus diesem Grunde ist es sehr sinnvoll, in Ihrer Organisation über die Thematik im Vorfeld nachzudenken und entsprechende inhaltliche und strukturelle Vorkehrungen zu treffen. Die Voraussetzungen für Grenzverletzungen in Institutionen wie z.B. Jugendhilfeeinrichtungen sind eher günstig.

Die Debatte um Missbrauch in den 50er- und 60er-Jahren in der Heimerziehung und in Internaten hat gezeigt, welche Rolle Institutionen bzw. Systeme und die damit verbundenen Erfahrungen von Macht und Ohnmacht spielen. Wir müssen uns in der Jugendhilfe darüber im Klaren sein, dass wir in unserem Arbeitsfeld – bezogen auf dieses Thema – besondere Gefährdungsrisiken haben.

1. Gefährdungsrisiko: die helfende Tätigkeit

Erziehungsarbeit ist immer auch emotionale und dichte Beziehungsarbeit. Beziehungen zwischen zwei Menschen sind immer von einer komplexen Dynamik geprägt, die sich immer wieder neu formt. Es bedarf einer bewussten professionellen Haltung um diese Dynamik im Sinne eines pädagogischen Prozesses zu steuern. Das ist durchaus eine anspruchsvolle Tätigkeit, die immer wieder reflektiert werden muss.

Ein Grundsatz in einer helfenden Tätigkeit ist, dass nicht vorkommen kann, was nicht sein darf. Wir möchten das vermeintlich Undenkbare nicht denken. Grenzverletzungen können sich auf diese Weise schleichend entwickeln.

2. Gefährdungsrisiko: die besonders niedrigschwellige Gelegenheitsstruktur

In verschiedenen Formen stationärer Hilfe zur Erziehung, wie z.B in vielen familienorientierten Wohnformen, ist eine besonders niedrigschwellige Gelegenheitsstruktur vorhanden. Hier müssen die Grenzen von professioneller Nähe und Distanz immer wieder reflektiert und durch externes Fachcontrolling unterstützt werden.

So ist z.B. die Abgrenzung zu leiblichen Kindern und zu betreuenden Kindern keine leichte Aufgabe. Wir wissen, dass Grenzverletzungen besonders häufig in Familien stattfinden. Deshalb werden viele Kinder stationär untergebracht.

Familienorientierte Betreuungssettings sind sehr gute und wertvolle Angebote, die aber auch der besonderen Reflexion bedürfen, da es ein erhöhtes Gefährdungsrisiko gibt.

3. Gefährdungsrisiko: vorhandene Machtstrukturen

Wir wissen, dass in pädagogischen Einrichtungen Gelegenheitsstrukturen vorherrschen, die Formen sexualisierter Gewalt begünstigen können. Dort, wo intensive Begegnungen zwischen Menschen bestehen, können schnell Abhängigkeitsverhältnisse entstehen, Loyalitätskonflikte können ausgenutzt und Schutzbefohlene relativ leicht zum Schweigen über erfahrenes Unrecht gebracht werden. Kinder und Jugendliche sind von Hilfestellungen und Entscheidungen des pädagogischen Personals abhängig. So kann es z.B. bei gemeinsamen Aktionen relativ schnell zu gemeinsamen Heimlichkeiten und entsprechenden Belohnungssystemen kommen.

4. Gefährdungsrisiko: die Reviktimisierung

Es gibt in der Jugendhilfe viele Kinder und Jugendliche mit einer Vorgeschichte, die von der Erfahrung massivster Grenzverletzungen in der eigenen Familie geprägt ist. Diese Kinder haben das notwendige Maß an Nähe und Distanz häufig verloren. Daraus kann ein Verhalten folgen, wie z.B. unaufgefordert auf den Schoß setzen, heftiges Umarmen oder anderes, was im konkreten Alltag eine Herausforderung für den Pädagogen darstellt.

5. Gefährdungsrisiko: die hohe psychische und physische Belastung des pädagogischen Personals

Häufig sind pädagogische Mitarbeitende allein im Dienst. Durch die Dezentralisierung sind Kolleginnen und Kollegen von der Gruppe nebenan nicht mehr vorhanden. Das kann zu nicht erkannten Überforderungssituationen führen, die wiederum in Grenzverletzungen münden können.

Carolin ist in unserem Beispiel mit sechs männlichen Jugendlichen meistens alleine im Dienst. Mit ihren 22 Jahren ist sie gerade einmal fünf bis sechs Jahre älter als die Jugendlichen, für die sie Verantwortung trägt.

Fazit:

Bitte machen Sie sich bewusst, dass es besondere Gefährdungsrisiken im Bereich der Jugendhilfe gibt, die eine aktive Arbeit an der Thematik der Grenzverletzungen zwingend notwendig macht.

Auch Strukturen können in Jugendhilfeeinrichtungen ein Gefährdungsrisiko sein und dazu beitragen, dass Taten unbeobachtet bleiben und nicht aufgedeckt und aufgearbeitet werden.

In besonders rigiden Organisationsstrukturen, in denen kein Klima des Vertrauens entstehen kann und Verdächtigungen schnell instrumentalisiert werden, kann die Aufdeckung und Aufarbeitung von Verdachtsmomenten erschwert werden.

Gerade der Blick auf die Organisation leitet zu einem aus meiner Sicht weiteren wichtigen Themenaspekt über, nämlich der **Organisations- oder Einrichtungskultur**. Für Leitungsverantwortliche ist die Dualität von individuellem Verschulden und Organisationsverschulden eine große Herausforderung.

Das vermittelnde Moment/die Brücke zwischen Organisation/System und Individuum ist die Kultur – der Geist einer Organisation. Es handelt sich bei der Kultur/dem Geist einer Einrichtung um ein allgemein getragenes Setting an Vorstellungen und Haltungen, das handlungsleitende Funktionen überall dort hat, wo es sich um persönliche Bewertungen, Ermessensspielräume etc. handelt.

Das Denkmuster „Organisationskultur" beruht auf der Annahme, dass Verhalten einer Gruppe – z.B. die Mitarbeiterschaft einer Einrichtung - nicht alleine durch formale Strukturen, in der Regel schriftlich fixierte Reglements in Bezug auf Aufbau-, Aufgaben- und Ablauforganisation geprägt, beeinflusst und wesentlich geleitet wird, sondern ebenso durch implizite, unverwechselbare Vorstellungs- und Orientierungsmuster.

Da das konkrete pädagogische Handeln ständig von persönlichen Entscheidungen und Ermessensspielräumen begleitet wird, ist es sinnvoll, über den Begriff der Organisationskultur oder den Geist einer Einrichtung nachzudenken, wenn wir über das Vermeiden bzw. den Umgang mit Grenzverletzungen reflektieren.

Es gibt ein – wie ich finde sehr hilfreiches – Denkmodell von *Schreyögg*, das ich Ihnen kurz erläutern möchte **(Abbildung 1)**:

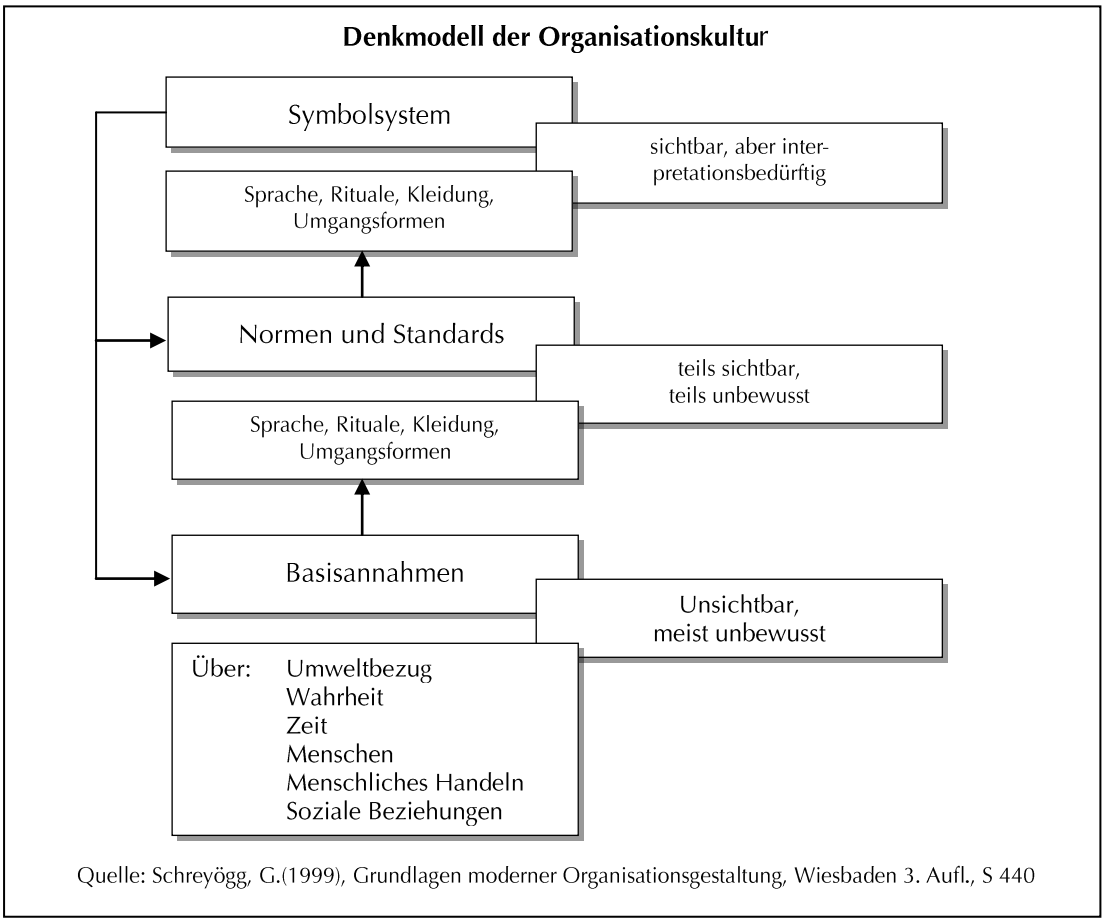


Abbildung 1

1. Ebene der Grund- und Basisannahmen

Man spricht auch von „praktischen Ideologien",. d.h. ein Set von emotional besetzten Vorstellungen, Werten und Normen, die eine Gruppe von Personen – z.B. die Mitarbeiterschaft – verbindet.

Diese „praktischen Ideologien" geben Antwort auf zwei wichtige Fragen sozialen Handelns:

a) Wie sind die Dinge?

b) Wie sollen die Dinge sein?

Praktische Ideologien halten also einerseits Antworten dafür bereit, was die Realität ist, wie es zu der Realität kam und weshalb sie so ist, wie sie ist. Darüber hinaus geben praktische Ideologien oder Basisannahmen Antworten darauf, wie es sein soll und weshalb es so sein soll.

Eine Basisannahme kann z.B. sein: „Die leiblichen Eltern sind für den Erziehungsprozess bei uns enorm wichtig." Oder eben auch: „Eltern stören und sollen sich aus der Erziehungsarbeit raushalten."

Praktische Ideologien sind grundsätzlich dynamisch und müssen als Teil von Entwicklungsprozessen in Einrichtungen und deren Geschichte verstanden werden. Sie wirken im konkreten Betreuungsalltag ununterbrochen und intensiv. Sie sind die Folie, auf deren Hintergrund interpretiert und entschieden wird, was getan wird bzw. was getan werden soll. D.h. konkret: Ohne dass diese Interpretations- und Entscheidungsmuster kommuniziert und sprachlich übermittelt werden, sind sie gleichwohl als unbewusste und unausgesprochene Werte, Vorstellungen, Haltungen, Bilder, Präferenzen im Alltag handlungsleitend.

Jeder hat in seinen unterschiedlichen Funktionen und Rollen Einfluss auf die Basisannahmen, Leitungsverantwortliche sogar in besonderer Weise. Praktische Ideologien stellen einen kollektiven Wissensvorrat der Einrichtung dar, der die Entwicklungsgeschichte einer Einrichtung widerspiegelt.

Eine Basisannahme in einem Team kann auch sein: „Jeder von uns ist für sich selbst verantwortlich und ich kommentiere das pädagogische Handeln des Kollegen nicht."

2. Ebene: Normen und Standards

Im Gegensatz zu praktischen Ideologien sind Normen und Standards vielfach sicht- und wahrnehmbar. Sie bilden sich in Strukturen, Verfahren, Dienstanweisungen, Organigrammen, Handlungsorientierungen etc. ab, darüber hinaus in vielen unbeschriebenen Regeln darüber, wie bestimmte wiederkehrende Situationen zu behandeln sind. Diese ermöglichen es dem Einzelnen, in vielen Situationen zu entscheiden, was richtiges und falsches Handeln im Rahmen der Organisation ist.

Normen und Standards werden häufig im Berufsalltag von Kollegen gelernt, indem man ihnen über die Schulter schaut oder fragt, wie in bestimmten Situationen zu handeln ist.

Als Beispiele sind hier die unterschiedlichen Qualitätshandbücher, Dienstanweisungen etc zu nennen. Dies sind wichtige Kultur prägende Instrumente und es wäre gut, wenn sie in sich logisch wären.

3. Ebene: das Symbolsystem

Dieses Element der Organisationskultur ist unmittelbar zugänglich. Es handelt sich dabei um Logos, Kleidung, bestimmte Riten und Zeremonien, um Begriffe, Kürzel etc.

Die Interpretation der Symbolsysteme muss häufig im Zugriff auf die beiden anderen Ebenen der Organisationskultur geschehen. Die Symbole, z.B. der Internetauftritt, sind symbolhafter Ausdruck einer bestimmten Verfasstheit der Organisation, der Rückschlüsse auf die Kultur zulässt.

Die drei Ebenen gemeinsam bilden den Kulturbegriff oder den Geist einer Einrichtung, eines Trägers eines Teams.

Die Einrichtungskultur ist die Gesamtheit der gewachsenen und durch die aktuelle Situation beeinflussten Wertvorstellungen und Verhaltensweisen, Überzeugungen und Meinungen sowie Potenziale, Beziehungen und Gegebenheiten innerhalb einer Einrichtung. Wenn wir uns mit dem Thema „Grenzverletzungen" beschäftigen, müssen wir diese komplexen Zusammenhänge im Blick haben.

Geschieht dies nicht, kommt es fast zwangsläufig zu Verwerfungen in Form von Konflikten bzw. einem Anwachsen von individuellen Diskrepanzerfahrungen von Mitarbeitenden in der Einrichtung. Das kann schlimmstenfalls auch zu einer praktischen Ideologie/einer Basisannahme werden, nämlich dann, wenn in der Mitarbeiterschaft verankert ist, dass „die da oben, die Leitung sowieso nicht weiß, was wir tun und unser Tun wird auch nicht wertgeschätzt, sondern es kommt im Wesentlichen darauf an, nach Plan/Dienstanweisung etc. zu handeln".

Dies geschieht z.B. häufig bei der Verabschiedung von Dienstanweisungen zum Thema Grenzverletzungen, in denen vermeintlich klar und eindeutig alles beschrieben ist, der praktische Umgang aber ganz anders verläuft bzw. gar nicht umgesetzt wird. Bei Mitarbeitenden entsteht dann der Eindruck, dass die Anweisung lediglich der Entlastung der Leitung dient.

Es gibt außerdem eine Kultur der Zusammenarbeit zwischen öffentlichen und freien Trägern und entsprechend auch gemeinsame Basisannahmen. Dies ist im Hilfeplanprozess eben auch von zentraler Bedeutung. Kommt es hier zu Diskrepanzerfahrungen, ist der gemeinsame Umgang mit der Thematik der Grenzverletzungen sehr schwer.

Fazit:

Wenn Sie sich als Leitung mit der Thematik von Grenzverletzungen beschäftigen, beachten Sie den Aspekt der Einrichtungskultur, ohne das werden Sie nicht erfolgreich arbeiten.

Organisationspflichten bzw. Empfehlungen und damit verbundene Handlungsorientierungen für Jugendhilfeeinrichtungen.

1) Klären Sie die professionellen Grenzen unterhalb der Strafbarkeitsschwelle in Ihrer Organisation.
   Im Diakonieverbund Schweicheln e.V. gibt es eine Handlungsorientierung zum Umgang mit Grenzverletzungen von Mitarbeitenden gegenüber Kindern und Jugendlichen als verpflichtende Lektüre für alle Mitarbeitenden.
   Die Broschüre ist hilfreich bei Bewerbungsgesprächen, da sie pädosexuell orientierte Bewerber abschreckt.
   Ein weiteres sinnvolles Instrument ist die in der Ev. Jugendhilfe Schweicheln entwickelte Verhaltensampel. Sie hängt in jeder Wohngruppe der Einrichtung.

2) Informieren Sie die Kinder und Jugendlichen und klären Sie sie über ihre Rechte auf.
   In drei Einrichtungen des Diakonieverbundes Schweicheln e.V. wurden gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen Rechtekataloge erarbeitet. Es gibt natürlich auch andere Möglichkeiten, Kinder über ihre Rechte zu informieren, wie z.B. im Rahmen eines Gruppenabends etc.
   Wichtig ist, dass diese Rechte strukturell verankert sind.

3) Schulen Sie Ihre Mitarbeiterschaft. Machen Sie das Thema zu einem jährlich wiederkehrenden Schwerpunkt, z.B. im Rahmen einer Teamklausur. Es ist wichtig, dass Teammitglieder die Erfahrung machen, dass es kein Modethema ist, sondern zu den pädagogischen „basics" gehört. Außerdem ist es wichtig zu erfahren, dass eigene Zweifel und Fragen im Team formuliert werden können.

4) Schulen Sie auch Ihre Leitungsverantwortlichen. Es ist eine große Herausforderung für Leitungspersonen, in Verdachtsfällen angemessen zu reagieren. Im Diakonieverbund Schweicheln e.V. wurde gerade eine Handlungsorientierung für Leitungspersonen entwickelt, die eine konkrete Hilfestellung für diese schwierigen Prozesse ist.

5) Stellen Sie sicher, dass Kinder und Jugendliche eine für sie erkennbare Beschwerdestelle haben. Die Thematik wird ja gerade auch im Zusammenhang des Runden Tisches „Sexueller Missbrauch" intensiv diskutiert. Es stellt aus unserer Erfahrung eine sehr komplexe und nicht leicht umzusetzende Herausforderung dar.

6) Stellen Sie klar, dass Mitarbeitende die Pflicht haben, tatsächliche Verdachtsmomente mitzuteilen, und sichern Sie in dem Zusammenhang den Mitarbeitenden zu, dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die tatsächliche Verdachtsmomente mitteilen, nicht mit Nachteilen zu rechnen haben.
   Im Handlungsleitfaden des Diakonieverbund Schweicheln e.V. steht:

„Die Mitteilung von konkreten Verdachtsmomenten mit dem Ziel, eine drohende Gefahr von Menschen abzuwenden, stellt keine Denunziation dar. Mitarbeitende, die tatsächliche Anhaltspunkte für einen Verdacht mitteilen, um Schutzbefohlene oder den Arbeitgeber vor Schaden zu bewahren, haben nicht mit Nachteilen zu

rechnen. Dies gilt auch für den Fall, dass die vermuteten Grenzverletzungen im Zuge der weiteren Aufklärung nicht erwiesen oder sogar widerlegt werden können.

Etwas anderes gilt nur, wenn der/die Mitarbeitende schuldhaft Falschangaben gemacht oder entlastende Tatsachen verschwiegen hat oder wenn sie/er durch die Mitteilung der Verdachtsmomente gegen eine bestehende Schweigepflicht verstößt."

Besonders schwierig wird die Situation für Mitarbeitende, wenn Kinder und Jugendliche ihnen etwas anvertrauen mit der Bitte, es nicht weiter zu erzählen. Wurden den Mitarbeitenden Anhaltspunkte von den Kindern und Jugendlichen anvertraut, die den Verdacht einer Grenzverletzung begründen, unterliegen diese Informationen dem besonderen Vertrauensschutz. Willigen die sich anvertrauenden Mädchen und Jungen nicht in die Weitergabe dieser Informationen an die Leitungsverantwortlichen ein, geraten die Mitarbeitenden in eine rechtliche Interessenkollision.

Das Gesetz berechtigt sie unter bestimmten Voraussetzungen, die Informationen auch ohne Einwilligung weiterzugeben. Die Entscheidung darüber, ob diese Voraussetzungen vorliegen, erfordert aber eine systematische rechtliche Einschätzung der Situation. Diese vorzunehmen, überfordert die Mitarbeitenden u.U., da sie unter erheblichem Druck stehen.

Aus diesem Grunde wurde im Diakonieverbund Schweicheln e.V. folgendes Angebot an alle Mitarbeitenden beschlossen:

Mitarbeitende, die sich unsicher sind, ob sie zur Mitteilung von Verdachtsmomenten berechtigt oder sogar verpflichtet sind, können der zuständigen Leitung anzeigen, dass es Verdachtsmomente von Grenzverletzungen durch Beschäftigte gegenüber Kindern bzw. Jugendlichen gibt. Sie vermeiden dabei konkrete Angaben zu den mutmaßlichen Tatumständen, die einen Rückschluss auf die Beteiligten zulassen.

Soweit dies zur Abklärung der Sach- und Rechtslage und des weiteren Vorgehens erforderlich erscheint, erhalten die Anzeigen erstattenden Mitarbeitenden externe Beratung. Nach Abschluss der Beratung teilt der Mitarbeiter der zuständigen Leitung das Beratungsergebnis mit und nennt, falls keine Schweigepflicht besteht, die Namen der mutmaßlichen Tatbeteiligten und alle ihm/ihr bekannten Tatumstände."

„Was sind Erfolgskriterien für eine gelingende Heimerziehung?“ Eine Befragung der Tagungsteilnehmer/innen

MAJA ARLT
Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe im Deutschen Institut für Urbanistik, Berlin

Wie die Frage des „Lebenserfolgs“ ehemaliger Heimkinder und „Wirkfaktoren“ erfolgreicher Heimerziehung aus wissenschaftlicher Sicht beantwortet wurde, haben uns Herr Prof. Dr. Schrapper und Herr Dr. Esser erläutert. Nun wollen wir die Frage aus der Sicht der Jugendhilfepraxis beantworten. Ihre Meinungen und Ihre Praxiserfahrungen sind gefragt! Daher wurden Sie, die Tagungsteilnehmer/innen, am ersten Arbeitstag nach Ihren drei wichtigsten Kriterien für eine gelingende Heimerziehung befragt.

Die Kriterien wurden offen abgefragt, um die Antworten nicht einzuschränken und Ihnen zu gewähren, persönliche Schwerpunkte zu setzen. 56 von 122 ausgeteilten Fragebögen lagen uns zur Auswertung vor. Insgesamt wurden 168 Nennungen ausgewertet, d.h. die einzelnen Nennungen wurden aufgelistet, anschließend ein Kategoriensystem entwickelt und die Angaben der Befragten den Kategorien zugeordnet, ausgezählt und zusammengefasst.

Im Folgenden stelle ich Ihnen die für Sie als Praktiker/innen **fünf wichtigsten Erfolgs- und Wirkfaktoren (Abbildung 1)** vor:

1. **Selbständiges, eigenverantwortliches Leben** (50 Nennungen)

   Das wichtigste Erfolgskriterium der Tagungsteilnehmer/innen ist die Befähigung der Heimbewohner zu einem „selbständigen, eigenverantwortlichen Leben“. Diesem Kriterium ließen sich die (mit Abstand) meisten Nennungen zuordnen – 50 von 186 Nennungen, d.h. knapp ein Drittel aller Nennungen. Heimerziehung ist für Sie, die Praktiker/innen, vor allem dann erfolgreich, wenn es ihr gelingt, die jungen Menschen auf ihr *„zukünftiges Leben in freier Wildbahn“* vorzubereiten, indem sie die jungen Menschen bei der Aneignung von Handlungsmustern und -strategien, die sie von der Versorgung durch andere unabhängig machen, aber auch bei der Entwicklung von eigenen Lebensplänen und -maßstäben, unterstützt. So antwortete beispielsweise ein/eine Tagungsteilnehmer/in: *„Die Zeit der stationären Hilfe hat gereicht, danach ein angemessenes selbstbestimmtes Leben zu führen (soziale Kompetenzen zur Integration in Gesellschaft zu entwickeln)."*

2. **Kooperation und Partizipation zwischen den Beteiligten, vor allem zwischen Erzieher/innen und Eltern** (31 Nennungen)

   Als zweitwichtigstes Kriterium wurde die „Kooperation und Partizipation zwischen den Akteuren, insbesondere in Bezug auf die Herkunftsfamilie der Kinder und Jugendlichen“ benannt; circa 20 Prozent der Nennungen. So äußerte sich ein Befragter wie folgt: *„Partnerschaftliche Beteiligung der Kinder und Jugendlichen und der Eltern durch Fachkräfte."* In diesem Kontext wurde die Elternarbeit von den Befragten als wichtig bezeichnet. Je besser die Zusammenarbeit der Eltern und des Hei-

mes ist, desto positiver verläuft die Entwicklung der Kinder. Die Beteiligung der Eltern trägt zur Stabilisierung der familiären Beziehungen bei, die wiederum einen positiven Hilfeverlauf begünstigt. Für einen positiven Hilfeverlauf bedarf es aus Sicht der Befragten, die Kinder und Jugendlichen als Adressat/innen, Nutzer/innen und Expert/innen von Hilfeleistungen und die Eltern als Partner anzuerkennen.

3. **Positive, verlässliche Bindung zwischen Betreuer/innen und Kind/Jugendlichen** (16 Nennungen)

   Die „positive, kontinuierliche Beziehungsgestaltung der Heimmitarbeiter/innen zu den Kindern und Jugendlichen" ist für Sie, die Tagungsteilnehmer/innen, ein weiterer relevanter Faktor für Wirksamkeit der Heimerziehung. 10 Prozent der Nennungen entfielen auf diesen Wirkfaktor – ein Beispiel wäre: *„… wenn die Kinder positive Bindungen zu Bezugspersonen aufbauen konnten"*. Der Einfluss der Qualität der Beziehung zwischen Erzieher/innen und Kind/Jugendlichen auf den Hilfeprozess bestätigen die uns vorgestellten Untersuchungsergebnisse. Demnach wirkt sich ein Mangel an personeller und sozialer Kontinuität der Hilfeprozesse negativ auf die Kooperation und schlussendlich auf die Wirksamkeit der Hilfe aus.

4. **Heim als Zuhause erleben** (14 Nennungen)

   Des Weiteren kann aus Ihrer Sicht die Heimerziehung (auch) nur dann positiv auf die Entwicklung junger Menschen wirken, wenn die Heimbewohner das „Heim als (ein) Zuhause" erleben. 14 Befragte stuften dieses Kriterium als wichtig im Hinblick auf eine gelingende Heimerziehung ein: *„Ein Lebensort, der Schutz und Sicherheit bietet."* – so ein Zitat eines Befragten. Wie uns Dr. Büttner in seinem Fachvortrag uns erläuterte, muss das Heim als ein lebenswerter und lebensnaher Ort organisiert werden, an dem sich die Kinder und Jugendlichen angenommen und verstanden fühlen, der das familiäre Herkunftsmilieu in den Hilfeprozess miteinbezieht und nicht ausschließt.

5. **Professionelles Handeln und qualifiziertes Personal** (12 Nennungen)

   Als ebenso maßgeblicher Einflussfaktor auf die Wirksamkeit wird die „Professionalität und Qualifizierung des Personals" eingeschätzt. Voraussetzung von Seiten der Professionellen ist eine demokratische wie respektvolle und solidarische Haltung den Kindern wie den Eltern gegenüber. Darüber hinaus benötigen die Kinder kompetente, engagierte, empathische und lebensfrohe Erzieher/innen. Dieses Kriterium wurde von 12 befragten Tagungsteilnehmer/innen angeführt. Als Beispiele dienen dieZitate *„Stabiles Erzieherteam, einheitliches, zielorientiertes, konsequentes Handeln, Professionalität, Empathie"* und *„Wenn in ihr optimistische, engagierte, qualifizierte Pädagogen tätig sind"*.

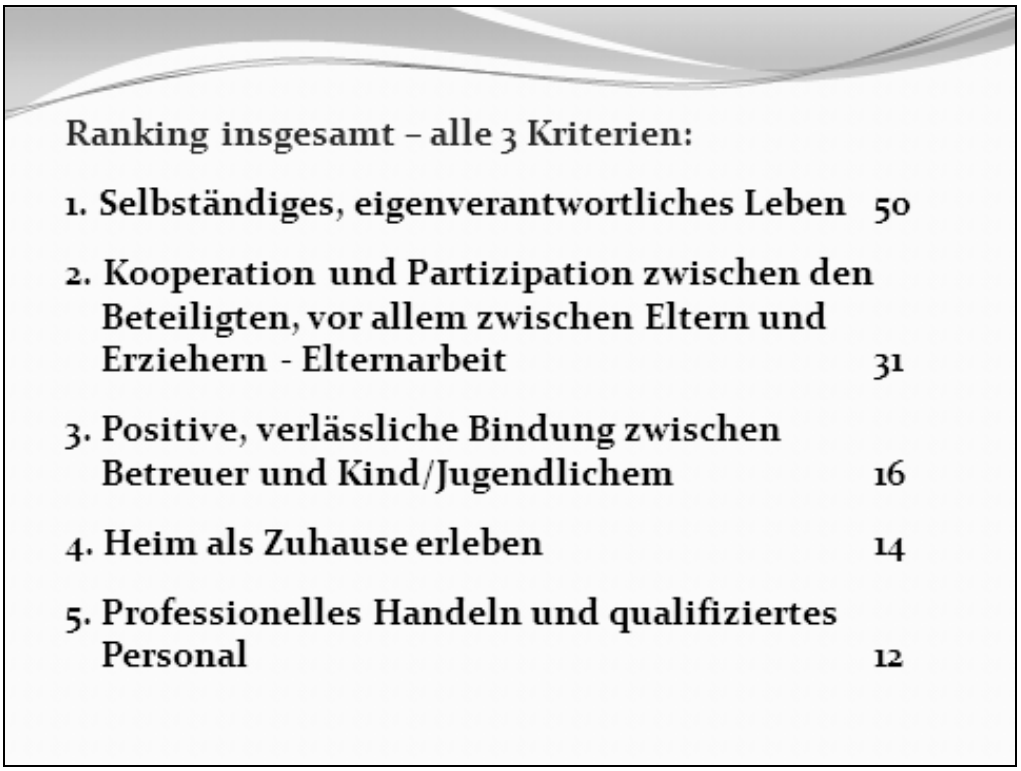


Abbildung 1: Die fünf wichtigsten Kriterien der befragten Tagungsteilnehmer/innen für eine erfolgreiche Heimerziehung

Weitere Kriterien, die aus Sicht der befragten Tagungsteilnehmer/innen **die Wirksamkeit der Heimerziehung beeinflussen (Abbildung 2)**, lassen sich wie folgt zusammenfassen:

1. **Zielerreichung** (9 Nennungen)

   Das „Erreichen der im Rahmen des Hilfeplanprozesses vereinbarten Ziele" ist für Sie, die Praktiker/innen, ein weiteres Erfolgskriterium. So gab ein/e Tagungsteilnehmer/in an: *„Wenn individuelle, gemeinsam vereinbarte Ziele erreicht werden".*

2. **Transparente, abgestimmte, konkrete Hilfeplanung** (8 Nennungen)

   Für die Fachkräfte ist auch die Qualität von Entscheidungs- und Handlungsprozessen im Hilfeplanverfahren ausschlaggebend, ob eine Heimerziehung positive Effekte erzielen kann. So schrieb eine der befragten Personen: *„Übereinstimmung aller Hilfeplanteilnehmer in der Aufgabenstellung, Zielformulierung und Methodenwahl."* Auf die Bedeutung einer „transparenten, abgestimmten und konkreten Hilfeplanung" hat bereits Frau Dr. Heynen im Rahmen ihres Vortrages hingewiesen.

3. **Kooperation zwischen weiteren am Hilfeverfahren beteiligten Akteuren, Institutionen und Einrichtungen** (6 Nennungen)

   Ferner ist neben der Kooperation mit den Herkunftsfamilien auch die „Zusammenarbeit zwischen den Jugendhilfeeinrichtungen sowie mit anderen professionellen Institutionen" entscheidend. Hinsichtlich der Kooperation der Professionellen un-

tereinander verwiesen einige Befragten auf die Wichtigkeit der Schule und der Kinder- und Psychiatrie als Kooperationspartner: *„Aktive Mitwirkungsbereitschaft aller an der Hilfe Beteiligten, Vernetzung verschiedener Institutionen (Schule, Ärzte, psychologische Beratungsstellen, Kliniken etc.)“.*

4. **Bildungsauftrag in der Heimziehung** (6 Nennungen)

   Die „Umsetzung des Bildungsauftrages“ ist für einzelne Fachkräfte ebenso ein Erfolgskriterium für eine gelingende Heimerziehung. Ein Auftrag der Heime ist, den Bildungsauftrag der Familie zu substituieren. Oft weisen die Kinder und Jugendlichen in den Heimen schulische Probleme auf, so dass ein *„erfolgreicher Schulabschluss/eine berufliche Ausbildung“* ein Kennzeichen einer erfolgreichen Heimerziehung ist.

Weitere wichtige Voraussetzungen für gelingende Hilfeprozesse sind für die Tagungsteilnehmer/innen: „**ausreichend Zeit für den Hilfeprozess**“ und eine „**adäquate, ausführliche Diagnostik**“. Die Heimerziehung kann auch nur dann positiv wirken, wenn die „**Heimunterbringung rechtzeitig**“ angeboten wird und nicht erst als „letzter Versuch“ nach vielen misslungenen Jugendhilfemaßnahmen. Außerdem gilt es, dass sich das „**Heim dem sozialen Umfeld öffnet**“, um so die Ressourcen des Sozialraumes (Wohnungsumfeld, Nachbarschaft und Freizeitbereich) zu nutzen. Und zuletzt nannten zwei befragte Fachkräfte die „**Reintegration der jungen Menschen in ihre Familien**“ als Erfolgskriterium.

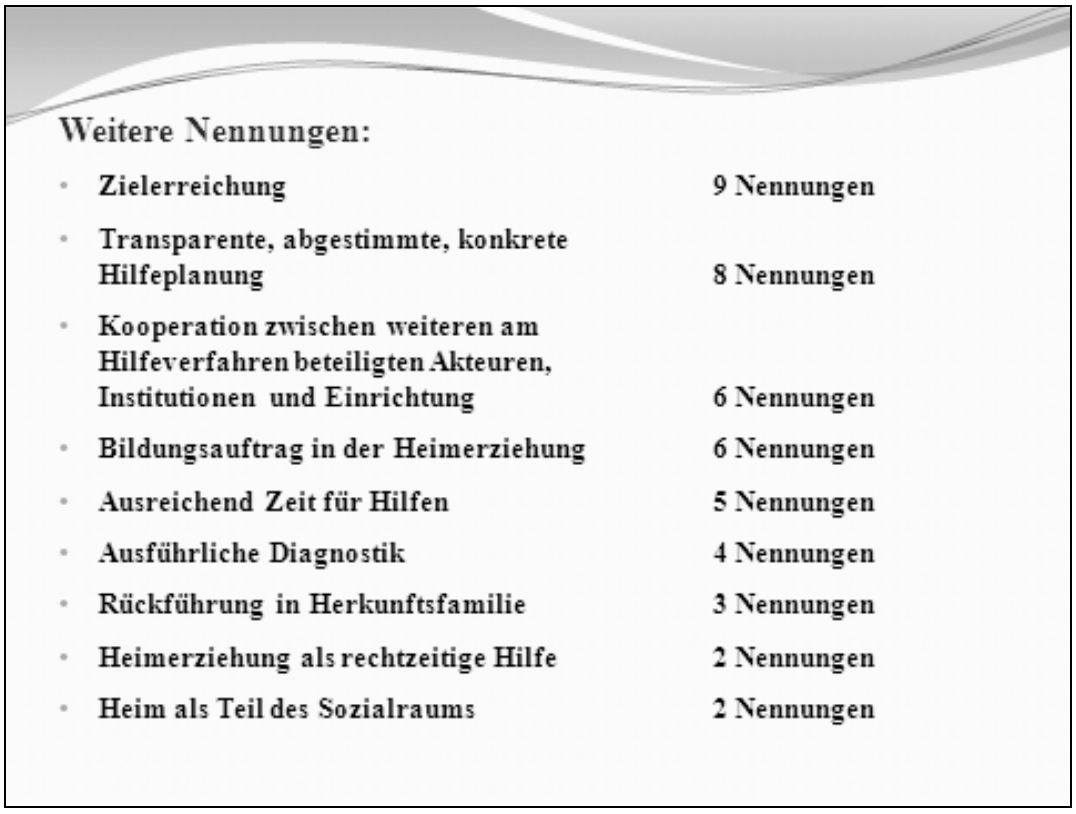


Abbildung 2: Weitere Kriterien der befragten Tagungsteilnehmer/innen für eine erfolgreiche Heimerziehung

Gefragt haben wir Sie (die Tagungsteilnehmer/innen) nach Ihren **drei wichtigsten Kriterien** für eine gelingende Heimerziehung. Die Auswertung Ihrer Nennungen zum jeweiligen Kriterium eins bis drei ergab ein sehr homogenes Meinungsbild. Wie in **Abbildung 3** veranschaulicht, werden nicht nur die gleichen Erfolgs- und Wirkfaktoren als die wichtigsten Kriterien für eine gelingende Heimerziehung angeführt, sondern stimmen auch in ihrer Rangfolge – abgeleitete aus der Häufigkeitszählung – zum großen Teil überein. Das am häufigsten genannte Erfolgskriterium ist stets die Befähigung der Heimbewohner, ein „selbständiges und eigenverantwortliches Leben" zu führen. Die „Kooperation und Partizipation der am Hilfeprozess Beteiligten, insbesondere der Eltern" wurden von den befragten Tagungsteilnehmer/innen bei allen drei Kriterien am zweithäufigsten genannt. Lediglich die Nennungen des dritthäufigsten Kriteriums unterscheiden sich; angeführt wurden sowohl das „Heim als Zuhause erleben", eine „positive und verlässliche Bindung zwischen Betreuer/in und Kind" als auch „professionelles Handeln und qualifiziertes Personal".

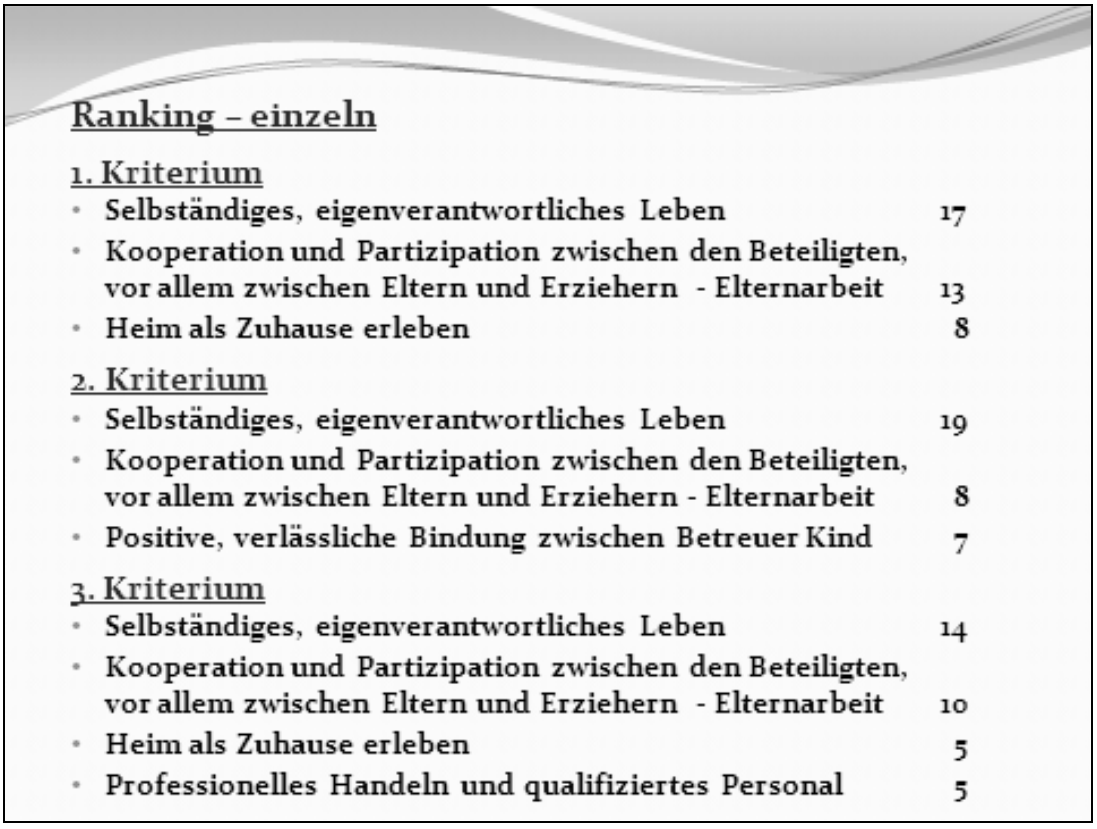


Abbildung 3: Ranking der Einzelnennungen der drei wichtigsten Kriterien für eine erfolgreiche Heimerziehung

Die vorgestellten Befragungsergebnisses sollen Ihnen als Diskussionseinstieg für die nun folgende Abschlussdiskussion dienen, in der noch einmal die Ausgangsfrage dieser Tagung: Wann ist Heimerziehung für Kinder erfolgreich? diskutiert wird. Ich wünsche uns eine interessante Diskussion!

Was sind Erfolgskriterien für eine gelingende Heimerziehung? Podiumsdiskussion

Gesprächspartner:

DR. KLAUS ESSER
Kinderdorfleiter, Bethanien Kinder- und Jugenddorf Schwalmtal

DR. SUSANNE HEYNEN
Leiterin des Jugendamtes Karlsruhe

BRUNO PFEIFLE
Leiter des Jugendamtes Stuttgart

ZUZANA PLASKOVA
Erzieherin, GFB Heimverbund in der Märkischen Schweiz Bollersdorf, Oberbarnim

PROF. DR. CHRISTIAN SCHRAPPER
Erziehungswissenschaftler, Universität Koblenz-Landau

STEFFEN SCHROEDTER
Erzieher, Kinderhaus Berlin-Mark Brandenburg, Berlin

Bruno Pfeifle: Die Eingangsfrage für unsere Diskussion muss sich auf die eben gehörte Auswertung der Fragebögen beziehen. Was fällt Ihnen daran auf? Möchten Sie es kommentieren? Sind die Ergebnisse für Sie überraschend?

Prof. Dr. Christian Schrapper: Für mich sind diese Ergebnisse überraschend, denn ich habe sie so verstanden, dass für Sie, die Teilnehmer dieser Tagung, die Erwachsenenperspektive und die Funktionserwartungen an das Kind im Vordergrund stehen. Im Gegensatz dazu ist für mich das wichtigste Kriterium nach wie vor, ob Kinder und Jugendliche für sich eine tragfähige Idee entwickeln können, wie sie und die Welt „in Ordnung" sein können. In der gezeigten Aufzählung steht dagegen die Durchsetzung von Normalitätserwartung durch die Heimerziehung deutlich im Vordergrund.

Heimerziehung ist offenbar erfolgreich, wenn die Erwachsenen - die Fachkräfte mit den Eltern - untereinander ihre Aufgaben und Erwartungen gut regeln können. Das hätte ich anders erwartet, vor allem hätte ich es mir anders gewünscht. Beide Punkte, die ich im Vordergrund erwartet hätte, wie die Gestaltung von positiven und verbindlichen Beziehungen und das Heim als Zuhause, erreichen zusammen noch nicht einmal so viel Gewicht wie der Punkt, dass die Erwachsenen untereinander ihre Geschäfte regeln. Ich finde es beeindruckend, wie stark nach wie vor die normative Erwartung sowie die professionelle Perspektive das Bild erfolgreicher Heimerziehung bestimmen.

Dr. Susanne Heynen: Mir ist bei den Ergebnissen aufgefallen, dass es eine leichte Konfundierung darüber gab, was mit Erfolgskriterium überhaupt gemeint ist. Die eine Antwort zielte auf das Ergebnis, woran man misst, dass Heimerziehung erfolgreich ist, nämlich Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit. Der weitere Block von Antworten bezog

sich darauf, was wir in der Heimerziehung tun müssen, um dieses Ziel zu erreichen. Daher wurden solche Dinge wie Kooperation genannt.

Auf die Frage nach dem Erfolgskriterium würde ich als entscheidend ansehen, dass im Hilfeplan mit den Sorgeberechtigten und den in der Elternrolle Verantwortlichen, mit Kindern und Jugendlichen gute Ziele für die Heimerziehung erarbeitet werden und diese Ziele erreicht werden oder im Prozess auch verändert werden können. Das Erfolgskriterium heißt also für mich: Haben wir das erreicht, was wir miteinander tun wollten?

Bei der Frage, wie diese Ziele erreicht werden können, habe ich auch eher an die Aspekte Beziehung und Gestaltung eines Zuhauses gedacht.

Dr. Klaus Esser: Ich freue mich darüber, wie viel Platz solche Kriterien wie Beziehung, Bindung und Zuhause hier gefunden haben. Ich war aus einem Kinderdorf hierhergekommen und hatte erwartet, dass überwiegend professionelle, strukturelle und methodische Elemente diskutiert werden.

Bruno Pfeifle: Hier muss ich nachfragen. Warum ist das erstaunlich? Ist der öffentliche Druck so groß, dass man so etwas Plakatives wie „Eigenverantwortung" sagen muss? Warum darf man nicht sagen, dass die Bindung zum Kind oder das Heim als Zuhause das Wichtigste ist?

Dr. Klaus Esser: Ich empfinde das nicht als Widerspruch. Ich habe nur über diese Prioritätensetzung gestaunt, weil sie meinen Erwartungen hier nicht entsprochen hat. Die Zielsetzung, jemandem aus schwierigen Vorsituationen zu helfen, eine eigenständige Persönlichkeit zu werden, die im Leben zurechtkommt, finde ich nicht verwerflich. Das ist nachvollziehbar. Ich habe eher auf die anderen Merkmale von Bindung und Beziehung abgehoben.

Steffen Schroedter: Um zu erfahren, ob meine Arbeit erfolgreich ist, ist für mich die Aussage des Kindes darüber entscheidend. Ich empfinde meine Arbeit als erfolgreich, wenn es mir gelingt, den Kontakt mit dem Kind so zu gestalten, dass daraus ein Vertrauensverhältnis entsteht und eine Bindung wächst und dass der Ort, das Kinderheim, als guter pädagogischer Ort akzeptiert wird, so dass das Kind sich wohl und angenommen fühlt.

Einen sehr wichtigen Aspekt für die erfolgreiche Arbeit sehe ich in der Partizipation und Beteiligung. Ein Hilfeplan ist eigentlich erst dann als Arbeitsgrundlage vollständig, wenn man in der Einrichtung ganz in Ruhe zusammen mit dem Kind überlegt, was es wirklich braucht, und dies dann zurückmeldet, damit das im Hilfeplan Eingang findet. Wenn das in den Einrichtungen gelingt und gut begründet wird, ist das Jugendamt in der Regel sehr dankbar und die Arbeit macht mehr Spaß.

In unserer Einrichtung führen wir offene Teamsitzungen durch, an denen Kinder und Eltern teilnehmen und auch ihre Meinung zum Heimalltag kundtun können. Außerdem gibt es Gruppenkonferenzen, in denen die Kinder auch Dinge bestimmen können, die nicht gesetzlich geregelt sind. Meiner Ansicht nach sollen aus den Kindern keine Befehlsempfänger werden, sondern sie sollen sich frei äußern, was und wohin sie wollen. Sie sollen

das Gefühl bekommen, dass ich an ihrer Seite bin und sie mir vertrauen können, egal, was sie tun und was sie sagen.

Zuzana Plaskova: Für mich bedeuten auch kleine Schritte Erfolg. Natürlich könnte ich auch sagen, dass ich daran arbeite, dass aus den Kindern ordentliche Menschen werden, aber das ist ein großes Ziel und in unserer täglichen Arbeit sieht man das nicht immer vor sich und man kann es nur schwer erreichen. Daher freue ich mich über kleine Schritte, zum Beispiel auch dann, wenn mir ein Jugendamt ein sehr schwieriges Kind ankündigt und ich im täglichen Kontakt mit diesem Kind merke, dass es gar nicht wirklich schwierig ist und ich eine Beziehung zu ihm aufbauen kann.

Für mich bedeutet auch Erfolg, wenn ich mit den Eltern arbeiten kann und die Kinder wissen, dass wir die Eltern akzeptieren, wie sie sind, auch wenn sich das manchmal als schwierig erweist, zum Beispiel bei suchtkranken Eltern. Auch dann laden wir sie in unsere Elternwohnung ein und bieten ihnen die Möglichkeit, mal ein Wochenende mit den Kindern zu verbringen. Erfolg kann es auch sein, wenn die Kinder sagen: „Ich bin stolz, in deiner Gruppe zu leben."

Bruno Pfeifle: Vielen Dank für diese erste Runde. Dieses Gespräch soll aber keine geschlossene Runde sein, Sie alle sind aufgefordert, ebenfalls Ihre Fragen zu stellen und Ihre Statements abzugeben. Ich würde gern die Ebene der Erfolgserlebnisse verlassen, weil ich das Thema der Schnittstelle zwischen Jugendamt und den Einrichtungen für diskussionswürdig halte; es ist in den beiden Tagen schon mehrmals angesprochen worden. Mich würde von der wissenschaftlichen und der praktischen Seite interessieren, welche wesentlichen Faktoren müssen wir an der Schnittstelle zwischen öffentlichem Träger und dem Heim angehen? Woran müssen wir arbeiten, um in diesem Bereich einen großen Schritt weiterzukommen?

Dr. Susanne Heynen: Es fällt etwas schwer, so spontan die passenden Formulierungen zu finden. Ein wesentlicher Aspekt, der weiterentwickelt werden müsste, scheint mir die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit allen Beteiligten zu sein, mit den Familien, den Kindern und Jugendlichen, mit öffentlichen und freien Trägern und zwar unter Akzeptanz der vorhandenen Grenzen, die jede Seite unbestritten hat. Das wird sich aus meiner Sicht noch sehr verändern, wenn das Bundeskinderschutzgesetz tatsächlich so in Kraft tritt, wie es im Moment formuliert ist. Der Kontrollauftrag für den öffentlichen Träger wird damit noch einmal verstärkt. Wir befinden uns somit in einer doppelten Rolle. Dort, wo wir selbst Leistungen, wie zum Beispiel Pflegefamilien oder soziale Gruppenarbeit, anbieten, müssen wir den Schutz der Kinder vor Missbrauch, Vernachlässigung und Gewalt sicherstellen. Wir befinden in diesem Punkt in der gleichen Rolle wie die Einrichtungen.

Die einzige Chance, die wir haben, sind gute Kommunikationsstrukturen, ein gutes Beschwerdemanagement, ohne dass es funktional wird, und ein Klima einer vertrauensvollen Zusammenarbeit. Hier sehe ich einen starken Entwicklungsbedarf.

Dr. Klaus Esser: Viele Kooperationen, gemeinsame Hilfeplan- und Aufnahmeverfahren laufen gut und sind von einem gemeinsamen Interesse getragen. Probleme tauchen immer dann auf, wenn der Druck steigt. Mitunter nimmt eine Einrichtung ein Kind auf, ob-

wohl sie bei genauerem Hinsehen wissen muss, dass sie eigentlich nicht für das Kind geeignet ist. Das Jugendamt wiederum schafft manchmal Unterbringungsbedingungen in Bezug auf eine Geschwindigkeit, die einer guten fachlichen Arbeit entgegensteht. Für solche Situationen wünsche ich mir – unter dem Eindruck des bereits erwähnten Modellprojektes – eine Entschleunigung und eine gemeinsame fachliche Aufsicht. Ich wünsche mir manchmal einen Dritten, der sich mit mir und dem Jugendamt zusammensetzt, sich den Fall anhört und sich dazu äußert, ob die Entscheidung, das Kind bei uns aufzunehmen, richtig ist oder nicht. Dieser Dritte könnte auch mit uns gemeinsam die nächsten Schritte überlegen, wenn sich herausstellt, dass wir in der Einrichtung bei einem Kind an unsere Grenzen stoßen, damit wir nicht einem ersten Reflex folgend die Verantwortung für das Kind wieder an das Jugendamt zurückgeben und das Jugendamt muss nun einen neuen Platz suchen. Das ist für uns unbefriedigend und hier müssen wir uns als Einrichtung auch der Kritik stellen. Daher würde ich mir eine fachliche Aufsicht, Kontrolle oder Begleitung wünschen, die die weitere Entwicklung fachlich unterstützt.

Prof. Dr. Christian Schrapper: Ich muss noch einmal an meine „Publikumsbeschimpfung" von vorhin anschließen. Das Thema unserer Tagung lautet: „Wann ist Heimerziehung für Kinder erfolgreich?" Die Frage „Wann ist Heimerziehung für das Jugendamt bzw. das Heim erfolgreich?" steht nicht zur Debatte.

Im Vortrag von Herrn Büttner gestern wurde die enorme Spannung, einerseits einen Heimbetrieb organisieren zu müssen und andererseits eine Vorstellung davon zu haben, was da für Kinder organisiert werden soll, noch einmal ganz deutlich vor Augen geführt. Diese Organisationsarbeit gelingt erst dann, so meine Behauptung, wenn im Mittelpunkt eine in der Organisation hinreichend gemeinsam getragene Idee von der Entwicklung eines Kindes steht, eine Vorstellung über ein Kind, seine Geschichte, eine Vorstellung über die Bedingungen und Möglichkeiten des Kindes, seine Kulturerfahrung und eine normative Idee davon – wie wir sie alle haben –, was wir von der Entwicklung des Kindes erwarten.

Das ist aus meiner Sicht das größte Problem für Ihre Organisationen. Sie alle sind sehr damit beschäftigt, Ihre Arbeit zu organisieren und das wäre in den Jugendämtern und in den Einrichtungen schon genügend Arbeit, wenn es die Kinder nicht gäbe. Die Kinder und ihre Familien sind schwierig, sie verursachen den Druck und Belastung, sie stören. Das ist in allen Organisationen gleich. Schulen und Universitäten würden auch hervorragend funktionieren und hätten den ganzen Tag genügend zu tun, wenn es keine Schüler oder Studenten gäbe. Das ist einerseits aus der Organisationsperspektive verständlich. Aber hier liegt die große Herausforderung in Jugendämtern und in den Einrichtungen, immer wieder den Bezug dazu herzustellen, wofür und für wen wir „eigentlich" arbeiten und organisieren.

Auf dieser Tagung ist noch einmal deutlich geworden, wie schwer es ist, aber auch, wie viel wir bereits darüber wissen und es trotzdem an vielen Stellen nicht gelingt, dieses Wissen produktiv werden zu lassen. So gern wir das immer wieder betonen, dass das Kind im Mittelpunkt steht, im Alltag machen wir die Erfahrung, dass die Kinder eher störend wirken.

Bruno Pfeifle: Gibt es eine Hypothese, warum die Umsetzung so schwierig ist? Warum lernen wir daraus nicht?

Prof. Dr. Christian Schrapper: Die Bedürfnisse und Wünsche der Kinder laufen oft den Organisationsinteressen zuwider: Jeder möchte seinen Dienst einigermaßen berechenbar halten und seine Arbeit gut strukturiert erledigen. Sie sagen ja selbst, Sie finden es dann positiv, wenn es eine positive Antwort von Kindern gibt. Das kann ich gut verstehen. Aber es gibt genügend Kinder, von denen nicht so eine positive Antwort kommt, zumindest nicht so schnell. Da sehe ich die Spannungen, die es auszuhalten gilt. Es war nicht von ungefähr auch hier so viel von schwierigen Familien und schwierigen Kindern die Rede. Wir haben es im Bereich der Jugendhilfe, insbesondere in der Heimerziehung, mit Kindern und Familien zu tun, deren Lebenschancen und Lebensperspektiven eher auf Schwierigkeiten und Not hindeuten und die daher auch so wahrgenommen werden, dass sie Schwierigkeiten machen. Organisationen haben an dieser Stelle die Tendenz, diese Spannung durch Routine und durch Regularien zu bändigen. Und aus der Geschichte können wir lernen, wie die Heimerziehung diese Belastungen durch dicke Mauern zu bändigen versucht hat und das Jugendamt durch „dicke Akten" und rigide Begrifflichkeiten, wie „Verwahrlosung" und „Psychopaten".

Heute stehen uns diese äußeren Zwänge nicht mehr so selbstverständlich zur Verfügung, also schaffen wir andere, eher innere Zwangsmöglichkeiten: Erwartungen an „gute" Elternschaft und gelungene Biographie, Eigenverantwortung und die Bereitschaft, sich um sich selbst zu kümmern, etc. Diese Erwartungen sind ja richtig, aber sie erzeugen auch erheblichen Druck und können als Rechtfertigung für Misserfolg herangezogen werden: „Du hat Dich nicht genug angestrengt, obwohl wir Dir alle Unterstützung angeboten haben – nun musst Du sehen, wo Du bleibst." Organisation neigen zu solchen ausgrenzenden Zuschreibungen, früher wie heute, nur die Argumente sind heute andere.

Dr. Peter Büttner, Projekt PETRA, Schlüchtern: Organisationen, die mit Kindern arbeiten, brauchen ein Schutzkonzept gegen sich selbst, ein Frühwarnsystem, das Anzeichen aufgreift, wenn die Organisation an bestimmten Stellen „schwach" wird.

Prof. Dr. Christian Schrapper: Aber nicht, weil die Organisation schlecht ist, sondern weil das Problem allen Organisationen immanent ist.

Thomas Burgey, Kinderheim „Haus Giesenberg", Röthenbach: Bei der Aufnahme in unsere Einrichtung wird der „Fall" zum „Kind". Wir machen uns gemeinsam mit den Eltern und dem Jugendamt Gedanken und es entstehen Bilder. Ich gehe davon aus, dass alle Eltern Bilder und Vorstellungen davon haben, was aus ihren Kindern einmal werden könnte. So funktioniert es in unserer Einrichtung auch. Wir überlegen, was das Kind einmal werden könnte und wo seine Stärken liegen. Wir versuchen dann, diese Stärken zu fördern und zu unterstützen.

Zur Organisation möchte ich bemerken, dass ich bald mehr darüber schreiben muss, was ich tue, als dass ich es wirklich tue. Das macht keinen Spaß und diese Dokumentationsarbeit mit den vielen Daten verbraucht sehr viel Zeit, die ich viel lieber den Kindern direkt widmen würde. Das System verstellt den Blick auf das Kind. Bei uns wird hand-

schriftlich in ein paar farblich unterschiedlichen Seiten für jedes Kind alles Wichtige zu Gesundheit, Schule, Besuchskontakten aufgeschrieben, mehr wird nicht benötigt. Ich kann nur dazu ermuntern, das System zu verschlanken und sich auf das Wesentliche zu besinnen.

Teilnehmerin: Herr Schrapper hat angemerkt, dass wir nach den Wirkungen bei den Kindern fragen, aber strukturelle und Organisationsprobleme beschreiben, an denen sich seit 10 oder 20 Jahren nur wenig ändern würde. Meiner Ansicht führen die beschriebenen Probleme zu der Frage, welche Schwierigkeiten wir den – von uns mitunter als schwierig erlebten – Kindern zusätzlich durch unsere Probleme machen, durch Probleme, die wir seit Jahren nicht in den Griff bekommen.

Dr. Susanne Heynen: Bei der ganzen Debatte fällt mir auf, dass die Stimme der Kinder, der Jugendlichen und der Eltern fehlt. Beim Diskurs über Heimerziehung früherer Jahre äußern sich erst jetzt die ehemaligen Kinder, bei denen die schlimmen Erfahrungen mit sexuellem Missbrauch und Gewalt lange zurückliegen. Sie bekommen erst jetzt eine hörbare Stimme. Die hier erwähnte Möglichkeit, dass Eltern und Kinder in die Teamgespräche kommen können, zeigt mir, dass wir mehr Methoden der Kommunikation brauchen, nicht nur zwischen dem öffentlichen Träger und den freien Trägern, sondern auch im Gespräch zwischen allen Beteiligten miteinander und auch in der fachlichen Weiterentwicklung.

Prof. Dr. Christian Schrapper: Die Forschungsbefunde, die ich Ihnen vorgestellt habe, und der Vortrag von Carola Kuhlmann waren auch der Versuch, hier die Stimme der Kinder zu Gehör zu bringen. Es ist nicht ganz einfach: Entweder man spricht unmittelbar und direkt mit dem Kind, dann können auch solche wenig förderlichen Szenarien entstehen, wie sie hier schon beschrieben wurden: 15 Erwachsene sitzen im Hilfeplangespräch mit einem Kind zusammen, denn alle möchten mit dem Kind sprechen. Auf der anderen Seite gibt es in der Praxis wenig Rezeption der Erfahrungen und Methoden, wie die Stimme von Kindern aufbereitet und präsentiert werden. Man kann die Stimmen der Kinder nicht nur aus ihrem eigenem Mund hören, sondern auch an anderen Stellen, die mindestens ebenso wichtig sind wie das unmittelbare Gespräch.

Bruno Pfeifle: Frau Plaskova, Sie hatten schon einmal das Thema der vertrauensvollen Zusammenarbeit mit den Jugendämtern angesprochen. Fällt Ihnen noch etwas zur Schnittstelle zwischen öffentlichem Träger und Einrichtung ein?

Zuzana Plaskova: Kommunikation halte ich für sehr wichtig. Das Problem ist, dass das Jugendamt häufig nur mit unserer Leitung kommuniziert, aber wir sind die Erzieherinnen, die am Hilfeplan mitwirken. Für mich wäre es wichtig, dass man präsent wird und das Jugendamt weiß, wer die Erzieherin ist, die mit dem Kind arbeitet und für das Kind verantwortlich ist. Das Jugendamt sollte bei Aufnahmeanfragen auch mit uns sprechen.

Bruno Pfeifle: Eine Idee von der Entwicklung des Kindes – um mal die Formulierung von Herrn Schrapper aufzugreifen – können doch nur Sie haben, weil Sie täglich mit dem Kind arbeiten. Daher müssen Sie mit dem Jugendamt auch darüber sprechen können.

Steffen Schroedter: In Berlin gibt es noch andere Möglichkeiten zur Zusammenarbeit als das Gespräch eines Erziehers mit einem Mitarbeiter des Jugendamtes über einen bestimmten Fall. Erzieher der Einrichtung und Mitarbeiter des Jugendamtes sitzen zum Beispiel in Fallteams in einer kollegialen Fallberatung mit gleichem Stimmrecht zusammen und überlegen gemeinsam, jeder aus seiner Sicht, was das Beste für das Kind ist, auch wenn letztlich der Jugendamtsmitarbeiter seine Entscheidung trifft. Zum anderen gehen unsere Überlegungen dahin, unsere Organisation so weit zu öffnen, dass wir das Jugendamt zu Sommerfesten in unsere Einrichtung einladen. Dadurch lernen sich beide Seiten besser kennen und die Zusammenarbeit funktioniert auch besser.

Zu der Frage, was es zu organisieren gilt, möchte ich anmerken, dass sowohl der öffentliche als auch der freie Träger für das Kind ein Zuhause organisieren müssen. Das Kind soll die Einrichtung als Zuhause empfinden. Das ist unsere Aufgabe.

Prof. Dr. Dirk Nüsken, Fachbereich Soziale Arbeit, Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum: Ich fühlte mich bei der Aussage, dass wir eigentlich viel mehr wissen, als in der Praxis ankommt, an einen Vortrag der Kollegin Martha Holden von der Cornell University (USA) erinnert, die für den nordamerikanischen Forschungsraum ähnliches konstatierte. Die Kolleginnen und Kollegen sind gerade dabei, aufgrund der empirischen Ergebnisse, aber auch aufgrund der Alltagserfahrung der Fachkräfte, Trainingskonzepte zu entwickeln und eine weitere Professionalisierung voranzubringen. So etwas sollte aus meiner Sicht auch durch die klare Benennung professioneller Heimerziehung nach dem „state of the art" komplementiert werden. Hier sind Hochschulen und die Fachverbände gefragt, solche Standards zu formulieren, helfen kann auch so etwas wie eine „Pädagogenkammer".

Gleichzeitig sind aber auch die öffentlichen und freien Träger aufgerufen, auf die Einhaltung zu achten und im Zweifelsfall auch zu sanktionieren. Es darf heute kein Thema mehr sein, ob Kinder und Jugendliche beteiligt werden. Man kann über die Art und Weise der Beteiligung diskutieren, aber dort, wo sie überhaupt nicht oder nur pro forma stattfindet, müssen irgendwann auch Konsequenzen erfolgen. Das muss nicht immer gleich qua Gesetzeskraft sein, aber die deutlichere Benennung der Regeln der Kunst und das Achten auf deren Einhaltung sind neben der Qualifizierung und Fortbildung der Fachkräfte aus meiner Sicht ein Schritt in die richtige Richtung, um Heimerziehung nach dem aktuell vorhandenen Wissensstand zu gestalten.

Bruno Pfeifle: Da kann man nicht widersprechen. Alle bisher getroffenen Aussagen sind durchaus richtig. Aber wenn wir eine Idee und eine Vision von der Entwicklung des Kindes haben, gehe ich davon aus, dass Professionalität und bestimmte Standards dahinter stehen. Aber woran liegt es, dass es in der Praxis so schwer ist, darüber eine gemeinsame Vision zu entwickeln, gegebenenfalls mit dem Kind?

Prof. Dr. Christian Schrapper: Wir wollten in dieser Tagung der Frage nachgehen, wann Heimerziehung für Kinder erfolgreich ist. Diese Frage kann man dahingehend verallgemeinern, wann *Erziehung* erfolgreich ist. Nach meiner Einschätzung gibt es zurzeit wieder einen „erzieherischen Überschuss". Damit meine ich: Eltern und Gesellschaft, also wir, erwarten, mittels Erziehung könnten Kinder so „gemacht" werden, wie wir sie

gerne hätten: In meiner Formulierung zu ordentlichen, nach anderen Formulierungen zu selbstständigen, eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Menschen (siehe § 1 SGB VIII). Dahinter steht die Idee, wir könnten durch Erziehung Menschen beeinflussen, sie prägen und ihnen Wesentliches mitgeben. Der Blick in die Geschichte lässt uns aber dieser erzieherischen Utopie gegenüber sehr skeptisch werden, ob nicht vielmehr das, was wir Erziehung nennen, im besten Falle Kinder bei ihrer Selbstbildung unterstützen kann. Das ist auch der Stand der Wissenschaft von der Erziehung. Trifft diese zurückhaltende Einschätzung erzieherischer Wirkungen zu, heißt das im Kern: Die Kinder geben den Takt vor! Und das tun sie tatsächlich. Sie stimmen entweder mit den Füßen ab oder sonst wie mit Widerstand, sie lassen sich auf Unterstützung und Beziehung ein oder nicht. Die Vorstellung, wir könnten durch Erziehung aktiv auf ein Kind einwirken, ist noch immer wirksam. Ich plädiere sehr dafür, solche Wirkungserwartungen selbstkritisch zurückzunehmen. Im positiven Fall können wir Kindern dabei behilflich sein, ihre Welt in Ordnung zu bringen, mehr nicht, aber das ist schon viel und anspruchsvoll.

Diese erzieherische Arbeit ist mit viel Unsicherheit konfrontiert und erfordert große Risikobereitschaft. Immer wieder sind wir gezwungen, uns zu vergewissern, miteinander zu reden. Über Erziehung muss immer viel gesprochen werden. Es ist eine wichtige Erkenntnis, dass sich die praktische Erziehungsarbeit bestenfalls zur Hälfte im Kontakt mit dem Kind ereignet und zur anderen Hälfte im Nachdenken und Sprechen der Erwachsenen darüber, was sie tun und was sie wahrnehmen. Dafür die Orte zu schaffen, sowohl in den Jugendämtern als auch in den Einrichtungen, ist schon immer schwierig gewesen und ist es auch heute. Das liegt nicht nur an knappen finanziellen Ressourcen, sondern auch daran, dass der Eindruck entsteht, man würde sich entfernen und distanzieren. Sie hatten es so formuliert, dass man nur noch Berichte für das Amt schreibt. Dieses Schreiben hat jedoch noch eine andere Seite, nicht nur Rapport, sondern auch Reflexion.

Steffen Schroedter: Im Laufe der Tagung ist der Begriff des „Wachsweichen" ab und zu verwandt worden. Erziehung ist eigentlich „wachsweich". Was nun am Ende dazu geführt hat, dass ein Mensch so oder so geworden ist, lässt sich nur schwer feststellen. Aber das „Prinzip Hoffnung", Kindern Gutes zu tun und mit ihnen gemeinsam auf den Weg zu gehen, sie zu Persönlichkeiten entwickeln zu lassen, ist eine Herausforderung und macht mir jeden Tag wieder Spaß.

Dr. Susanne Heynen: Außerdem gibt es da noch die Eltern. Der Partizipationsgedanke ist wunderbar und natürlich muss man die Kinder und Jugendlichen wahrnehmen, aber ebenso auch die Eltern. Unabhängig von der Verweildauer in der stationären Jugendhilfe kommen die Kinder von Eltern und gehen zu Eltern – mit unterschiedlichen Lebensbedingungen. Auch die Eltern brauchen einen Ort, an dem wahrgenommen wird, unter welchen schwierigen Lebensbedingungen sie zum Teil mit ihren Kindern leben. Sie müssen in die Entwicklung einbezogen werden, denn bei ihnen bleiben die Kinder letztendlich länger als im Heim.

Prof. Dr. Carola Kuhlmann, Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum: Es wurde gefragt, warum es so schwierig ist, das als notwendig Erkannte herzustellen. Ein Kind braucht zu einem gelingenden Aufwachsen ein vorbehaltloses Angenommensein. Das aber kann man nicht per Dienstanweisung verfügen und das ist sehr

schwer durch irgendwelche pädagogischen Maßnahmen zu ersetzen, zu konstruieren oder zu organisieren, wenn Kinder das von ihren Eltern nicht bekommen. Man kann das kaum durch Professionalität herstellen. Es gelingt, wenn zwei Menschen aufeinandertreffen, sich jemand von dem Schicksal berühren lässt und bindungsfähig ist und Begeisterung für Kinder hat, auch wenn sie schwierig sind. Das funktioniert über keine Dienstanweisung.

Dr. Hans-Ullrich Krause, Kinderhaus Berlin-Mark Brandenburg, Berlin: Natürlich kann man Kinder nicht direkt erziehen. Erzieher haben mitunter die Idee, sie könnten durch Reden erziehen, und sie reden und reden. Das bewirkt in der Regel überhaupt nichts. Aber man kann ein Klima bzw. eine Kultur der Beteiligung, der Kreativität und der Freundlichkeit schaffen. Hier können wir viel aus der Kita-Erziehung lernen. Man kann mit den Kindern eine positive, förderlich wirkende Umgebung schaffen. Man selbst ist Bestandteil dieser Umgebung.

Ich bin nicht ganz so pessimistisch, wie das im Moment in der Diskussion anklingt. Meiner Ansicht nach haben wir eine große Anzahl von Erzieherinnen und Erziehern, die ihren Beruf sehr gern ausüben und die hochbegeistert sind. Ich kann das sehr gut nachvollziehen. Es gibt wenige Berufe, die derartig viel Kreativität und positive Persönlichkeit erforderlich machen und ermöglichen. Diese Erzieherinnen und Erzieher tun unglaublich viel für die Kinder und gemeinsam mit ihnen. Wenn Erzieher ihr eigenes Leben fröhlich und hoffnungsfroh gestalten, werden sie auch auf die Kinder positiv wirken.

Das Bild vom Kind wird nur im Kind selbst erzeugt und dieses Bild entsteht durch das Spiel der Dinge im Sinne von Hoffnung, Wut, Verzweiflung, Fröhlichkeit, all den Dingen, die das Leben ausmachen. Je stärker man das bedenkt und darauf positiv stimulierend einwirkt, desto größer ist die Chance, dass ein Kind ein positives Bild von sich entwickeln kann.

Rosa Wagner-Kröger, VPK Niedersachsen, Hildesheim: Das Annehmen von Kindern ist eine professionelle Haltung, die man methodisch erlernen kann. Wenn ich Frau Kuhlmann folge, würde ich daraus schließen, dass wir auch mit Nichtfachkräften arbeiten könnten. Es würde genügen, eine gute Mutter zu sein. Heimerziehung muss an der Haltung arbeiten. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter brauchen in der Einrichtung eine Kultur und man muss die Wertschätzung dem Kind und den Eltern gegenüber professionalisieren. Das ist meiner Ansicht nach gut umzusetzen.

Ich halte es für wichtig, dass man Kinder in der Einrichtung wachsen lässt, dass man sie begleitet und das nicht – schon mit der Schere im Kopf – lediglich als eine Frage des Geldes betrachtet. Wenn ich das fachlich qualifiziert vertreten kann, habe ich die Zeit und kann mit den Kindern gut zusammenleben.

Rainer Kröger, Diakonieverbund Schweicheln, Hiddenhausen: Mir wird die Diskussion im Moment ein bisschen zu sozialromantisch. Ich möchte einmal kritisch hinterfragen, ob die Begrifflichkeit von „Zuhause“ und „Lohnender Lebensort“ der Realität noch entspricht oder ob das Heim nicht vielmehr ein ganz kleiner, hoffentlich wichtiger Lebensabschnitt ist. Ein Zuhause assoziiere ich mit Elternteilen, mit Menschen, die ein Leben lang in einer

Bindung mit dem Kind bleiben. Daher möchte ich den moralischen Druck herausnehmen, dass wir für einen ein- oder eineinhalbjährigen Aufenthalt in der stationären Erziehung ein Zuhause bilden, das lebensprägend ist, und zu den Kindern immer lieb und freundlich sein müssen. Da geht mir die Professionalität ein bisschen verloren. Wir haben einen Job, wir verfügen über reichlich Fachwissen und müssen über einen bestimmten Zeitraum mit Kindern und mit den Eltern zusammen bestimmte Dinge erledigen. Daher möchte ich Abstand nehmen von dem Bild des „Zuhause" und des „Lohnenden Lebensortes".

Dr. Klaus Esser: Das wirft die Frage auf, wie Mitarbeiter in den Einrichtungen sein müssen, damit sie diesen Spagat schaffen und den Anforderungen gerecht werden. Wenn wir die Begriffe „Zuhause", „Lohnender Lebensort" usw. verwenden, sprechen wir über Kinder, die lange in unseren Einrichtungen untergebracht sind. Für diese brauchen wir andere Konzepte als für die Kinder, die höchstens eineinhalb Jahre bei uns sind. Daher geht es um angemessene Differenzierungen.

Was ist denn tatsächlich „the state of the art" in der Heimerziehung und wie vermitteln wir das? Im Augenblick sehe ich einen tiefgreifenden Wandel in der Ausbildungslandschaft bei Erzieher/innen und Sozialpädagog/innen. Ich habe den Eindruck, dass Management und Organisation ein großes Gewicht bekommen und die eigentliche Pädagogik erst wieder neu in die Ausbildung und die Weiterbildung hineingebracht werden muss. Das, was wichtig war, dürfen Sie ruhig Sozialromantik nennen, muss aber meines Erachtens wieder verstärkt in der Ausbildung berücksichtigt werden: Haltungen, pädagogische Qualifikationen und das Verständnis für das Kind, für das man Verantwortung trägt, sowie auch die Einstellung, dass ich als Erziehender etwas vorgeben muss und nicht dem Kind „hinterherlaufe", was ich als Tendenz bei einigen jungen Erzieher/innen durchaus beobachte.

Darüber, wie Erzieher/innen richtig ausgebildet und während der Berufstätigkeit qualifiziert werden, haben wir meines Erachtens keinen Standard, kein „state of the art". Was in der Sozialpädagogik bekannt ist, ist noch lange nicht Alltag in den Einrichtungen und in der Jugendhilfe. Daher gibt es hier noch eine Menge zu tun. Wir haben beispielsweise eine Psychomotorik-Fortbildung für Erzieher durchgeführt. Nachdem wir eine Zeit lang in der Einrichtung viele Weiterbildungen zu Evaluation und Dokumentation hatten, entstand der Eindruck, es muss wieder mehr um Entwicklungsförderung gehen. Die Teilnehmer gaben die Rückmeldung, dass sie „wieder spielen dürfen" und machten damit deutlich, dass sie sich freuen, wieder näher am Kind zu arbeiten.

Dr. Susanne Heynen: Ich möchte mich für den vorhergehenden Beitrag bedanken, denn ich hatte auch den Eindruck, dass hier über eine andere Realität gesprochen wird. In meiner Wahrnehmung geht es in den Hilfeplänen um Hilfen, die beendet werden, um neu beginnende Hilfen und um eine Kontinuität in der Zusammenarbeit mit den Eltern und – je nach Alter – mit den Kindern und Jugendlichen, aber nicht um Hilfen, bei denen das Heim über 10 bis 15 Jahre der Ort des Aufwachsens ist. Daher ist der Blick auf die beteiligten Eltern sehr wichtig, denn das sind die kontinuierlichen Personen, mit all ihren Möglichkeiten und Grenzen. Auch sie brauchen Verständnis, das zu einer guten Elternarbeit gehört.

Steffen Schroedter: Es ist existenziell wichtig, dass die Eltern mitgenommen werden. Wir machen den Eltern in den Gesprächen klar, dass wir mit der Heimerziehung auch eine Dienstleistung anbieten und sie daher darauf Einfluss nehmen können, indem sie ihre Wünsche und auch Beschwerden gegenüber der Einrichtung und auch gegenüber dem Jugendamt äußern. Das ist gesetzlich geregelt, denn es handelt sich um eine Hilfe nach § 34 SGB VIII und nicht um eine Zwangsmaßnahme. Dasselbe sage ich auch den Kindern. Sie können und sollen sich ebenso beschweren, wenn etwas nicht in Ordnung ist.

In der Falleingangsphase verabreden wir mit den Eltern – deren Einverständnis vorausgesetzt – eine sozialpädagogische Familiendiagnostik. Dabei geht es nicht darum festzustellen, welche Defizite die Familie bzw. die Eltern haben. Es geht vielmehr darum, gemeinsam eine Frage zu finden und in der Zeit, in der das Kind im Heim untergebracht ist, gemeinsam zu versuchen, diese Frage zu beantworten. Wenn es um eine Folgehilfe oder um die Fortführung der Hilfe geht, überprüfen wir, ob uns die Beantwortung dieser Frage gelungen ist und ob das, was wir im Heim unternommen haben, der Familie geholfen hat. In der Regel fällt die Antwort positiv aus.

Prof. Dr. Christian Schrapper: Es ist schon bemerkenswert, dass die Forderung nach Bindung und die Idee des Heimes als Zuhause die Professionalität gefährden sollen und hier als Sozialromantik verstanden werden. Die Vorstellung, gegen die ich mich gewandt habe, ist die Idee der technischen Herstellbarkeit von Eigenverantwortlichkeit durch eine von uns Erwachsenen bei Kindern zu vollziehenden Entwicklung. Kinder werden nicht entwickelt – dabei bleibe ich und dagegen habe ich argumentiert, aber überhaupt nicht dagegen, dass Kinder und Jugendliche sehr viele Orientierungsangebote brauchen. Dies ist im Wesentlichen eine Aufgabe der Unterstützung von Selbstbildungsanstrengungen der Kinder. Es ist daneben auch die Aufgabe der Heimerziehung, alltagspraktische Kompetenzen zu trainieren und Kinder mit den Normalitätserwartungen in dieser Gesellschaft zu konfrontieren. Das will ich absolut nicht in Abrede stellen. Allerdings ist der Erfolg all dieser Bemühungen in hohem Maße weder vorhersehbar noch berechenbar und kaum kontrollierbar. Mit dieser Ungewissheit müssen wir umgehen und darin liegt unsere Professionalität.

Der Begriff vom Heim als „Zuhause" ist nicht (nur) so gemeint, dass ein Kind das Heim als exklusiven Lebensort für längere Zeit erlebt. Aber auch ein Kind, das sechs Wochen in einer Clearinggruppe verbringt, muss in dieser Gruppe ein Gefühl dafür entwickeln können, dass es hier ein Zuhause im Sinne einer Anbindung findet. Selbst in den Kinderstationen in den Krankenhäusern ist inzwischen die Einsicht angekommen, dass dieses Gefühl, sich wie zu Hause geborgen zu fühlen, ganz wesentlich ist, damit Kinder körperlich gesund werden können. Daher greift es meiner Ansicht nach zu kurz, wenn wir ein Gegenüber schaffen zwischen dem „heilen" Zuhause auf der einen Seite und der professionellen Erziehung im Heim als notwendigerweise heimatlos auf der anderen. So kann Heimerziehung für Kinder nicht erfolgreich und wirkungsvoll werden!

Manfred Jannicke, Nachbarschaft hilft Wohngemeinschaft e.V., Berlin: Um zu spüren, was wir davon halten sollen, wie es wäre, wenn wir auf das Konzept des „guten Ortes" verzichten wollten, müssen wir uns nur einmal - als wären wir Kinder – vorstellen, wir würden wiedergeboren, und zwar als Heimkind.

Dr. Carmen Thiele, PFAD Bundesverband, Berlin: Ich halte es für fragwürdig, eine befristete Erziehungshilfe und ein Zuhause gegenüber zu stellen. Auch ein kurzer Aufenthalt muss das Gefühl von Zuhause beinhalten, denn wenn das Kind nur die Tage zählt, die es noch im „Heim" bleiben muss, hat es den Kopf nicht mehr frei für die positiven Impulse, die ihm dort angeboten werden.

Thomas Burgey: Der Begriff der Erziehung schließt als Überbegriff das Training, die Nachahmung, das Lernen und die Begleitung der Entwicklung mit ein, ebenso die Schaffung eines Rahmens, in dem eine optimale Entwicklung stattfinden kann. Das alles verstehe ich unter Erziehung.

Die Realitäten sind sehr verschieden. Es gibt einerseits Einrichtungen, die Kurzzeit-Pädagogik betreiben müssen, andererseits Einrichtungen wie unsere, die für so etwas gar nicht angefragt werden. Wir haben oft gar nicht die Möglichkeit, mit den Eltern zu arbeiten, weil die Eltern für uns nicht greifbar sind. Bei unseren Kindern finden oft abrupte Beziehungsabbrüche statt, bei denen die Eltern nicht erreichbar sind. Das sind unsere Realitäten und unsere Bedingungen, daher müssen wir andere Konzepte und Bilder für diese Kinder entwickeln als für solche Kinder, die wissen, dass sie in einem Jahr wieder bei ihren Eltern sein werden.

Rainer Kröger: Das „Zuhause" löst natürlich bei jedem etwas Unterschiedliches aus, weil jeder ein anderes Zuhause hat und damit etwas anderes verbindet. Ich fand die Einschränkung von Herrn Schrapper ganz gut und bin im Wesentlichen Ihrer Meinung, wenn Sie auch das Zuhause in dem Sinne sehen, das man sich auch beispielsweise auf einer guten Krankenhausstation für einige Wochen zuhause fühlen kann und damit einen Ort hat, den ich nicht mit Menschen verbinde, die ich mit „Zuhause" assoziiere, nämlich mit den Eltern, sondern wo Menschen für einen da sind, die einen akzeptieren, die einen anhören und mitgestalten lassen. Ich habe nur Sorge, wenn wir zu häufig auch in der externen Diskussion die Begrifflichkeit von Zuhause benutzen, dass wir wieder in die alten Diskussionen verfallen, die da hießen „das schlechteste Zuhause ist besser als das beste Heim". Davor sollten wir uns gemeinsam schützen.

Zuzana Plaskova: Ich persönlich arbeite nicht mit dem Begriff „Zuhause", weil man das Heim nicht mit dem Zuhause vergleichen kann. Ich frage die Kinder nur, ob sie sich wohlfühlen, denn das ist für mich das Wichtigste.

Dr. Susanne Heynen: Der treffende Begriff ist meiner Meinung nach „der gute Ort". Mir sind auch noch einmal die unterschiedlichen Perspektiven deutlich geworden. Wer in einem Heim arbeitet, sieht das Kind und die Eltern aus einer anderen Perspektive als der Sozialarbeiter, der beim Sozialen Dienst in der Bezirkssozialarbeit über Jahre diese Familie begleitet hat und unterschiedliche Hilfeprozesse erlebt hat, oder als Vormund, der unter Umständen über 15 oder 18 Jahre mit dem Kind zu tun hat. Somit besitzt der Begriff „Zuhause" oder „guter Ort" für diese Kollegen eine andere Qualität als für die Erzieher in der stationären Jugendhilfeeinrichtung.

Bruno Pfeifle: Ich hätte noch viele Fragen zur Diagnostik oder auch zur Aufsicht, über die wir noch lange diskutieren könnten. Leider reicht die Zeit hier nicht aus. So kann ich zum Abschluss nur meiner Hoffnung Ausdruck verleihen, dass ein paar Impulse zu Ihnen herübergekommen sind und dass sowohl bei den öffentlichen als auch bei den freien Trägern Veränderungen angestoßen werden. Ich danke Ihnen ganz herzlich, dass Sie hier waren und zu einer angeregten Diskussion beigetragen haben. Vielen Dank und bis zum nächsten Mal bei einer der Fachtagungen der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe im Difu.

Literaturhinweise

Bauer, Petra ; Ahmed, Sarina ; Heyer, Brit
Was ist der Fall? Prozesse der Fallkonstitution in Jugendhilfeeinrichtungen.
In: Neue Praxis, Lahnstein: Verl. Neue Praxis; 40 (2010); Nr. 6; S. 566-580; Lit.;
ISSN 0342-9857

Baumann, Menno
Kinder, die Systeme sprengen. Wenn Jugendliche und Erziehungshilfe aneinander scheitern.
Hohengehren: Schneider (2010); IV, 220 S.; Lit.; ISBN 978-3-8340-0726-1

Berlin, Pauline
Eskalation von Konflikten zwischen Sozialpädagogen und Kindern in (teil-)stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe. Wie können Eskalationsprozesse zwischen Sozialpädagogen und Kindern verstanden werden, damit ein professioneller Umgang mit Gewaltsituationen möglich wird?
In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 16 (2010); Nr. 3; S. 180-184; Lit.;
ISSN 0947-8957

Beuter, Simone ; Fröhlich-Gildhoff, Klaus
Zwischen Toleranz und Grenzsetzung. Ergebnisse aus der wissenschaftlichen Begleitevaluation des Freiburger Jugendhilfeprojekts „BauStellen - Wohnen und Qualifizieren von sozial benachteiligten Menschen“.
In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 33 (2008); Nr. 2; S. 38-45; Lit.;
ISSN 0340-8469

Beuster, A. ; Gehring, F. ; Klingmann, M.
10 Jahre Therapeutisches Familienprojekt ALLESAMT.
In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 47 (2009); Nr. 1; S. 70-76; Tab.;
ISSN 0022-5940

Bielecke, Alexandra
Niemand ist eine Insel - Kollegiale Beratung in der Stationären Erziehung und Betreuung.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 62 (2010); Nr. 1; S. 23-31; Abb., Tab., Lit.;
ISSN 0342-5258

Bitzan, Maria ; Bolay, Eberhard ; Thiersch, Hans (Hrsg.)
Die Stimme der Adressaten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen mit der Jugendhilfe.
Weinheim: Juventa (2006); 292 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 3-7799-1222-8

Bohlken, Dennis ; Krüger, Eberhard
Systemisches Handeln in der stationären Jugendhilfe. Darstellung eines methodischen Leitfadens für die systemische Elternarbeit in der stationären Jugendhilfe.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 59 (2007); Nr. 11+12; S. 472-477; Lit.;
ISSN 0342-5258

Brandhorst, Katrin ; Kohr, Alexandra
Gute Elternarbeit aus professioneller Sicht.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 57 (2005); Nr. 1; S. 10-19; Lit.

Buchholz-Graf, Wolfgang ; Sgolik, Volker
... und nach dem Heimaufenthalt? Eine katamnestische Befragung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen.
In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 5 (2010); Nr. 1; S. 21-25; Tab., Lit.; ISSN 1861-6631

Bürger, Ulrich
Heimerziehung im Kontext sozialer Ungleichheit.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 56 (2004); Nr. 1; S. 22-31; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0342-5258

Bürger, Ulrich
Stationäre Erziehungshilfen – ein Auslaufmodell der modernisierten Kinder- und Jugendhilfe?
In: Sozialpädagogisches Institut im SOS Kinderdorf e.V. (Hrsg.), Wohin steuert die stationäre Erziehungshilfe? Dokumentation zur Fachtagung „Zwischen Fürsorge und Eigenverantwortung - wohin steuert die stationäre Erziehungshilfe?“, 26. bis 27. Oktober 2006 in Berlin, München (2007), S. 40-59.

Bürger, Ulrich
Stellenwert ambulanter Erziehungshilfen im Vorfeld von Heimerziehung. Empirische Befunde und Bewertungen aus der Sicht von Leistungsadressaten
In: Neue Praxis, Neuwied: Luchterhand; 28 (1998); Nr. 3; S. 274-292; Tab.; ISSN 0342-9857

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bonn (Hrsg.)
Baur, Dieter ; Thiersch, Hans ; Finkel, Margarete
Leistungen und Grenzen von Heimerziehung. Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen.
Stuttgart: Kohlhammer (1998).
(BMFSFJ Schriftenreihe; 170)

Cremer, Rebecca ; Nechwatal, Gerhard
Die Bedeutung der Resilienzforschung für die stationäre Kinder- und Jugendhilfe.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 62 (2010); Nr. 4; S. 160-169; Abb., Lit.; ISSN 0342-5258

Deutsches Institut für Urbanistik -Difu-, Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe -AGFJ-, Berlin (Hrsg.)
Wenn Frühe Hilfen nicht greifen. Unterbringung von Klein(st)kindern. Dokumentation der Fachtagung am 12. und 13. November 2009 in Berlin.
Berlin (2010); 174 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-931418-82-3
(Aktuelle Beiträge zur Kinder- und Jugendhilfe; 75)

Deutsches Jugendinstitut - DJI-, München (Hrsg.)
Thema 2009/10: Hilflos und überfordert? Wenn Erziehung scheitert und Kinder ins Heim kommen.
München (2009); 18 S.; Abb., Lit.

Dümmler, Achim
Der Familien-Körper – eine diagnostische und handlungsleitende Beratungsmethode für die Begleitung pädagogischer Familienarbeit in der stationären Jugendhilfe.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 58 (2006); Nr. 11+12; S. 459-467; Abb.; ISSN 0342-5258

Eingeschränkte Erziehungskompetenz häufigster Grund für Heimerziehung. Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes im Juni 2009.
In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 4 (2009); Nr. 10; S. 387; ISSN 1861-6631

Erz, Michael
Warum wir uns über Beschwerden freuen?! Beteiligungsinstrumente in der Praxis.
In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 14 (2008); Nr. 4; S. 209-213; ISSN 0947-8957

Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-, Hannover (Hrsg.)
Erziehungsstellen. Grundlagen - Evaluation - Fortbildung.
Hannover (2006); Nr. 2; 116 S.; Abb., Tab., Lit.
(EREV-Schriftenreihe; 2006/2)

Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-, Hannover (Hrsg.)
Heimerziehung in den 50er und 60er-Jahren.
Hannover; 51 (2010); Nr. 1; 124 S.; Abb., Tab., Lit.
(EREV-Schriftenreihe; 2010/1)

Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-, Hannover (Hrsg.)
Leistungen und Grenzen von Heimerziehung. Forschungsergebnisse im Spiegel der Praxis. Dokumentation zu Fachgesprächen.
Hannover (2000); 216 S.; Lit.
(EREV Schriftenreihe; 2000/2)

Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-, Hannover (Hrsg.)
Leistung und Qualität von stationären und teilstationären Hilfen zur Erziehung im Spiegel einer wissenschaftlichen Untersuchung.
Hannover (1998); 112 S.
(EREV-Schriftenreihe; 1998/2)

Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-, Hannover (Hrsg.)
Neulinger, Klaus E.
Kinder im Abseits. „Wo kindliche Tragödien in Schullaufbahnen münden, werden kindliche Schullaufbahnen häufig zu Tragödien". Ein Bericht aus der Praxis.
Hannover; 50 (2009); 95 S.; Tab.
(EREV-Schriftenreihe; 2009/3)

Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-, Hannover (Hrsg.)
Salge, Anke
Die pädagogische Arbeit in Fünf-Tage-Gruppen unter besonderer Berücksichtigung der Eltern- und Familienarbeit.
Hannover; 52 (2011); 118 S.; Abb., Lit.
(EREV-Schriftenreihe; 2011/1)

Fegert, Jörg M. ; Besier, Tanja ; Goldbeck, Lutz
Positionspapier: Kinder und Jugendliche mit psychischen Störungen in der stationären Jugendhilfe und Reisensburger interdisziplinärer Appell der Fachkräfte.
In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 81 (2008); Nr. 4; S. 187-192; Lit.; ISSN 0003-2336

Fegert, Jörg M. ; Ziegenhain, Ute ; Goldbeck, Lutz (Hrsg.)
Traumatisierte Kinder und Jugendliche in Deutschland. Analysen und Empfehlungen zu Versorgung und Betreuung.
Weinheim: Juventa (2010); 352 S.; Abb., Lit.; ISBN 978-3-7799-2262-9

Felsenthal, Alexander
Zu Hause im Heim. Anmerkungen zum öffentlichen Umgang mit einem persönlichen Thema.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 63 (2011); Nr. 5; S.217-224; Lit.; ISSN 0342-5258

Fendrich, Sandra ; Pothmann, Jens
Profilwandel der Hilfen zur Erziehung setzt sich weiter fort. Quantitative Vermessungen zu familienunterstützenden, - ergänzenden und – ersetzenden Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe.
In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 45 (2007); Nr. 3; S. 132-138; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0022-5940

Fendrich, Sandra ; Pothmann, Jens
Umsteuerung bei den Hilfen zur Erziehung setzt sich weiter fort. Zahl der familienersetzenden Hilfen rückläufig.
In: KomDat-Jugendhilfe, Dortmund: Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik; 9 (2006); Nr. 3; S. 2-3; Abb., Lit.; ISSN 1436-1450

Finkel, Margarete
Auf der Suche nach Selbständigkeit. Erinnerung und Verarbeitung von Heimerziehungserfahrungen als Bildungsprozess.
In: Neue Praxis, Neuwied: Luchterhand; 34 (2004); Nr. 2; S. 203-213; Lit.; ISSN 0342-9857

Finkel, Margarete
Für wen ist was Erfolg? Ergebnisse der JULE-Studie über die Situation von Mädchen in erzieherischen Hilfen.
In: Forum Erziehungshilfen, Münster: Votum; 6 (2000); Nr. 4; S. 242-246;Lit.; ISSN 0947-8957

Fuchs-Rechlin, Kirsten
Vollzeitpflege. Ein empirischer Blick auf die Gewährungspraxis.
In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 45 (2007); Nr. 1; S. 5-10; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0022-5940

Fuchs-Rechlin, Kirsten ; Pothmann, Jens
Wann erreichen familienersetzende Hilfen ihre Ziele? Hinweise zu Erfolgsfaktoren für gelingendes Aufwachsen in Pflegefamilien und Heimen.
In: KomDat-Jugendhilfe, Dortmund: Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik; 12 (2009); Nr. 2 (Sept.); S. 3-4; Abb., Tab.; ISSN 1436-1450

Gerull, Peter
Zu Risiken und Nebenwirkungen wirkungsorientierter Steuerung der Jugendhilfe – eine qualitätsorientierte Polemik.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-; 85 (2008); Nr. 1; S. 26-35; Lit.; ISSN 0943-4992

Götz, Dietmar
Systemisch-lösungsorientierte Diagnostik in der stationären Jugendhilfe.
In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 41 (2003); Nr. 5; S. 245-251; Lit.; ISSN 0022-5940

Gragert, Nicola ; Santen, Eric van ; Seckinger, Mike
Eltern - die vergessenen Kooperationspartner der stationären Hilfen?
In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, Frankfurt/Main: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge; 36 (2005); Nr. 2; S. 74-86; Tab., Lit.; ISSN 0340-3564

Grumbach, Detlef
Das Unrechtsystem der Heimerziehung - Fürsorgeerziehung in der alten Bundesrepublik.
In: Neue Praxis, Lahnstein: Verl. Neue Praxis; 40 (2010); Nr. 6; S. 558-566; Lit.; ISSN 0342-9857

Grummt, René ; Schruth, Peter ; Simon, Titus
Neue Fesseln der Jugendhilfe: Repressive Pädagogik. Historische Bezüge, rechtliche Grenzen und aktuelle Diskurse.
Hohengehren: Schneider (2010); 204 S.; Lit.; ISBN 978-3-8340-0677-6

Günder, Richard
Praxis und Methoden der Heimerziehung. Entwicklungen, Veränderungen und Perspektiven der stationären Erziehungshilfe. 3., völlig neu überarb. Aufl.
Freiburg/Breisgau: Lambertus (2007); 400 S.; Lit.; ISBN 978-3-7841-1687-7

Günder, Richard ; Müller-Schlotmann, Richard M.L. ; Reidegeld, Eckart
Reaktionen auf unerwünschtes Verhalten in der Stationären Erziehungshilfe.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 61 (2009); Nr. 1; S. 14-25; Tab., Lit.; ISSN 0342-5258

Günder, Richard ; Reidegeld, Eckhart
Aggressionen von Kindern und Jugendlichen in der Stationären Erziehungshilfe.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 59 (2007); Nr. 1; S. 10-17; Abb., Lit.; ISSN 0342-5258

Günder, Richard ; Reidegeld, Eckart
Professionelles Handeln in der Stationären Erziehungshilfe.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 62 (2010); Nr. 1; S. 12-22; Lit.; ISSN 0342-5258

Günder, Richard ; Reidegeld, Eckart
Was bewirkt Heimerziehung? Die Sichtweise der Fachkräfte.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 63 (2011); Nr. 1; S. 36-44; ISSN 0342-5258

Hagen, Björn
Was tun mit den „Schwierigsten“? Diskussionsforum der Fachverbände für Erziehungshilfen am 23. März 2010 in Berlin.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-; 87 (2010); Nr. 3; S. 181-183; Abb.; ISSN 0943-4992

Hansbauer, Peter ; Tünte, Anja
Langzeituntersuchungen von Jugendlichen in der Kinder- und Jugendhilfe – Folge und subjektive Relevanz stationärer Heimunterbringung (Forschungsnotizen).
In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 15 (2009); Nr. 5; S. 294-295; ISSN 0947-8957

Hartwig, Luise ; Kugler, Christine
Zur Zukunft der Gruppenpädagogik in der Heimerziehung – Aspekte in den Regelgruppen der Heimerziehung.
In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e.V. (2009); Nr. 3-4; S. 68-74; Abb., Lit.; ISSN 0934-8417

Heck, Michael
Evaluation erzieherischer Hilfen. Bericht zur Tübinger Studie über Leistungen und Grenzen der Heimerziehung.
In: AFET Mitglieder-Rundbrief, Hannover: Arbeitsgemeinschaft für Erziehungshilfe e.V. -AFET- (2000); Nr. 4; S. 24-33; ISSN: 0934-8417

Heekerens, Hans-Peter
Das Elend der Heimkinder.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 61 (2009); Nr. 11+12; S. 477-489; Lit.; ISSN 0342-5258

Heimerziehung heute. Schwerpunktthema.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 59 (2007); Nr. 1; S. 1-32; Abb., Lit.; ISSN 0342-5258

Hiller, Petra
Kinder in den stationären Hilfen zur Erziehung.
In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 16 (2010); Nr. 2; S. 81-85; ISSN 0947-8957

Hillmeier, Hans
Zusammenarbeit mit der Familie in der Heimerziehung.
In: Mitteilungsblatt, München: Zentrum Bayern Familie und Soziales, Bayerisches Landesjugendamt (2008); Nr. 6; S. 6-15; Lit.

Hilweg, Werner ; Posch, Christian (Hrsg.)
Fremd und doch zu hause. Qualitätsentwicklung in der Fremdunterbringung.
Hohengehren: Schneider (2008); 234 S.; Lit.; ISBN 978-3-8340-0368-3

Hofer, Bärbel
Qualifizierungsangebote für MitarbeiterInnen zur Elternarbeit.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 57 (2005); Nr. 1; S. 2-9; Tab., Lit.; ISSN 0342-5258

Homfeldt, Hans Günther ; Schulze-Krüdener, Jörgen
Elternarbeit in der Heimerziehung.
München: Ernst Reinhardt (2007); 240 S.; Lit.; ISBN 3-497-01890

Homfeldt, Hans Günter ; Britz, Sandra
Jugendhilfe versus Jugendschutz? Ein grenzüberschreitender Vergleich von Konzeptionen zur Eltern- bzw. Familienarbeit in Heimen aus dem Saarland und Luxemburg.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 57 (2005); Nr. 1; S. 30-42; Lit.

Honold, Christian
Qualitätsentwicklung in der Fremdunterbringung. Aspekte des aktuellen Diskurses und mögliche Entwicklungen in der Zukunft.
In: Blätter der Wohlfahrtspflege, Baden-Baden: Nomos; 157 (2010); Nr. 2; S. 74-75; Lit.; ISSN 0340-8574

Hoops, Sabrina ; Permien, Hanna
„Wir werden dir schon helfen!". Zwangskontexte im Rahmen von Kinder- und Jugendhilfe.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 60 (2008); Nr. 3; S. 98-112; Tab., Lit.; ISSN 0342-5258

Horst, Klaus ter
Entwicklung der internen Fachdienste in der Jugendhilfe und deren Perspektive.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-; 82 (2005); Nr. 1; S. 28-41; Lit.; ISSN 0943-4992

Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen -IGfH-, Frankfurt/Main (Hrsg.)
Hartwig, Luise ; Kugler, Christine ; Schone, Reinhold (Hrsg.)
Gruppenpädagogik in der Heimerziehung.
Frankfurt/Main: Selbstverlag (2010); 200 S.; Abb.; ISBN 978-3-925146-74-9

Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen -IGfH-, Frankfurt/Main (Hrsg.)
Hast, Jürgen ; Nüsken, Dirk ; Rieken, Gerald u.a. (Hrsg.)
Heimerziehung und Bildung. Gegenwart gestalten - auf Ungewissheit vorbereiten.
Frankfurt/Main: Selbstverlag (2009); 192 S.; ISBN 978-3-925146-71-8

Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen -IGfH-, Frankfurt/Main (Hrsg.)
Winkler, Michael
Heimerziehung. Geschichte und Spannungsfelder einer schwierigen Praxis.
(Erscheint im 3. Quartal 2011)
Weinheim: Juventa (2011); ca. 220 S.; Lit.; ISBN 978-3-7799-1780-9

ISA Planung und Entwicklung GmbH, Münster (Hrsg.)
Wolf, Klaus
Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich von Wirkungen und „wirkmächtigen" Faktoren aus Nutzersicht.
Münster (2007); 40 S.; Tab., Lit.
(Wirkungsorientierte Jugendhilfe; 4)

Kappeler, Manfred
Unrecht und Leid - Rehabilitation und Entschädigung? Der Abschlussbericht des Runden Tisches Heimerziehung.
In: Neue Praxis, Lahnstein: Verl. Neue Praxis; 41 (2011); Nr. 1; S. 3-18;
ISSN 0342-9857

Klöber, Gabriele ; Pompe, Tanja ; Tönnies, Sven
Zur psychischen Befindlichkeit von Jungen und Mädchen - Diagnostik mit der Symptomcheckliste SCL-90-R.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-; 85 (2008); Nr. 1; S. 16-25; Tab., Lit.; ISSN 0943-4992

Knorr, Wilfried
Kinder erreichen! - Eine Auseinandersetzung mit der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen in Erziehungshilfeeinrichtungen.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-; 84 (2007); Nr. 3; S. 172-182; Abb.; ISSN 0943-4992

Knuth, Nicole
Fremdplatzierungspolitiken. Das System der stationären Jugendhilfe im deutsch-englischen Vergleich.
Weinheim: Juventa (2008); 260 S.; Lit.; ISBN 978-3-7799-1790-8

Knuth, Nicole
Zwischen Fachlichkeit und Kostenersparnis: Fremdplatzierungspolitiken in Deutschland und England.
In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 48 (2010); Nr. 6; S. 315-328; Tab., Lit.;
ISSN 0022-5940

Koch, Günther ; Lambach, Rolf
Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem in SOS-Kinderdorffamilien. Ergebnisse einer Forschungsstudie.
In: Forum Erziehungshilfen, Frankfurt/Main: Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen - IGfH-; 14 (2008); Nr. 1; S. 15-19; Lit.; ISSN 0947-8957

Köngeter, Stefan
Relationale Professionalität. Eine empirische Studie zu Arbeitsbeziehungen mit Eltern in den Erziehungshilfen.
Hohengehren: Schneider (2010); VIII, 322 S.; Lit.; ISBN 978-3-8340-0640-0

Köngeter, Stefan
„Wer Teil der Lösung sein will, muss zugeben, dass er Teil des Problems ist" – eine neue Perspektive auf das professionelle Handeln in den Erziehungshilfen.
In: Forum Jugendhilfe, Berlin: Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe (2010); Nr. 4;
S. 55-60; Lit.; ISSN 0171-7669

Köster-Goorkotte, Irmgard ; Kohlmann, Norbert
„Eltern sein ein Leben lang" - Mütter und Väter melden sich zu Wort.
In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 15 (2009); Nr. 4; S. 233-236; Lit.;
ISSN 0947-8957

Kotthaus, Jochem
Kindeswohl und Kindeswille in der Jugendhilfe. Zur Beteiligung von Kindern an Entscheidungen in den erzieherischen Hilfen am Beispiel von Fremdunterbringung entsprechend § 33 SGB VIII.
Münster: Monsenstein u. Vannerdat (2010); 223 S.; Tab., Lit.;
ISBN 978-3-86991-028-4

Krause, Hans-Ullrich
Kritik und Beteiligung: Horizonte stationärer erzieherischer Hilfen.
In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Beltz; 9 (2003); Nr. 4; S. 207-211;
ISSN 0947-8957

Krause, Hans-Ullrich
Warum Beteiligung?
In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 14 (2008); Nr. 4; S. 201-205; Lit.;
ISSN 0947-8957

Kröger, Rainer
Umgang mit grenzüberschreitendem Verhalten in der Kinder- und Jugendhilfe. Interview mit Rainer Kröger.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 62 (2010); Nr. 11+12; S. 472-478;
ISSN 0342-5258

Kühl, Wolfgang
Systemische Teamsupervision in der Heimerziehung.
In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 44 (2006); Nr. 5; S. 235-241; Lit.;
ISSN 0022-5940

Kuhlmann, Carola
Lebens- und Berufserinnerungen aus der Heimerziehung der 50er und 60er-Jahre.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-; 85 (2008); Nr. 3; S. 139-148

Kuhlmann, Carola ; Fricke-Hein, Hans-Wilhelm
Heimerziehung heute.
In: Kuhn, Thomas ; Schäfer, Gerhard: Zwischen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Diakonie vor den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts.
Bochum (2010), S. 113-137

Kurz-Adam, Maria ; Frick, Ulrich ; Köhler, Michael
Der Hilfeerfolg in den stationären Hilfen – Ergebnisse der Studie „Umbau statt Ausbau". Zur Evaluation stationärer Erziehungshilfen in der Landeshauptstadt München.
In: Pädagogischer Rundbrief, München: Landesverband katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfen in Bayern e.V.; 51 (2001); Nr. 1; S. 2-12; Tab., Lit.

Macsenaere, Michael
(Wirkungs)Forschung in der Heimerziehung.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 61 (2009); Nr. 1; S. 2-13; Abb., Lit.;
ISSN 0342-5258

Macsenaere, Michael ; Schemenau, Gerhard
Erfolg und Misserfolg in der Heimerziehung. Ergebnisse und Erfahrungen aus der Evaluation Erzieherischer Hilfen (EVAS).
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 60 (2008); Nr. 1; S. 26-33; Abb., Lit.; ISSN 0342-5258

Macsenaere, Michael ; Schittler, Otto
Geschlossene Unterbringung: Risiko oder Chance?
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 63 (2011); Nr. 1; S. 26-35; Abb., Lit.; ISSN 0342-5258

Mannschatz, Eberhard
Heimerziehung. Zum Problemhintergrund einer umstrittenen Betreuungsform.
Berlin: Nora (2007); 192 S.; Lit.; ISBN 978-3-86557-126-7

Meiske, Katharina
Bindung und Fremdunterbringung. Bedeutung, Diskurs und Ausblick.
Saarbrücken: VDM (2008); 112 S.; Lit.; ISBN: 978-3-836-452421

Moch, Matthias
Lebensverläufe junger Menschen in Erziehungsstellen.
In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 2 (2007); Nr. 2; S. 49-55; Abb., Lit.; ISSN 1861-6631

Moos, Marion ; Schmutz, Elisabeth
Heimerziehung als familienunterstützende Hilfe. Veränderungsorientierte Zusammenarbeit mit Eltern systematisch in den Regelstrukturen stationärer Hilfen verankern.
In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 16 (2010); Nr. 5; S. 305-310; Lit.; ISSN 0947-8957

Müller, Karl
Wenn Heimerziehung scheitert oder schwierige Jugendliche nicht mehr können.
Herbolzheim: Centaurus (2010); 438 S.; Lit.; ISBN 9783862260034

Mund, Petra
Ombudschaft in der Kinder-und Jugendhilfe. Entwicklungen und Herausforderungen beim Aufbau von einrichtungsexternen und -internen Ombudsstellen.
In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 91 (2011); Nr. 4; S. 161-168; Lit.; ISSN 0012-1185

Nowacki, Katja
Aufwachsen in Pflegefamilie oder Heim. Bindungsrepräsentation, psychische Belastung und Persönlichkeit bei jungen Erwachsenen.
Hamburg: Kovac (2007); 313 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-8300-2971-7
(Studien zur Kindheits- und Jugendforschung; 48)

Nüsken, Dirk
„Alles, was du machst, könnte auch extrem falsch sein." Hilfen für junge Volljährige aus Sicht von ehemaligen Nutzerinnen und Nutzern.
In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 1 (2006); Nr. 12; S. 546-550; Lit.; ISSN 1861-6631

Nüsken, Dirk
Regionale Disparitäten in der Kinder- und Jugendhilfe. Eine empirische Untersuchung zu den Hilfen für junge Volljährige.
Münster: Waxmann (2008); 330 S.; Abb., Tab.; ISBN 978-3-8309-2007-6

Nüsken, Dirk
Wirkungen erzieherischer Hilfen im Blick. Zwischenstand des Bundesmodellprogramms Wirkungsorientierte Jugendhilfe
In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 81 (2008); Nr. 7/8; S. 354-356; Lit.; ISSN 0003-2336

Nützel, Jakob ; Schmid, Marc ; Goldbeck, Lutz ; Fegert, Jörg M.
Kinder- und jugendpsychiatrische Versorgung von psychisch belasteten Heimkindern.
In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, Göttingen: Vandenhoeck Ruprecht; 54 (2005); Nr. 8; S. 627-644; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0032-7034

Ochs, Matthias
Kooperation und Partizipation als Kernprozesse in der Jugendhilfe – systemische Folgerungen aus JULE, JES, EVAS und Co.
In: Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung -ZSTB-, Dortmund: Verlag modernes Lernen; 26 (2008); Nr. 3; S. 175-186; Lit.; ISSN 0723-9505

Osterndorff, Guido
Selbstwirksamkeit erleben durch Selbstwirksamkeit messen.
In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e.V. (2009); Nr. 3-4; S. 55-62; Abb., Lit.; ISSN 0934-8417

Pankofer, Sabine
Beziehung durch oder trotz Zwang? Ambivalente Erfahrungen aus dem pädagogischen Alltag geschlossener Unterbringung von Mädchen.
In: Widersprüche, Bielefeld: Kleine; 28 (2008); Nr. 106; S. 49-58; Lit.; ISBN 978-3-89370-438-5

Permien, Hanna
Freiheitsentzug in der Jugendhilfe - Chance oder (erneutes) Scheitern?
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 63 (2011); Nr. 1; S. 17-25; Lit.; ISSN 0342-5258

Pluto, Liane
Partizipation in den Hilfen zur Erziehung. Eine empirische Studie.
München: DJI Verlag (2007); 304 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-87966-417-7

Pothmann, Jens
„Bildungsverlierer" - eine Herausforderung für die Heimerziehung. Schulbesuch von 12- bis 17-Jährigen in Heimen und betreuten Wohnformen.
In: Forum Erziehungshilfen, Frankfurt/Main: Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen - IGfH-; 13 (2007); Nr. 3; S. 179-188; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0947-8957

Pothmann, Jens
Fallzahlen sind nicht gleich Platzzahlen.
In: KomDat-Jugendhilfe, Dortmund: Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik; 12 (2009); Nr. 1 (März); S. 4; Tab.; ISSN 1436-1450

Pothmann, Jens
Zusammenhang von Armutslagen und der Inanspruchnahme von Maßnahmen der Vollzeitpflege und Heimerziehung. Analyse regionaler Disparitäten im Horizont von ALG II-EmpfängerInnen und der Anzahl von Fremdunterbringungen am Beispiel Nordrhein-Westfalen.
In: Forum Jugendhilfe, Berlin: Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe (2007); Nr. 3; S. 32-36; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0171-7669

Preuss, Ulrich ; Freisberg, Regina ; Marx, Hans ; Bach, Nicole
Ein Heim für „wilde" Kinder. Eine pädagogische Gruppe für Kinder und Jugendliche mit einer Aufmerksamkeits- und/oder hyperkinetischen Störung.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 59 (2007); Nr. 1; S. 23-32; Abb., Lit.; ISSN 0342-5258

Quality4Children (Hrsg.)
Hilweg, Werner ; Posch, Christian
Standards für die Betreuung von fremd untergebrachten Kindern und jungen Erwachsenen in Europa.
Innsbruck (2007); 87 S.

Rauschenbach, Thomas
Fremdunterbringung und gesellschaftlicher Wandel.
In: Sozialpädagogisches Institut im SOS Kinderdorf e.V. (Hrsg.), Wohin steuert die stationäre Erziehungshilfe?, München (2007), S. 8-39

Rumpf, Joachim
Über die sinkende Verweildauer von Kindern in einem Heim - Ursachen, Wirkungen, Konsequenzen.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 61 (2009); Nr. 1; S. 26-33; Tab., Lit.; ISSN 0342-5258

Runder Tisch Heimerziehung -RTH-, Berlin (Hrsg.)
Heimerziehung der 1950er und 1960er-Jahre. Abschlussbericht.
Berlin: Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe Selbstverl. (2010); 67 S.; Lit.; ISBN 978-3-922975-92-2

Runder Tisch Heimerziehung -RTH-, Berlin (Hrsg.)
Kuhlmann, Carola
Erziehungsvorstellungen in der Heimerziehung der 50er und 60er-Jahre. Maßstäbe für angemessenes Erziehungsverhalten und für Grenzen ausgeübter Erziehungs- und Anstaltsgewalt. Expertise für den Runden Tisch „Heimerziehung in den 50er und 60er-Jahren".
Bochum (2010); 67 S.; Lit.

Sachverständigenkommission des 13. Kinder- und Jugendberichts (Hrsg.)
Dörr, Margret
Gesundheitsförderung in stationären Angeboten der Kinder- und Jugendhilfe: Heime als Orte für Salutogenese. Expertise zum 13. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung.
München: DJI (2009); 67 S.; Lit.

Sachverständigenkommission des 13. Kinder- und Jugendberichts (Hrsg.)
Fegert, Jörg M. ; Besier, Tanja
Psychisch belastete Kinder und Jugendliche an der Schnittstelle zwischen Kinder- und Jugendhilfe und Gesundheitssystem. Zusammenarbeit der Systeme nach der KICK-Reform. Expertise zum 13. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung.
München: DJI (2009); 133 S.; Lit.

Salge, Anke
Die Fünf-Tage-Gruppen-Betreuung: eine eigenständige Jugendhilfemaßnahme!?
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. - EREV -; 87 (2010); Nr. 5; S. 314-319; Tab., Lit.; ISSN: 0943-4992

Santen, Eric van
Prädikatoren für Verweildauer und Übergangsraten in Fremdunterbringung.
In: Neue Praxis, Lahnstein: Verl. Neue Praxis; 40 (2010); Nr. 6; S. 608-626; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0342-9857

Saumweber, Kristina
Tiergestützte Pädagogik in der stationären Jugendhilfe. Die Wirkung tiergestützter Interventionen bei verhaltensgestörten Jugendlichen in stationären Jugendhilfemaßnahmen.
Norderstedt: Books on Demand (2010); 296 S.; Abb., Lit.; ISBN 978-3-8370-9309-4 (phil. Diss.; Köln 2009)

Schäfer, Georg ; Stanulla, Ina
Aus der Heimerziehung zurück in den Sozialraum? Oder: Die Spitze des Eisbergs?
In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e.V. (2008); Nr. 2/3; S. 18-21; Lit.; ISSN 0934-8417

Schauder, Thomas
Heimkinderschicksale. Falldarstellungen und Anregungen für Eltern und Erzieher problematischer Kinder.
Weinheim: Juventa (2006); 194 S.; ISBN 3-7799-2065-4

Schittler, Otto
Heimerziehung heute - eine kritische Bestandsaufnahme.
In: Thema 2009/10: Hilflos und überfordert? Wenn Erziehung scheitert und Kinder ins Heim kommen. Deutsches Jugendinstitut -DJI-, München (2009); Nr.10; S. 2-5

Schleiffer, Roland
Bindungsbedürfnisse von Kindern und Jugendlichen und wirksame Erziehungsgestaltung in der stationären Jugendhilfe.
In: Blickpunkt Jugendhilfe, Berlin: VPK - Bundesverband privater Träger der freien Kinder-, Jugend- und Sozialhilfe e.V.; 13 (2008); Nr. 4; S. 3-11; Lit.; ISSN 1613-4230

Schleiffer, Roland
Zum Nutzen der Bindungsforschung für die Praxis stationärer Erziehungshilfe.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-; 86 (2009); Nr. 4; S. 217-223; Lit.; ISSN 0943-4992

Schmid, Marc
Psychische Gesundheit von Heimkindern. Eine Studie zur Prävalenz psychischer Störungen in der stationären Jugendhilfe.
Weinheim: Juventa (2007); 224 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-7799-1694-9

Schmid, Marc
Was braucht's? Welche Voraussetzung sollten Angebote der (teil-)stationären Jugendhilfe idealerweise erfüllen, um psychisch belasteten Kindern und Jugendlichen gerecht zu werden.
In: Tüllinger Blätter, Lörrach: Tüllinger Höhe, Fachdienst für Kind und Familie e.V.; (2009); Nr. 10

Schrapper, Christian
Misshandlung und Ausbeutung von Heimkindern in den 1950er- bis 1970er-Jahren – ein Thema für den Kinderschutz heute?
In: Kindesmisshandlung und -vernachlässigung, Interdisziplinäre Fachzeitschrift der DGgKV, Lengerich: Pabst; 13 (2010); Nr. 2; S. 62-71; Lit.; ISSN 1436-9850

Schrapper, Christian
Zur aktuellen Debatte um „ehemalige Heimkinder" und die Zustände in westdeutschen Fürsorgeerziehungsanstalten in den 1950er und 1960er-Jahren.
In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e.V. (2007); Nr. 2; S. 56-59; Lit.; ISSN 0934-8417

Schroll-Decker, Irmgard ; Müller, Thomas ; Wesemann, Anna
Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen im Heim.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 61 (2009); Nr. 11+12; S. 490-504; Tab., Lit.; ISSN 0342-5258

Schüler-Brandenburger, Rolf ; Vierling, Matthias
Stationäre Einrichtungen aus Sicht der Kinder und Jugendlichen.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 58 (2006); Nr. 7/8; S. 333-340; Tab., Lit.; ISSN 0342-5258

Schulze-Krüdener, Jörgen
„Elternarbeit ist kein Luxus, sondern sollte integraler Bestandteil sein." Zur Zusammenarbeit von Familie, Jugendamt und Heim zwischen Recht und Realität.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 57 (2005); Nr. 1; S. 20-29; Lit.; ISSN 0342-5258

Schwabe, Mathias
Zwang in der Erziehung und in den Hilfen zur Erziehung.
In: Widersprüche, Bielefeld: Kleine; 28 (2008); Nr. 106; S. 19-40; ISBN 978-3-89370-438-5

Schwabe, Mathias
Zwang in der Heimerziehung? Chancen und Risiken.
München: Reinhardt (2008); 208 S.; ISBN 978-3-497-01936-6

Schwabe, Mathias ; Vust, David
Heimerziehung in Intensivgruppen mit Zwangselementen - ein Trend, den es aufmerksam zu beobachten und kritisch zu begleiten gilt.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 60 (2008); Nr. 1; S. 5-25; Tab., Lit.; ISSN 0342-5258

Schwabe, Mathias ; Vust, David
Zwangselemente in Intensivgruppen der Erziehungshilfe - Ergebnisse der Nachbefragung im „Systemsprenger-Projekt" des Eckart-Fachverbandes.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. -EREV-; 86 (2009); Nr. 2; S. 72-87; Lit.; ISSN 0943-4992

Senckel, Barbara
Das sicher gebundene Kind - ein Ziel für die stationäre Heimerziehung?
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 59 (2007); Nr. 2; S. 61-69; Lit.; ISSN 0342-5258

Sgolik, Volker ; Buchholz-Graf, Wolfgang
Das Leben ehemaliger Heimkinder: Eine katamnestische Befragung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Raum Regensburg.
In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 83 (2010); Nr. 3; S. 106-111; Tab., Lit.; ISSN 0003-2336

Sierwald, Wolfgang
„Gelingende Beteiligung im Heimalltag". Eine repräsentative Erhebung bei Heimjugendlichen.
In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e.V. (2008); Nr. 2/3; S. 35-38; Lit.; ISSN 0934-8417

Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V., München; FH Landshut (Hrsg.)
Wolff, Mechthild ; Hartig, Sabine
Beteiligung von Kindern und Jugendlichen in der Heimerziehung. Empfehlungen des Projektes „Beteiligung - Qualitätsstandard für Kinder und Jugendliche in der Heimerziehung".
München (2007); 40 S.; Lit.

Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V., München (Hrsg.)
Glücklich an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion.
Weinheim: Beltz (2002); 392 S.; ISBN 3-407-55901-1

Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V., München (Hrsg.)
Heimerziehung aus Kindersicht.
München (2000); 84 S.; Lit.; ISSN 1435-3016

Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V., München (Hrsg.)
Herkunftsfamilien in der Kinder- und Jugendhilfe. Dokumentation der Fachtagung „Herkunftsfamilien in der Kinder- und Jugendhilfe - Perspektiven für eine partnerschaftliche Zusammenarbeit" 10. bis 12. Februar (2003) in Frankfurt am Main.
München (2004); 216 S.; Lit.; ISSN 1435-3016

Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V., München (Hrsg.)
Wohin steuert die stationäre Erziehungshilfe? Dokumentation zur Fachtagung „Zwischen Fürsorge und Eigenverantwortung - wohin steuert die stationäre Erziehungshilfe?“, 26. bis 27. Oktober 2006 in Berlin.
München (2007); 359 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 3-936085-62-5

Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V., München (Hrsg.)
Taube, Kathrin ; Vierzigmann, Gabriele ; Spindler, Manfred
Zurück zu den Eltern? Erfahrungen mit systemischer Familienarbeit in Haus Leuchtturm, einer heilpädagogischen Kinderwohngruppe mit Sozialtherapie, SOS-Kinderdorf Ammersee.
München (2000); 120. S; Lit.; ISSN 1435-3016

Steege, Gerhard
Zusammenarbeit mit Herkunftsfamilien im SGB VIII: Rechtliche und fachliche Grundlagen. Teil 1 und 2.
In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 83 (2010); Nr. 3; S. 101-106 und Nr. 4, S. 165-170; Lit.; ISSN 0003-2336

Strohmaier, Jürgen
Disziplin und Verantwortung. Aspekte zum pädagogischen Alltag in Einrichtungen der Erziehungshilfe.
In: Blickpunkt Jugendhilfe, Berlin: VPK - Bundesverband privater Träger der freien Kinder-, Jugend- und Sozialhilfe e.V.; 15 (2010); Nr. 3/4; S. 46-51; ISSN 1613-4230

Struck, Norbert
Qualitätsentwicklung und Beschwerdemanagement in Einrichtungen der Jugendhilfe - eine Zwischenbilanz und eine Empfehlung.
In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Beltz; 9 (2003); Nr. 4; S. 201-206; Lit.; ISSN 0947-8957

Stork, Remi (Hrsg.)
Kann Heimerziehung demokratisch sein? Eine qualitative Studie zum Partizipationskonzept im Spannungsfeld von Theorie und Praxis.
Weinheim: Juventa (2007); 264 S.; Lit.; ISBN 978-3-7799-1620-8

Thiersch, Hans ; Baur, Dieter ; Finkel, Margarete ; Hamberger, Matthias ; Kühn, Axel
Projekt „JUgendhilfe LEistungen (JULE)“. Zentrale Ergebnisse der Untersuchung zur Darstellung und Bewertung stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. - EREV -; 75 (1998); Nr. 3; S. 138-143; ISSN: 0943-4992

Treptow, Rainer
Gegenwart gestalten - auf Ungewissheit vorbereiten. Bildung in der Heimerziehung.
In: Neue Praxis, Lahnstein: Verl. Neue Praxis; 38 (2008); Nr. 1; S. 7-24; Lit.; ISSN 0342-9857

TU Berlin, Fakultät I - Geisteswissenschaften (Hrsg.)
Mund, Petra
Sozialpädagogisches Handeln unter kommunalem Haushaltsdruck. Ein Beitrag zur Frage der Steuerung der stationären Hilfen zur Erziehung.
Berlin (2010); 190 S., Anh.; Abb., Tab., Lit.
(phil. Diss.; TU Berlin 2010)

Tuider, Elisabeth ; Wilting, Klaus
Gute Orte in den Erziehungshilfen - Lebenswelten aus Sicht der Jugendlichen.
In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 15 (2009); Nr. 1; S. 54-59; Lit
ISSN 0947-8957

Universitätsklinikum Ulm, Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie/Psychotherapie (Hrsg.)
Goldbeck, Lutz ; Fegert, Jörg M. ; Schmid, Marc ; Besier, Tanja
Evaluation eines aufsuchenden, multimodalen ambulanten Behandlungsprogramms für Heimkinder zur Vermeidung stationärer kinder- und jugendpsychiatrischer Behandlungsaufenthalte. Modellprojekt zur kinder- und jugendpsychiatrischen Versorgung von Kindern in stationären Jugendhilfeeinrichtungen. Abschlussbericht.
Ulm (2008); 77 S.; Abb., Tab., Lit.
Univ. Köln, Humanwissenschaftliche Fakultät (Hrsg.)

Esser, Klaus
Die retrospektive Bewertung der stationären Erziehungshilfe durch ehemalige Kinder und Jugendliche. Ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung und Wirkungsorientierung.
Köln (2010); 600 S.; Abb., Tab., Lit.

Uttendörfer, Jochen
Traumazentrierte Pädagogik. Von der Entwicklung der Kultur eines „Sicheren Ortes“.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 60 (2008); Nr. 2; S. 50-65; Abb., Lit.;
ISSN 0342-5258

Walde, Michael
Nutzerbeteiligung durch Nutzerbefragung in der Jugendhilfe.
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 60 (2008); Nr. 1; S. 34-39; Abb., Tab.;
ISSN 0342-5258

Werner, Ulrich
Missbrauch in der Sozialen Arbeit. Missbrauch von Minderjährigen in Institutionen durch Mitarbeiter - Konsequenzen für das Personalmanagement.
In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 36 (2011); Nr. 3; S. 12-26; Abb., Lit.;
ISSN 0340-8469

Wer nicht hören will, muss fühlen? Zwang in der öffentlichen Erziehung. Schwerpunktthema.
In: Widersprüche, Bielefeld: Kleine; 28 (2008); Nr. 106; S. 1-93; Lit.;
ISBN13-978-3-89370-438-5

Wolf, Klaus
Können große Heime gute pädagogische Orte sein?
In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 59 (2007); Nr. 1; S. 2-9; Lit.; ISSN 0342-5258

Zörner, Stephanie ; Behnisch, Michael
„Zum Abendbrot bist du wieder da“. Funktion und Bedeutung von Essenssituationen in der Heimerziehung.
In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. - EREV -; 87 (2010); Nr. 5; S. 287-294; Lit.; ISSN: 0943-4992